VERHANDLUNGEN

DER

FÜNFUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

HALLE

VOM 1. BIS 4. OCTOBER 1867.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN UND 1 HOLZSCHNITT.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1868.

Neuer philologischer und Schulbücher-Verlag
von

B. G. TEUBNER IN LEIPZIG.

1868. Januar — August.

Blass, Dr. **Friedrich, die attische Beredsamkeit** von Gorgias bis zu Lysias. [VII und 633 S.] gr. 8. geh. n. 4 Thlr. 10 Ngr.

Böhme, Dr. **Gottfried,** Professor und Prorector am Gymnasium zu Dortmund, **Aufgaben zum Uebersetzen ins Griechische.** Für die oberen Klassen der Gymnasien. Dritte verbesserte Auflage. [XII u. 298 S.] gr. 8. geh. 24 Ngr.

Cholevius, Dr. **L.,** Professor am Kneiphöfischen Gymnasium zu Königsberg i. P., **praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze** in Briefen an einen jungen Freund. [IV und 190 S.] 8. geh. 24 Ngr.

Cornelius Nepos ex recognitione Rudolphi Dietsch. Mit einem Wörterbuch für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Haacke, Oberlehrer am Gymnasium zu Hirschberg. 8. [VI und 207 S.] geh. 12 Ngr.

Dietsch, Rudolf, Grundriss der allgemeinen Geschichte für die oberen Gymnasialklassen. Dritter Teil. Fünfte von neuem durchgesehene Auflage. gr. 8. [200 S.] geh. 12 Ngr.

Draeger, Dr. **Anton August,** Oberlehrer am kgl. Pädagogium zu Putbus, **über Syntax und Stil des Tacitus.** [XV und 107 S.] gr. 8. geh. n. 24 Ngr.

Grammatici Latini ex recensione Henrici Keilii. Vol. V. Fasc. II. [S. 329—685] Lex.-8. geh. n. 3 Thlr. 10 Ngr.

Haacke, Dr. **H.,** Oberlehrer am Gymnasium zu Hirschberg, **Wörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos.** Für den Schulgebrauch herausgegeben. 8. [VI u. 207 S.] geh. 10 Ngr.

Habenicht, Dr. **Richard,** Oberlehrer zu Plauen, **die Grundzüge der lateinischen Prosodie und Metrik** in berichtigter und vervollständigter Fassung kurz dargestellt. Zweite Auflage. 8. [41 S.] geh. 6 Ngr.

Herodiani Technici reliquiae. Collegit disposuit, emendavit, explicavit Augustus Lentz. Tomi II fasciculus prior reliqua scripta prosodiaca, pathologiam, orthographica continens. [IV S. und S. 1—611.] gr. Lex.-8. geh. n. 4 Thlr. 20 Ngr.

Homeri Odyssea ad fidem librorum optimorum edidit J. La Roche. Pars posterior. Accedunt testimonia veterum et indices. [308 S.] gr. 8. geh. n. 2 Thlr. 10 Ngr.

de Lagarde, Paul, Beiträge zur baktrischen Lexikographie. [80 S.] gr. 8. geh. n. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lüders, Dr. phil. **C. F.,** ordentlicher Lehrer am Johanneum zu Hamburg, **Chrestomathia Ciceroniana.** Ein Lesebuch für mittlere Gymnasialklassen. Zweites Heft. gr. 8. [XXV u. 207 S.] geh. 18 Ngr.

Mommsen, Aug., Athenae Christianae. Mit 2 Plänen [in Royal-Folio] in Farbendruck. gr. 8. [VIII u. 168 S.] geh. 2 Thlr.

Ovidii Nasonis, P., ex Ponto libri quattuor ad codicum fidem emendavit adparatu critico instruxit Otto Korn, Phil. Dr. gr. 8. [XXXII u. 213 S. mit 1 lithogr. Facsimile.] geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Poetarum scenicorum Graecorum Aeschyli Sophoclis Euripidis et Aristophanis fabulae superstites et perditarum fragmenta ex recensione et cum prolegomenis Guilelmi Dindorfii. Editio quinta correctior. 6. u. 7. Lieferung. 4. geh. à 20 Ngr.

VERHANDLUNGEN

DER

FÜNFUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

HALLE

VOM 1. BIS 4. OCTOBER 1867.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN UND 1 HOLZSCHNITT.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1868.

Inhalt.

Erste allgemeine Sitzung,

Dienstag, den 1. October 1867. Anfang 9½ Uhr.

Rede des Präsidenten zur Eröffnung der XXV. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner.

Hochansehnliche Versammlung!

Die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner welche vor zwei Jahren in Heidelberg tagte, hatte zum Ort der nächsten Zusammenkunft diese Stadt erwählt. Niemand ahnte wol damals welche Bewegung das vorige Jahr schon in seinem Beginnen ergreifen würde, niemand drang in die brennenden Fragen der Gegenwart tief genug, um zu muthmassen dass die meisten deutschen Staaten nach kurzer Windstille veranlasst sein könnten, geheim oder öffentlich, im Frühling zu rüsten. Als nun aber die Vorzeichen eines deutschen Krieges sich mehrten, als Preussen in den entscheidenden Kampf um Sein oder Nichtsein mit gesammelter Kraft eintrat und jedes Interesse der Wissenschaft in einem so kritischen Augenblick vor der Politik zurückwich: da glaubten wir im Mai die beabsichtigte Versammlung unter Erwartung eines günstigeren Zeitpunktes vertagen zu müssen. Kaum war aber die Gefahr des Vaterlandes, schneller als man hoffen durfte, vorüber gegangen, so folgte die Noth einer verheerenden Krankheit und hielt diese schwer geprüfte Stadt bis zum Spätherbst in bangen Sorgen. Das vergangene Jahr war daher wenig geeignet um hier in heiterer Stimmung gesellig zusammenzukommen und für einen solchen Zweck einzuladen. Jetzt da die Luft still geworden, hegen wir eine gute Zuversicht, und wir heissen die Vertreter der philologischen Wissenschaft und des Schulfachs, welche unserer diesjährigen Einladung vom 25 Juni so zahlreich gefolgt sind, von Herzen willkommen, hoffen auch dass nichts störend in den Weg trete, sondern alles sich gut fügen werde, um die unter uns verlebten Stunden in angenehmer Erinnerung rein zu bewahren. Mit gebührendem Danke rühmen wir zuvörderst die Geneigtheit und das bereitwillige Entgegenkommen, das von vielen Seiten her unsere Zwecke gefördert hat: vor allen die Liberalität des hohen Kult-Ministeriums, nachdem des Königs Majestät die Genehmigung für die in dieser Stadt beabsichtigte Versammlung allerhöchst ertheilt hatte, dann die freundlichen Bemühungen der städtischen Behörden und hiesiger Bürger, welche durch Aufnahme und gastlichen Empfang ihrer Besucher darthun, wie hoch sie die ihrer Stadt erwiesene Ehre, namentlich aber die Anwesenheit der erfahrensten Schulmänner in einem Zeitpunkt schätzen, wo sie neben vielen dringenden praktischen Aufgaben mit der würdigen Vollendung eines in grossartigem Stil angelegten städtischen Gymnasiums beschäftigt sind. Nicht minder wünschen wir, die durch ehrenvolle Wahl in Heidelberg zum Präsidium

berufen und fast überzählig[1]) als Präsident, erster und zweiter Vice-Präsident bestellt worden, dem uns geschenkten Vertrauen nach Kräften zu entsprechen; sollten wir dennoch hinter der Erwartung zurückbleiben, so wird man uns billige Nachsicht umsoweniger versagen, als jene Wahl uns Abwesende traf und wir weder zugesagt haben noch ablehnen konnten.

Doch wenden wir von diesen Zufälligkeiten den Blick auf unsere Stadt, in der deutsche Philologen und Schulmänner ein kleines Jubileum, ihre 25. Zusammenkunft, zu begehen denken. Sie haben im Lauf von dreissig Jahren viele namhafte Städte Deutschlands bis an seine fernesten Grenzen besucht, eine Reihe glänzender Residenzen mit Schätzen für Wissenschaft und Kunst bewundert, aber auch an Universitätstädten sich ergetzt und sogar in grossartigen Sammelplätzen alter und neuer Zeit für Technik, Gewerbefleiss, Handel, in Nürnberg, Augsburg, Hamburg verweilt. Diese Wanderungen durch Städte so verschiedener Art und Güte wurden ein vielfältiger Anlass Schönes zu sehen und zu lernen, auch traf es sich wol dass mancher verborgene Besitz gleichsam entdeckt wurde: so hatte eine reichhaltige Kunstsammlung, von der ins Ausland selten eine Kunde drang, in einem Versteck des wenig bereisten Altenburg die Bewunderung selbst des verewigten Gerhard in dem Grade erregt, dass er den Einheimischen öffentlich jenes Lindenau'sche Museum zu besserer Anordnung und Nutzung empfahl. Wer nun den ersten Cyklus philologischer Erinnerungen mit einer solchen Blütenlese aus Wissenschaft, Kunst und schöner Natur abschliesst, welchen gleichartigen Genuss kann diesem Halle bieten? Freilich nichts was durch Glanz überrascht, weniges was durch Naturreiz und anmuthige Form erfreut; wenn aber nach den Genüssen früherer Jahrgänge vielleicht auszuruhen erwünscht ist, um für weiteres sich zu sammeln, so mag kein zweiter Platz mittleren Ranges dafür besser zusagen. Schon der Charakter der Stadt und der Umgegend verdient die Aufmerksamkeit der fremden Besucher, welche hier nur vorübergehend oder niemals verweilten; wieviel mehr muss er die erhebliche Zahl derer beschäftigen, die in früheren Jahren als Studirende der Salana, vorübergehend als Lehrer den hiesigen Schulen angehörten und in einer wenig verwöhnten Zeit, als der Ort in einer nicht zu freundlichen Gestalt blos bescheidenen Ansprüchen entgegen kam, glückliche Stunden verlebten. Die meisten werden überrascht sein durch die veränderte Physiognomie der Stadt und ihrer Natur, vermuthlich auch manches nicht wiederfinden oder erkennen. Zwar mögen ihnen einige Grundzüge derselben als alte Bekannte sich merklich machen, die Luft, die wol anderwärts reiner, milder und durchsichtiger, aber doch besser als ihr Ruf ist, die Unebenheiten des Bodens, die Krümmungen ihrer der Schönheitslinie zugewandten Strassen; aber in höherem Grade müssen sie die Mischung des alterthümlichen Bestandes mit modernen Elementen wahrnehmen, das Heraustreten aus dem düsteren Tone und der mittelalterlichen Dürftigkeit in die Architektur der Neuzeit, den Zuwachs an ausgedehnten, mit Geschmack dem heutigen Bedarf angepassten Quartieren, die noch keinen Abschluss gefunden haben. Immerhin wird mancher auch jetzt geneigt sein mit dem Dichter auszurufen: *et adhuc vestigia ruris*; dennoch erscheint der Fortschritt, in Betracht so kurzer Zeit, gross genug um grösseres in befriedigender Harmonie zu hoffen. Wer nun aber die Saalufer, den Schmuck der Hallischen Flur betritt, die früher ein Bild primitiver Landschaft vor Laien und Geognosten entfalteten, und ihre Reize bewundert, mag wol über den Wechsel

[1]) Dieser Ausdruck entspricht der Wirklichkeit genauer als damals sich annehmen liess. Der erste Vice-Präsident lehnte den Wechsel im Präsidium ab: aus welchem Motiv, das besagt der Vortrag des Herrn Prof. Bergk im Eingang; aber auch der zweite Vice-Präsident lehnte weiterhin ab. Mir ist daher die Mühewaltung des Präsidiums bis zum Schluss verblieben.

jener originalen Formen erstaunen, die vor modernen Kunstbauten und Anlagen gewichen sind und die Natur mit den Anforderungen von Praxis und Lebensgenuss in Einklang gesetzt haben. Soweit darf die Betrachtung der eigenthümlichen Oertlichkeit ein vielfaches Interesse gewähren; noch etwas näher geht uns aber die Bedeutung der Stadt für die Wissenschaft an. Den Philologen, den Schulmännern und Pädagogen ist Halle klassischer Boden und es füllt mit seinen Leistungen, deren Nachwirkung weit über Deutschlands Grenzen hinausreicht, manches volle Blatt in den Geschichten der Alterthumsforschung, des Schulwesens und der Erziehung. Ein bekannter Ausspruch nennt Preussen das Land der Kasernen und der Schulen; er meint den auf Unterricht und Bildung gegründeten Militärstaat, dessen sittliche Kraft die Wunder des vorigen Jahres in ein helles Licht gestellt haben: an den zweiten Theil jenes Ausspruchs wird man nirgend lebhafter erinnert als in unserer Stadt, die gleichsam einen Auszug des Ganzen enthält. Nur wenige Jahrzehnte liegen hinter uns, seitdem Halle durch den Verkehr der Eisenbahnen aus der früheren Nüchternheit in einen weiten Kreis praktischer Interessen gezogen, mit Handel, Fabrikwesen und materiellem Betrieb vertraut geworden ist; bis dahin galten und genügten hauptsächlich zwei Lichtpunkte, denen Stadt und Landschaft den besten Theil ihrer geistigen Nahrung verdankten, Universität und Franckens Stiftungen. Wir müssten das gebotene Zeitmass überschreiten, wollten wir das Verdienst der Stiftungen nach Gebühr besprechen; uns mag die Thatsache hinreichen, dass diesen unvergänglichen Denkmälern christlicher Liebe, die das organisatorische Talent ihres grossartigen Gründers aus kleinen Anfängen zum Verein glänzender Lehranstalten und Institute ausbaute, Deutschland nichts ähnliches in Umfang und Wirksamkeit an die Seite setzen kann. Sie haben zum ersten Mal einen vollen Schulstaat ausgebildet, indem sie einen ausgedehnten Kreis des Unterrichts, Knaben-, Töchter-, Bürgerschule bis zu den Gelehrtenschulen, in jeder Abstufung umfassten und mit der höheren Realschule schlossen; den meisten jüngeren Unternehmungen (wie den Anstalten des Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin) ein Vorbild gegeben, Unterricht mit Erziehung verbunden, selbst das Haus oder das Familienleben nach Möglichkeit darin aufgenommen; sie haben endlich auch den Geist und die Methoden des Unterrichts verbessert. Nicht wenig kam ihnen zu statten dass sie mit der Universität im Verband und in steter Wechselwirkung blieben, dass sie von ihr stets frische Lehrkraft empfingen und ihrerseits praktisch geübte Lehrer an deutsche Schulen reichlich abgaben.

Wenn nun ehemals alle Welt vom Hallischen Waisenhaus oder von der lateinischen Schule zu Halle sprach, was sollen wir über den Ruf und Einfluss der alten Fridericiana sagen, der an Rang ersten preussischen Universität, der entfernte Landschaften treue Generationen Studirender zuführten? Nicht der kleinste Titel ihres Ruhms waren die Thaten der Philologen, und man darf behaupten dass diese Studien, nachdem ein schöpferischer Genius ihnen eine Stätte bereitet hatte, nicht mehr vom Hallischen Boden gewichen sind. Niemand in unserer Versammlung ist unbekannt mit den Erfolgen von Friedr. Aug. Wolf. Er hat die Bahn gebrochen, indem er aus dem Nichts eine grosse, rasch anwachsende Wissenschaft hervorrief, dieses sein Eigenthum aber an der Universität, was etwas bedeutet, als der einzige wirklich gehörte Lehrer 23 Jahre lang vertreten. Nachdem er nun ein neues Gebiet allgemeiner Bildung in die moderne Kultur und in den Lehrkreis eingeführt hatte, sah er noch eine praktische Nachwirkung seiner akademischen Thätigkeit, nach erfolgter Trennung des geistlichen Standes vom Lehrberuf, in der durch Preussen organisirten Gelehrtenschule, wo den philologischen Lehrern der Beruf ertheilt ist den Kern der Gymnasialbildung zu bewahren. Kürzere Zeit

haben an der unter dem Namen Halle-Wittenberg verjüngten Universität Seidler und Reisig gewirkt. Diese Männer des unähnlichsten Naturels konnten einander trefflich ergänzen und legten dadurch einen neuen Grund, dass sie die durch Hermann in Leipzig kräftig geförderten Methoden der formalen Philologie, der Grammatik, der Kritik und der Latein-Studien nach Halle verpflanzten. Die Jugend welche seiner Autorität begeistert folgte, leitete Reisig mit ungewöhnlicher Energie zur Präzision und Strenge der bis ins Detail abgerundeten Arbeit; und die Frucht seiner Wirksamkeit ging nicht verloren, als er in der Blüte der Jahre schied. Noch bis in unsere Tage hat der Erbe seiner Kunst Fr. Ritschl, was er hier begann, auf einem anderen Schauplatz der Vollendung nahe gebracht und einen Wetteifer vieler jugendlicher Kräfte für den gleichen Zweck geweckt; das Publikum verdankt dieser methodischen Kritik eine lange Reihe von Forschungen und berichtigten Texten. Was endlich in Halle für die Studien der orientalischen Sprachen und Denkmäler durch Gesenius und seine Nachfolger geleistet worden, das zu rühmen bleibt den Fachgenossen vorbehalten.

Lassen Sie mich lieber nach dem Masse der vergönnten Zeit ein wenig bei Wolf dem akademischen Lehrer verweilen. Der Name des Gründers der Alterthumswissenschaft ist in weite Fernen gedrungen und von einem verklärenden Glanz umgeben bis in die Gegenwart gross geblieben, dann durch Vorstellungen derer, welche sein Bild nur aus den Schriften, aus Traditionen und Zeugnissen der mitlebenden zusammensetzten, noch vergrössert worden, man darf sagen mythisch angewachsen. Der Geist der aus allem leuchtete was er schrieb und sprach, hatte die Neigung für ihn angeregt und machte der Hyperbel geneigt; daneben heftete sich ein Schatz von Anekdoten, ein Schwarm halbwahrer Sagen und kränkender Nachreden an seine Fersen oder an den sterblichen Theil dieser hervorragenden Persönlichkeit.[1]) Aber von dem Lehrer und seinem Verkehr mit der Jugend, seiner eigenthümlichen Art auf die Hörer einzuwirken, findet sich in solchen Schilderungen fast nichts. Selbst der jüngste Biograph, der mit einer seltenen aktenmässigen Genauigkeit das Leben Wolfs und seine Bedeutung für Schulwesen und Pädagogik dargestellt hat, weiss von Persönlichkeit und Charakter, von der Weise seines Vortrags, von seiner Stellung zu früheren und späteren Mitgliedern der beiden Universitäten und den daran geknüpften Antipathien nichts; man vermisst sogar ein Wort über das Aeussere dieses ungewöhnlichen Mannes: und er konnte doch manches dafür aus der Schrift von Körte dem Schwiegersohn Wolfs entnehmen. Dies ist die Lücke, welche gegenwärtig mit einigen Strichen zu füllen lohnt; eine vollere Zeichnung, die doch nicht überflüssig wäre, gestattet weder Ort noch Zeit; allein in kurzem werden sehr wenige zu finden sein, die jenen in der Nähe gesehen oder gehört haben. Wir beginnen sogleich mit dem Satz, dass Wolf nichts anderes als Lehrer sein wollte, mit einem Satze, den er in Berlin wiederholt und öffentlich aussprach.[2]) Zwar haben ihm wenige vollen Glauben geschenkt, die meisten hingegen und namentlich übelwollende darin nur einen Vorwand oder Versteck für seine sogenannte Faulheit gesehen; sie konnten mit einigem Schein auf die grosse Zahl der von ihm besorgten Ausgaben und seiner über zahlreiche Themen sich verbreitenden Druck-

---

[1]) Ein schöner Nachruf von Niebuhr, mit dem er seinen Aufsatz über die Sikeler (Kl. hist. u. philol. Schriften II, 227) glänzend schliesst, verdient hier einen Platz: „Möge Wolfs Andenken von historischer und Anekdotenbestimmtheit befreit, und er dann, nach dem Bild seiner Meisterwerke, als Heros und Eponymus für das Geschlecht deutscher Philologen, von der Nachwelt gefeiert werden."

[2]) Analekten I, p. VII. — „für jemand, der wie ich niemals Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein wollte".

schriften hinweisen. Indessen ist der letzteren Umfang fast klein, die Mehrzahl der Ausgaben nur propädeutischen Zwecken bestimmt oder der Einführung in die früher geringe, damals sehr erschwerte griechische Lektüre, vollendet und abgerundet war nichts ausser der klassischen Arbeit über die Leptinea und dem mit Geschmack ausgestatteten Text Homers; zum kritischen Commentar für den Dichter, dem er den besten Theil seines Lebens und einen nicht geringen Platz in seinen Sammlungen geweiht hatte, mangelten ihm Resignation und Ausdauer. Bei der Leichtigkeit mit der er eine Menge von Entwürfen ergriff und fallen liess, wird man weniger verwundert sein zu hören, dass er einen kleinen Abriss zur Geschichte der griechischen Litteratur beim zweiten Bogen abbrach, oder dass er im übernommenen Neudruck des Ernestischen Tacitus seine feinen Bemerkungen gerade bis zu A. II, 24 führte. [1]) Wenn ihn aber bei langwieriger Schriftstellerei die Geduld verliess, so lag ein erheblicher Grund in der niemals völlig zu befriedigenden Sorgfalt und Strenge, mit der er die Form zu beurtheilen pflegte. Wolf schrieb Lateinisch oder Deutsch gleich gewählt und körnig, aber langsam, mit aristokratischer Färbung und Schärfe des Worts, aus der eine weltmännische Persönlichkeit sprach; was er vorlängst hatte drucken lassen, wurde von ihm bei jeder Wiederholung unerbittlich gefeilt und mit Rücksicht auf Präzision oder Korrektheit einer genauen Revision unterzogen, ohne dass der Leser über solche Mühen nur ein Wörtchen erfährt. Belege belehrender Art wird man demnächst in einer Sammlung seiner kleinen Schriften finden, wie in der Reproduktion der Prooemia zu den Hallischen Lectionen oder seiner Homerischen Vorreden, vollends seiner frühesten deutschen Aufsätze, solche Nacharbeit überall zu Tage tritt. Diese Mühen der Form und Politur hätten ihn schon auf die Dauer gehindert dem Rath hochgestellter Männer zu folgen und die Mittheilung durch den Druck zum Ersatz für sein ehemaliges Auditorium zu wählen; seine Neigung wurde nur im Verkehr mit einer empfänglichen Jugend befriedigt, und alle Vorzüge des Drucks galten wenig — wenn wir seine so bezeichnenden Worte vernehmen — „für jemand, der sich seit langer Zeit an den zarten Reiz gewöhnt hat, welcher in der augenblicklichen Entwickelung unserer Gedanken vor gespannten Zuhörern liegt und in deren von dem Lehrer leise empfundenen lebendigen Gegenwirkung, wodurch in seiner Seele auf Stunden und Tage eine geistvolle Stimmung geweckt wird.“ Wieviele deutsche Lehrer dürften ein solches Bekenntniss machen? Kein Wunder: die Natur selber hatte ihn nicht nur in seiner leiblichen Erscheinung ausgezeichnet, sondern auch wie wenige zum Lehrer bestimmt und ausgerüstet. Eine stattliche Figur, ein schön geformtes Antlitz mit geistreichem Mienenspiel, woran die Tiecksche Büste hier lebhaft erinnert, ein fester auf hohes Lebensalter berechneter Körperbau, der frühen und späten Anfechtungen des auf seine Gesundheit einstürmenden trotzen konnte, daneben ein anmuthiges Organ mit wohlklingendem thüringer Ton: alles zusammengefasst erhöhte den Eindruck der vornehmen Persönlichkeit und des originellen Vortrags. Wer vermöchte nun aber den Zauber dieses Vortrags erschöpfend zu schildern, der auf deutschen Universitäten schwerlich seines gleichen gehabt? Wolf hatte den Trieb zu reden und konnte nicht blos die Jugend sondern auch eine gemischte Gesellschaft fesseln; er besass einen Grad gemüthlicher Wohlredenheit, der einen seiner Zuhörer aus jüngerer Zeit, Wilhelm Müller (den von ihm scherzhaft benannten

---

[1]) Man erfährt sogar aus dem Vorwort von Faesi, dass er im J. 1808 Vol. II von Mureti Variae Lectiones (nach seiner Versicherung im J. 1791 sollte dieser Band *proximis nundinis* folgen) in Angriff nahm, aber den Druck bei Bogen 6 abbrach und durch keine Bitten des Verlegers sich umstimmen liess.

minneliederlichen) an den Homerischen Ausspruch über Nestor erinnerte. Wir wissen eine Zahl gefeierter akademischer Lehrer, welche durch systematischen regelrechten ebenmässigen Vortrag glänzten, andere haben mit und trotz einer mühsamen und nicht geglätteten Weise zu reden gewirkt, andere trefflich und klingend, aber ohne jede bleibende Nachwirkung gesprochen. Den Eindruck des Wolfischen Vortrags schildert unbefangen Goethe (Jahreshefte W. 31. 203), der ihm verborgen lauschte: „Eine aus der Fülle der Kenntniss hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung.“ [1]) Dieser Vortrag war ein geistiges Spiel, für welches eine reiche Kenntniss des Alterthums und der gebildeten Welt zwanglos mit heiterem Witz und scharfen Sarkasmen sich verband, mit der Absicht zu belehren und zu selbständiger Thätigkeit anzuregen. Er machte seinen Wahlspruch wahr: „Habe Geist und wecke Geist“. Niemand sprach weniger als Wolf in der Art eines Buchs: dies erweist schon der Stand seiner im Druck herausgegebenen Vorlesungen und die Bemühung einiger Herausgeber, die Lücken und öden Räume mit mancherlei Zuthat auszufüllen. Was er aber gab, stand damals in den wenigsten Büchern und selten in der rechten Fassung; auch war der Stand des grammatischen Wissens, namentlich der griechischen Grammatik, noch so zweifelhaft, dass er viel elementares lehren durfte, was späterhin jeder in den Schulen empfing, und sein Homerisches Collegium, worin Mitglieder aller Fakultäten sich sammelten, galt als Vorschule für alle philologische Bildung. Immer lag der Reiz und die Stärke seines Vortrags weniger im gelehrten Theile des Unterrichts, den die Feder ergreift, als in den Bildern und Thatsachen einer Geist und Geschmack erweiternden idealen Welt, in den Anregungen eigener Kraft, um das Alterthum der Griechen und Römer mit Lust zu geniessen und seinen Nachlass methodisch zu studiren, in zahllosen, oft mit raschen Sprüngen oder Abschweifungen hingeworfenen Aphorismen und Beobachtungen, welche der Hörer aufnahm und in sich bewahrte, dem Papier höchstens fragmentarisch anvertraute. Abschweifungen der Art, die keinem heutigen Docenten gestattet sein möchten, wenn auch reich an Wissen und durch gute Laune gewürzt, glichen einem behaglichen Spaziergang in antiker und moderner Litteratur. Auch unterliess er nicht — denn er bewährte das alte Wort, *qui miscuit utile dulci* — aus seiner bibliographischen Erfahrung praktische Notizen über Bücher, ihre Werthe und Benutzung einzumischen; nicht leicht vergass man solche durch Humor gehobene Weisungen, und Wolf erwarb sich ein Verdienst, indem er das Andenken an verschollene Werke von Belang erneuerte, beiläufig auch unter uns wenig gekannte Schriften empfahl und in Umlauf setzte: wir erinnern hier nur an *Perizonii Animadversiones*

---

[1]) Hören wir zur Ergänzung auch Fr. Thiersch, der fast gleichzeitig (1804) von Leipzig her in Halle hospitirte. Thiersch's Leben I, 31. „Ich habe auch Wolfen gehört. Er liest vor einem Auditorio von ziemlich hundert Zuhörern — den Meno des Plato. Sie kennen wohl seinen schönen und so anspruchlosen Vortrag; als ob es in leichter Unterhaltung geschähe, wirft er die herrlichsten Bemerkungen wie im Vorübergehen hin, er sitzt gebückt auf seinem Stuhle im Katheder und verschwindet geräuschlos durch das Pförtchen hinter demselben“ u. s. w. Und weiterhin: „Dagegen sticht nun sein Homer gewaltig ab. Vorzüglich gefällt mir die Leichtigkeit, mit der er ihn, ungeachtet der grössten Gründlichkeit seiner Interpretation, zu behandeln weiss, dass man ihn tagelang hören möchte, immer unterhalten von seiner Laune und den überraschenden Resultaten seiner Untersuchungen, die ihm jede einzeln vielleicht monatlangen Fleiss gekostet haben und sich nun wie Schneeflocken, von seinem Witz getrieben, vorüber jagen.“ Kaum würde man ein Ende finden, sollten die begeisterten Worte der gleichzeitigen Hörer, eines Varnhagen, C. v. Raumer u. a. verzeichnet werden. Doch wollen wir den Vorbericht von Föhlisch zu den Consilia Scholastica im Wertheimer Progr. 1829 nicht vergessen.

historicae oder den Hermes von Harris. Alles gesagte deutet auf ein natürliches Lehrtalent: und nicht leicht hat ein Autodidakt zum Lehrer eines angeregten, gut gestimmten Auditoriums besser getaugt. Wolf vereinte das Geschick eines feinen Schulmannes und Kenners der Jugend mit dem Beruf und der Vielseitigkeit eines hervorragenden Pflegers der Wissenschaft, der zugleich ein gewandter akademischer Lehrer war. Mit welchem Takt er, fast noch ein Jüngling, das Rectorat von Osterode antrat und den Gehorsam einer verwilderten Anstalt erzwang, dies bezeugen ergetzliche Geschichten der Zeitgenossen; sie finden ein Seitenstück an den Erzählungen, die seine Thätigkeit als Visitator am Joachimsthalschen Gymnasium zeichnen; mit welcher Aufmerksamkeit er den Stufengang der Erziehung und des Unterrichts bis in Kleinigkeiten wahrnahm, das erhellt aus seinen anziehenden *Consilia scholastica*, dem Ueberrest einer zweimaligen Vorlesung. Nun war die Bildung künftiger Schulmänner ein vorzüglicher Augenmerk seines Seminars, in dem er mit gefürchteter Strenge waltete; der Preussische Staat zog daraus ehemals ebenso wie Baden und die Schweiz viele treffliche Lehrer; zuletzt beschäftigten ihn die Verfassungen und Lehrpläne der Gymnasien weit über das gewohnte Mass, wie man aus der urkundlichen Sammlung in der zweiten Hälfte von Arnoldts Biographie reichlich ersieht. Vermöge so gründlicher Einsicht in den Bedarf und die Fassungskraft der Jugend fand er das rechte Mass und den geeigneten Ton des Vortrags, der in geschicktem Wechsel den propädeutischen, für die Mehrzahl passenden Stoff mit dem zünftigen Detail verband. Sein Ansehn war zuletzt gross genug, um in der Universität einen unabhängigen Staat (wie Gleim sagte, eine fünfte Fakultät), zugleich ein Asyl für die vielen, welche vom theologischen Studium sich abwandten, zu behaupten.[1] Bei der Katastrophe von Halle 1806 schloss Wolf seinen ausgedehnten Cursus der Alterthumswissenschaft, den bisher kein philologischer Docent überboten hat, glänzend ab: er umfasste die sämmtlichen formalen und realen Fächer, eine grosse Zahl exegetischer Vorlesungen nebst der Didaktik, die Geschichte der alten Völker (Bredow nutzte diesen Theil für sein vielgebrauchtes Handbuch), zuletzt kam sogar die Lehre von der alten Plastik oder das archäologische Studium hinzu, worauf er in den letzten Jahren, von Goethe veranlasst, wenn auch mit unzureichenden Mitteln besonderen Fleiss verwandt hatte.

Diese summarische Charakteristik fordert noch einen kurzen Nachtrag, seine Wirksamkeit in Berlin betreffend. Zwar ist der Bericht über den letzten Abschnitt seines Lebens wenig dankbar, ihm fehlt der verklärende Glanz der früheren Jahre, denn er bildet nicht einmal eine Fortsetzung derselben in zusammenhängender akademischer Thätigkeit, sondern nur eine Folge von Vorlesungen an der neuen Universität, und die Sage klingt ungünstig oder übel, dass die Hauptstadt den Hallischen Wolf aufgezehrt habe. Noch mehr, wir vernehmen dass von denen, welche dort ihre Studien machten, einige (wie K. O. Müller und Lappenberg) wenig ehrenvoll über ihn dachten, während andere (darunter W. Müller und der Philosoph Schopenhauer) an seinen Lippen hingen. Soviel ist aber gewiss: den hohen Erwartungen, mit denen die Gelehrten[2]) und die Jugend ihm als einem Manne des ersten Rangs entgegen kamen,

[1]) Darüber hat er in einem Brief an J. von Müller (Suppl. von Müller's Werken, herausg. von Maurer-Constant IV. p. 381) sich offen ausgesprochen: „mich anbieten oder, was eigentlich geschehen müsste, mich verauctioniren kann ich doch nicht; und wie wenige gibt es die wissen, was ich für Halle that, wo ich vor 160—200 Zuhörern über Alterthum lesend die einzige deutsche Universität bei Geschmack an jenen nicht brotgebenden Studien erhielt."

[2]) Stimmen gelehrter und hochgestellter Männer aus der früheren Berliner Zeit hier vorzuführen liegt unseren Zwecken fern; und doch, gestehen wir, ist der Wortführer einer neuen Wissenschaft selten in dem Grade gefeiert und nach der menschlichen Seite hin geschont worden wie Wolf, der seines

entsprach er immer weniger, in die Studien jüngerer Philologen griff er nicht mehr bestimmend ein, die gewohnte Lust an akademischen Vorlesungen erkaltete fortdauernd in dem Grade, dass er sie fragmentarisch und ohne gleichmässige Vor- oder Nacharbeit hielt, mehrmals auch abbrach und im Sande verrinnen liess. Dennoch fand er wenige Zuhörer, die nicht diesen Kaltsinn bedauert hätten, und obgleich sie von anderen mehr zu lernen hofften, doch vom Geist und Witz des Wolfischen Vortrags gefesselt und erfrischt wurden. Man könnte fragen warum er, der nach der Hallischen Katastrophe „jene jahrelangen abscheulichen Ferien" schwer gebüsst, dem durch königliche Huld „freiere Musse zu ruhigem genussreichem Studiren und freigewählten Beschäftigungen" ohne jede Last eines Amtes zutheil geworden, keine Neigung mehr für ein empfängliches und fortdauernd wachsendes Auditorium zu fassen vermochte, nachdem er den „unselbsüchtigen Entschluss" verwunden hatte, „vor einer zuweilen sechsmal geringern Zahl von Zuhörern zu lesen, als er ehemals vor sich zu sehen gewohnt war." Ohnehin gewährte Berlin noch längere Zeit einen jungfräulichen Boden für schöpferische Philologie und hätte dem Meister gelohnt, der die Kräfte der zuströmenden Jugend mit etwas mehr als propädeutischer Kost zu nähren suchte. Der Grund so vieler Räthsel lag darin dass Wolf, als er in die Berliner Strömung gerieth, ein anderer geworden war und auf keinem festen Boden stand. Der Fall der Universität Halle war auch der Schluss seiner akademischen Wirksamkeit: er hatte nach einer ruhelosen Arbeitsamkeit das dringende Verlangen, auf der Höhe des Mannesalters auszuruhen und den Studien seiner Wahl nachzugehen, er begehrte ferner, nachdem er in Halle zuletzt isolirt gelebt und eine keineswegs erfreuliche Sonderstellung eingenommen hatte, kein akademisches Amt wieder anzunehmen;[1] überdies gestattete sein Naturel in Sachen weder der Praxis noch der Litteratur mit anderen sich zu verbinden und gemeinschaftlich zu wirken. Mit solchen Wünschen und Eigenschaften trat er kurz vor und um

---

Werthes sich allezeit bewusst blieb. Man darf Wilhelm v. Humboldt obenan stellen: der Briefwechsel im 5. Band seiner Werke bezeugt den grossartigen Geist jenes Staatsmannes, der durch die Schwächen seines verwöhnten Freundes sich nicht irren liess. Aber nicht geringer wollen wir das schöne Zeugniss anschlagen, welches Niebuhr in einem Schreiben an den Minister von Stein 1808 (Pertz II. 87.) mit williger Anerkennung eines seltenen Talentes aussprach: — „Schade ist es aber immer sehr, wenn wir den einzigen grundgelehrten Philologen verlieren, der jetzt in Deutschland lebt: seine Abhandlung über die Alterthumswissenschaft empfehle ich Ew. Excellenz als das interessanteste friedlicher Litteratur, welches seit langer Zeit erschienen ist. Ich glaube dass man seine Flecken, wenn sie auch noch so schwarz, sich selbst verhüllen muss, um nicht minder zu wünschen dass er erhalten werden könne. Für einen den er moralisch verderben mag, durch Umgang und Aeusserungen, erhebt er doch gewiss viele auf den Weg zum höheren Leben, der nur durch das Alterthum führt. Möchte das beherzigt werden und dass wir ihn schlechterdings nicht ersetzen können" u. s. w. Als Seitenstück mag hier zum Schluss das Wort stehen, welches sein grobkörniger Freund Zelter dem Heimgegangenen (Sept. 1824 an Goethe III. 450) nachsendet: „Seine eigentliche Krankheit schien mir immer eine Art von Unzufriedenheit mit sich selber, da ich ihn sonst als einen ganzen Mann von gesundem Korne erfunden habe." Zelter ahnte wol etwas von dem zehrenden Missbehagen Wolfs, dass er in Berlin seine Bestimmung verfehlt hätte.

[1]) Wolf an Beyme 1807 bei Köpke, die Gründung der K. Universität zu Berlin p. 167. „Wenn man an 22 Jahre sich Verdienste um die Universität zu erwerben gesucht hat, so hat man die Bitterkeiten einer neidischen Collegenschaft zur Genüge genossen, und die Neigung, ganz in das alte Verhältniss zu treten, rein verloren, besonders wenn man sieht, dass man auf eine andere Weise besser auf innere Verbesserung der Sachen selbst wirken kann." Seine Rücksichtslosigkeit (Härte würde man mit Schleiermacher sagen) hatte, wie Köpke p. 40 bemerkt, ihm keine Freunde gemacht, er fühlte sich in Halle vereinsamt. Letzteres beklagte schon W. v. Humboldt, s. Arnoldt Biogr. p. 133.

Stiftung der neuen Universität an die Neubildung des Preussischen Staats und die patriotischen Bemühungen zur Erhebung Deutschlands heran; seine Stimmung passte gar wenig zur Hingebung einer patriotischen Zeit, zu den unfertigen Zuständen, in denen er Ruhe für sich erstrebte; seine Gedanken über Reorganisation des höhern Unterrichts prallten von harten Gegensätzen ab, er wurde des Egoismus und der Herrschsucht beschuldigt, konnte trotz der feinsten Schonung, die W. von Humboldt ihm bewies, in die gegebenen Ordnungen sich nicht fügen und flüchtete zuletzt in zeitraubende Studien, die seinen Geist nicht füllten, in die von ihm benannten Uebersetzungsspässe und metrischen Spiele, biographische Sammelschriften und kritische Beiwerke, denen er in seiner letzten Unternehmung, den Analekten, einen Platz gab. Aber ein wissenschaftliches Werk hat er während so langer Jahre nicht mehr begonnen. Kein Wunder dass er dem Unmuth und den Gefühlen eines unbefriedigten Ehrgeizes häufiger einen herben Ausdruck lieh, sogar in einem Anschlag den Rückgang der Studien — *litterarum studiis in dies magis languescentibus* — öffentlich rügte; dass er halb als Einsiedler von der gelehrten Gesellschaft sich zurückzog und von den Genüssen der Hauptstadt umgeben an einer Lebensweise Gefallen fand, die seine Gesundheit frühzeitig untergrub. Endlich war sein Verkehr mit der Jugend ganz zufällig und an die Vorlesungen lose geknüpft, die er, ohne der Universität oder der Akademie der Wissenschaften näher anzugehören, beliebig und ausser allem Zusammenhange hielt; es blieb ihm unbekannt, wie sehr die Zeit in kurzem gereift und über den elementaren Bedarf hinaus gerückt war, der ihm in den Erinnerungen an seine frühere Thätigkeit vorschwebte. Man musste so starke Täuschungen beklagen, aber wenige haben eine thatenvolle Laufbahn gleich ihm mit Nachfolgern wie Böckh und Bekker abgeschlossen.

Diese Namen erinnern uns an den staunenswerthen Fortgang unserer Studien im Lauf eines halben Jahrhunderts. Früher ein Aggregat von lückenhaften Fächern und Schulen, die bisweilen um den Vorrang stritten, sind sie durch den kräftigen Verein von Meistern und Gesellen zum Organismus einer wohlgegliederten Alterthumswissenschaft gelangt und mancher Neubau moderner Philologie hat ihnen sich angeschlossen, der wie die Sprachenvergleichung auch den Arbeiten im altklassischen Gebiet heilsam geworden ist. Gleichzeitig haben diese mit historischem Sinn und in höherem Stil betriebenen Studien auch in der gebildeten Welt an Achtung gewonnen und allmälich die Vorurtheile namentlich des realistisch gesinnten Publikums gegen die gelehrten, auf philologische Propädeutik gegründeten Schulen besiegt. Nicht weniger ist mit den höheren Zielen und dem erweiterten Gesichtskreise das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Fachgenossen gewachsen, und sie sind mit dem Aufhören kleinlicher Polemik einträchtig geworden. Wir dürfen den Versammlungen der Philologen und Schulmänner nachrühmen, dass sie hierzu reichlich beigetragen und das Ziel erreicht haben, das ihnen bei der Stiftung dieser Vereine vor 30 Jahren zunächst vorgezeichnet war. Niemand bezweifelt ihren irenischen Einfluss, wo Männer aus fast allen Landschaften Deutschlands im Norden oder Süden gastlich vereint den natürlichen Anlass haben einander näher zu treten; seltner ist aber auf diesem neutralen Boden der Wissenschaft gemeinsam ein zeitgemässes Werk unternommen und durch Kenner aus ihrer Mitte gefördert worden. Was hier vermisst werden konnte, das hat die Bildung von Sectionen nach Möglichkeit eingebracht. Die Sonderung in Gruppen erschien als eine Nothwendigkeit, wenn die Mitglieder einer allzu gemischten Versammlung in die wechselnden Fragen der Wissenschaft und des praktischen Berufs selbthätig eingehen und mit den neuen Forschungen nicht ganz flüchtig sich befassen sollten. Auch

hätte schon die Theilung der Arbeit, welche mit dem rastlosen Fortgang aller fruchtbaren Wissenschaft gleichen Schritt hält, eine Gruppirung der Fachgenossen innerhalb der einheitlichen Gesellschaft erfordert, wie bei Naturforschern und Aerzten längst geschieht; und viele welche durch Amt und Wohnort auf ein mässiges Gebiet sich angewiesen sehen, erfreuen sich der willkommenen Gelegenheit, den Anbau manches fern liegenden und doch nicht fremden Feldes aus Vorträgen und Gesprächen namhafter Gelehrter unmittelbar kennen zu lernen und angefangene Studien neu zu beleben. So haben neben einander die Sectionen der Pädagogen, Archäologen, Germanisten ihre Kreise gezogen und unter wachsender Theilnahme, wie die gedruckten Verhandlungen darthun, Zeitfragen oder Themen der engeren Disciplin besprochen, ferner Orientalisten und zuletzt Mathematiker sich angeschlossen. Ein weiterer Zuwachs aber möchte nicht förderlich sein, sondern zur Zersplitterung des Ganzen, mindestens zur Abschwächung der allgemeinen Interessen führen. [1])

Ehe wir nun zu den Aufgaben der diesjährigen Versammlung übergehen, ziemt es sich einer Pflicht der Pietät zu genügen und der hervorstechenden deutschen Philologen und Schulmänner zu gedenken, welche der Tod in den beiden letzten Jahren abgerufen hat: *τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων*. Unter den Vertretern des Schulfachs sind zu erwähnen die rüstigen Würtemberger Bäumlein, bekannt als guter Grammatiker und Exeget des neuen Testaments († 1865), und der Geschichtforscher C. Pfaff († 1867), die Veteranen Poppo (1866) und Kohlrausch; noch in diesen Tagen (26. Sept.) hat Erfurt einen unserer emsigsten Schriftsteller Hartung verloren. Aus dem Kreise der akademischen Lehrer und Alterthumsforscher schieden aber im Laufe des Jahres hochbetagt Brandis, der unermüdliche Geschichtschreiber der Griechischen Philosophie, Ed. Gerhard und das Haupt der deutschen Philologie Aug. Böckh. Die Verdienste dieser beiden Zierden der Universität Berlin sind bereits mehrfach von kundiger Hand geschildert worden, man darf aber noch in nächster Zeit voll-

[1]) Ueber ein zweckmässiges Verhältniss der Sectionen zur Versammlung und zu den Aufgaben der allgemeinen Sitzungen wird man wol künftig gründlicher und wiederholt sich verständigen müssen. Letztere laufen sonst Gefahr, da die Themen der öffentlichen Vorträge nicht immer gut gewählt sind und diese den Ohren der Mehrzahl selten sich anpassen, von den Sectionen aufgezehrt zu werden, wo das Interesse der Fachgenossen am nächsten befriedigt wird und ein reicher Stoff für Belehrung wie für lebhafte Besprechung immer von neuem zuströmt. Wir begreifen daher das Wort von C. Fr. Hermann, welches er als Widersacher der eben beginnenden Sectionen aussprach: „Die Philologenversammlung haben Sie gesprengt.“ Unser Köchly, an den dieses Wort gerichtet war, berichtet zwar (Verhandl. der Heidelberger Vers. p. 14), das Vaticinium Hermann's sei nicht in Erfüllung gegangen; wenn er aber weiterhin ausführlich von den Fortschritten der Philologie, dann von ihrem pädagogischen Beruf redet und fordert, dass sie wieder Humanismus werden soll, zuletzt mit dem Resultat schliesst, dass durch die Philologenversammlungen seit einem Vierteljahrhundert ein Uebergang der wissenschaftlichen Philologie in den ethisch-pädagogischen Humanismus angebahnt sei, so haben wir uns an seiner aus vollem Herzen strömenden Beredsamkeit höchlich erfreut, können indessen nicht begreifen, in welcher Beziehung diese Gedanken zur Stellung der Sectionen stehen. Fassen übrigens jene Versammlungen ihren Werth so würdig als möglich, so werden die wenigen Stunden ihrer Dauer noch zu keiner wissenschaftlichen That ausreichen; sie mögen Zeugnisse des Humanismus und Vertreter einer höheren allgemeinen Bildung sein. Zuletzt hier die Bemerkung, dass wir von der neulich versuchten kritisch-exegetischen Section Abstand genommen haben. Eine solche mag im engeren gewählten Kreise gut vorbereiteter Genossen vortrefflich und fruchtbar sein; doch werden ihre reichsten Erwägungen und Resultate besser gelesen als gehört, und ihre rechte Stelle mag in einer philologischen Zeitschrift sein.

ständige Lebensbilder erwarten, die zugleich als wesentliche Beiträge zur Geschichte der von jenen vertretenen Fächer gelten mögen; uns gestattet das Zeitmass nur einen flüchtigen Rückblick auf ihre grossartige Laufbahn zu werfen. Was Ausdauer allen physischen Hindernissen zum Trotz und gewandtes Zusammenfassen der Kräfte vermag, das hat Gerhard bis in seine letzten Tage († 12. Mai) gezeigt. Als eine vermittelnde Natur war er glücklich bemüht auf einem Felde, das spielender Dilettantismus und Unkritik zerstückelten und unsicher machten, bleibende, durch Methode geregelte Sammelplätze zu stiften, wie wir nunmehr im archäologischen Institut zu Rom und seinen dreifachen Publicationen, in einer deutschen Zeitschrift für Denkmäler und Forschungen über alte Plastik, ferner in der archäologischen Gesellschaft zu Berlin besitzen; er beförderte die seitdem in reicher Fülle gegründeten öffentlichen und akademischen Museen für alte Kunst, er vermehrte den Schatz des archäologischen Wissens, besonders die Kunde der Griechischen Vasen und der Etruskischen Technik, mit unermüdetem Fleiss in Prachtwerken und monographischen Untersuchungen; wir wollen endlich ihm nachrühmen, dass er sich angelegen sein liess die philologischen Studien der alten Schule mit der von ihm benannten monumentalen Philologie in Wechselwirkung zu bringen und namentlich das Interesse der Lehrer an der letzteren zu wecken. Ueber Böckh, den Nestor deutscher Philologen, genügen vor dieser Versammlung wenige Worte; jeder ausgedehnte Bericht mag überflüssig scheinen. In einem langen glücklichen, durch Anerkennung Europas ausgezeichneten Leben hat er mit gleichem Erfolg als Gelehrter und Meister der historischen Philologie, als Schriftsteller und akademischer Lehrer gewirkt, und indem eine grosse Zahl von Talenten und mitstrebenden jüngeren Männern ihm sich anschloss, zum Ausbau der Alterthumswissenschaft vor anderen beigetragen. Werke wie sein Pindar, die Staatshaushaltung der Athener, die Sammlung der Griechischen Inschriften hatten neue Bahnen eröffnet und Nachfolge gefunden; ohne sein *Corpus Inscriptionum Graecarum* wäre wol kein *Corpus Inscriptionum Latinarum* möglich gewesen. Mass und Takt haben den Verfasser der metrologischen Untersuchungen wie in seinen gelehrten Arbeiten, so im Lauf des praktischen Lebens, dem er niemals fern stand, unwandelbar geleitet; seine Wirksamkeit schloss, glücklicher als die des Hallischen Meisters, ohne Misston und, was wenigen zu theil geworden, das Vertrauen und die Liebe der zahlreichen Zuhörer blieb ihm bis ins hohe Greisenalter. Wir aber eignen uns an so grossen Titeln des Ruhms einen bescheidenen Antheil zu. Böckh war unser, und was er Wolfen verdankte, hat er in der Zueignung seiner durch Reife hervorstechenden Erstlingsschrift über Minos und die vorderen Bücher der Platonischen Leges ausgesprochen; anderwärts auch den wohlthätigen Einfluss von Schleiermacher anerkannt, durch den sein philologischer Gesichtskreis gereinigt und erweitert wurde. Den unsrigen nennen wir endlich Fr. Haase, der diesen Studien und der Universität Breslau durch frühzeitigen Tod vor kurzem (16. Aug.) entrissen ist. Wir beklagen den Verlust eines durch Charakter und tüchtiges Wissen so bewährten Mannes, von dem wir manches lange verheissene Werk umsonst erwartet haben.

Soweit unser Vorwort: es ist Zeit den Zwecken dieses Tages näher zu treten und unter der guten Vorbedeutung des Namens Böckh zu beginnen. Ich erkläre demnach die 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

Zuerst sei mir gestattet das ehrende Schreiben seiner Excellenz des Herrn Kult-Ministers Dr. von Mühler vorzutragen, der durch gleichzeitige Geschäfte verhindert ist der an ihn gelangten Einladung zu folgen:

Berlin, den 26 September 1867.

Ew. Hochw. sage ich für die gefällige Mittheilung des mir unter dem 19 d. Mts. übersandten Programms der bevorstehenden 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner meinen Dank. Persönlich bei den Verhandlungen anwesend zu sein ist mir nicht möglich; ich nehme aber gerne Gelegenheit dem Präsidium meine lebhafte Theilnahme an diesen Vereinigungen mit dem Wunsche auszudrücken, dass sie ferner dem Interesse deutscher Wissenschaft und deutscher Pädagogik zu wahrhafter Förderung gereichen mögen.

v. Mühler.

Zum geschäftlichen Theil übergehend erwähne ich dass zu den Festschriften, welche jedes Mitglied der Versammlung erhalten hat, nemlich dem Programm des Pädagogiums und dem der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen, sowie dem kurzen Blick auf die Geschichte von Halle, ferner zu den (fünf) Monographien, welche die Sectionen der Germanisten, Orientalisten und Archäologen an ihre Theilnehmer in beschränkter Zahl vertheilen, als Geschenke der Verfasser, welche früher der *Fridericiana* angehörten, noch zwei Druckschriften, die erste in mehr als zweihundert, die andere in wenigen Exemplaren, hinzutreten.

vom Director Dr. Volkmann in Jauer, *Commentatio de Consolatione ad Apollonium Pseudoplutarchea, Jauraviae;*[1])

vom Bibliothekar Prof. Dr. Bindseil, *Concordantiarum Homericarum specimen cum Prolegomenis etc. Halis 1867*, später vollständig herausgegeben.

Wir wenden uns zur Bildung der Bureaus. Als Schriftführer werden empfohlen die Herren:

Dr. Volkmann, aus Pforta,
Dr. Hagen, Privatdocent in Bern,
Dr. G. Thilo und
Dr. G. Richter, beide Gymnasiallehrer aus Halle.

Nachdem dieselben genehmigt worden, nehmen sie Platz an dem für die Schriftführer bestimmten Tisch.

Hierauf erhielt Herr Prof. Gosche das Wort für eine geschäftliche Mittheilung. Er erwähnt, dass etwa 650 Einladungen nach allen Gegenden Deutschlands versandt worden, zugleich mit der Bitte, wer die Versammlung zu besuchen wünsche, möge bis zum 25 September davon dem Präsidium Anzeige machen, damit für Wohnungen sowohl als auch für das Festdiner die nöthigen Anordnungen getroffen werden könnten. Dieser Bitte seien aber nur 256 nachgekommen, während die Zahl der Theilnehmer schon jetzt 400 weit übersteige. Die Folge davon sei, dass beim Festmahl im Gasthof zum Kronprinzen nicht alle Gäste Platz finden würden. Die Inhaber der Karten von 401 an müsse er daher ersuchen, sich zum Diner in das Hotel zur Stadt Hamburg zu begeben.

Der Oberbürgermeister Herr von Voss hatte um das Wort gebeten, um im Namen der städtischen Behörden die Versammlung zu begrüssen. Derselbe sprach folgendermassen:

*) Diese interessante Forschung wird der Aufmerksamkeit der Philologen empfohlen. Der Gedanke des Bibliothekars Bindseil, einen zeit- und zweckmässigen Seber zum Homer zu redigiren, mag sich ohne weiteres empfehlen.

Meine Herren! Ich habe um die Gunst gebeten auf einen Augenblick als Laie Ihre Verhandlungen unterbrechen zu dürfen, um im Auftrag der Stadt Halle ehrerbietigen Gruss und Dank Ihnen auszusprechen, dass Sie es nicht verschmäht haben als das Ziel Ihrer 25ten Wanderung die alte Stadt Halle auszuwählen. Das alte Halle! meine Herren, sage ich. Es ist bereits bemerkt worden, dass mancher, der in Halle schon früher gewesen ist, den Eindruck empfangen haben würde, als habe es sich hier gewaltig verändert und als sei die Stadt im Begriff in reicher Entwickelung in die Reihe der grösseren Städte zu treten; indess bei Lichte besehen — und meine Herren, es ist ein bedenkliches Licht bereits von dem hohen Sitze der Beredsamkeit gefallen — näher betrachtet, da wird Ihnen doch nicht entgehen, dass wir es bisher doch nur zu Anläufen, wenn auch zu versprechenden und viel sagenden Anläufen gebracht haben, und dass wir zur Zeit uns so recht eigentlich im Zwitterzustand zwischen Alt und Neu, Klein und Gross befinden, in jener Periode des Wachsthums, wo der Rock alle Augenblicke zu kurz wird. Die Orientirungspläne haben zumeist auf Erinnerungen aus früherer Zeit und auf Institute hinweisen können, die dem alten Halle angehören, und so wäre es denn ein entschiedener Anachronismus gewesen, wenn wir, um unsere Freude zu bethätigen, wenn wir Ihnen da mit Ueberraschungen und Festivitäten hätten entgegentreten wollen, zumeist nur geeignet dem Selbstgefühl einer grossen Stadt zu genügen, die wir dem Sinne von Männern nicht bieten zu können glaubten, die doch nur geistige Befriedigung auf ihren Wanderungen suchen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit deutscher Gelehrten und Schulmänner nähren wollen — ein Gefühl, das in den rückwärts liegenden 25 Jahren nach aussen und in staatlicher Ordnung freilich keinerlei Befriedigung finden konnte, das aber heute bei dieser Versammlung, gleichviel an welchem Orte sie sein mag, immer mit Hoffnungen in die Zukunft blicken lässt. So, meine Herren, haben wir denn gemeint in Ihrem Sinne den engen Raum, den überhaupt dieses Programm gewährt, in dem Wunsche, gastliche Empfindung zu bethätigen, nicht besser auszufüllen, als wenn wir in den Räumen, die recht eigentlich ein Stück vom alten Halle sind, die zu allen Zeiten sich staatlichen und wissenschaftlichen Zwecken geöffnet haben, Ihnen da Gelegenheit zu geben, nach des Tages Arbeit in zwanglosester Weise der erneuten und neu angeknüpften Bekanntschaft unter einander sich erfreuen zu können. Indem ich Sie im Auftrage der Stadt denn nochmals auf das ehrerbietigste willkommen heisse, bitte ich Sie am Abende des folgenden Tages nach dem luftigen Spaziergange am Saalufer, wenn anders *Jupiter pluvius* uns gnädig sein wird oder sonst nach einer Musikaufführung im Saal des Volksschulgebäudes, wo Ihnen klassische Musik in Aussicht gestellt wird, sich dann im Stadtschiessgraben in geselliger Vereinigung möglichst zahlreich und freundlichst versammeln zu wollen

Präsident:

Ich ersuche nunmehr Herrn Rector Eckstein seinen uns zugesagten Vortrag über die Geschichte dieser Versammlungen zu halten.

Herr Rector Dr. Eckstein:

Auditores utriusque sexus et omnium ordinum ornatissimi! Der verehrte erste Präsident dieser fünfundzwanzigsten Versammlung hat mich aufgefordert einen Vortrag über die Geschichte unserer Versammlungen zu übernehmen. Ich bin auf seinen Wunsch gern eingegangen, weil ich dadurch eine willkommene Gelegenheit erhalte meinen Dank zu bethätigen an einer Vereinigung, der ich seit 1844 unausgesetzte Theilnahme bewiesen habe, die mir, wie gewiss

noch manchen unter Ihnen, eine grosse Lebensfreude, ja ein wahres Lebensbedürfniss geworden ist. Dreissig Jahre sind seit der Gründung unseres Vereins vergangen. Vierundzwanzig Versammlungen geben wohl einen Abschluss, bei dem es sich geziemt den Blick zurückzuwenden auf die Vergangenheit, wie andererseits der Scheidepunkt unserer Geschichte den Blick vorwärts lenkt auf die Zukunft unserer Versammlungen. Zunächst wird es sich nur, um einen Ausdruck officiöser Pamphletisten aus der Reactionszeit zu gebrauchen, um retrospective Studien handeln. Wenn ich dergleichen versuche nach der schönen Eröffnungsrede von Ahrens in Hannover[1]) und nach dem gehaltvollen Aufsatze des Geheimenrathes Firnhaber[2]), so wird sich das dadurch entschuldigen lassen, dass von diesen wahren Freunden unserer Versammlungen jener nur einen Theil meines Stoffes behandelt und dieser die Nothwendigkeit einer Neugestaltung ins Auge fasst, eine festere und strammere Organisation anstrebt, aus der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner einen streng gegliederten Verein schaffen will, wie derselbe ursprünglich bezeichnet war. Meine Mittheilungen sollen in harmloserer Weise das Erlebte zusammenfassen und damit Ihnen nach der ernsten Eröffnungsrede eine Erholung gewähren.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst die Entstehung dieser Versammlungen. Der erste Gedanke zur Gründung einer solchen Vereinigung ist von Rost auf der Naturforscher-Versammlung in Jena 1836 gefasst, der einzigen damals in Deutschland bestehenden Wander-Versammlung. Thiersch, Goettling und Ritschl trafen im Herbst 1837 in Rost's gastlichem Hause zu Gotha zusammen, um gemeinsam die Fahrt zu der Jubelfeier der *Georgia Augusta* zu machen. Auf der Reise dorthin im Extrapostwagen wurde der Gedanke weiter besprochen und während Goettling und Ritschl sofort die Zweckmässigkeit, ja Nothwendigkeit solcher Vereinigungen erkannten und Rost freudig zustimmten, hatte Thiersch noch mancherlei Bedenken und entschloss sich schwer die Sache zu versuchen und zu befürworten. Da nun in Göttingen v. Leutsch und Schneidewin einen gemeinsamen Sammelplatz der zur Festfeier gekommenen Philologen weislich vorgesehen hatten, auch die verschiedensten Richtungen und Bestrebungen der Philologie sich dort einigten, fand die von Thiersch vorgetragene Idee allgemeinen Anklang. Eingehende Besprechungen fanden statt und am 20 September 1837, am Tage nach dem Jubelfest (es war ein Mittwoch Vormittags), wurden in Gegenwart des deutschen Aristoteles, Alexanders von Humboldt, in O. Müllers Hause (nicht Ranke's, wie Firnhaber durch Storch[3]) verführt, angiebt), die Statuten angenommen und von 27 Anwesenden unterzeichnet.

Nach einem Menschenalter sind von diesen Gründern unseres Vereines fünfzehn verstorben, Thiersch, Kohlrausch, K. O. Müller, K. Lachmann, Jakob und Wilhelm Grimm, unser Meier, Emperius, Schneidewin, Geffers, Krische und Bode in Göttingen, Dahlmann, Rost und Grotefend der Vater. Noch lebt Welcker in Bonn, noch erfreuen sich einer segensreichen Wirksamkeit Goettling, Ewald, Ranke, Ritschl und die damals noch jüngeren v. Leutsch, Ahrens,

[1]) Verhandlungen der XXIII. Versammlung S. 15 fgg.

[2]) Schmid's Encyclop. des Erziehungs- u. Unterrichtswesens Bd. IV, S. 260.

[3]) Storch hat 1840 eine kleine Schrift „Der Philologenverein in Gotha" herausgegeben und dort jene Erzählung gegeben. Sie ist ganz richtig, wie mir Ranke jetzt ausdrücklich bestätigt. Mein Irrthum ist durch eine Stelle in einem Briefe von Thiersch (Bd. II, S. 463) veranlasst „Ich war Mittwoch bei Herrn Hofrath O. Müller in einer zahlreichen und heitern Gesellschaft zu Mittag gewesen, nachdem wir den Morgen unter uns Philologen die allgemeine philologische Gesellschaft in Gegenwart des Herrn von Humboldt constituirt hatten." In Ranke's Amtswohnung sind die Statuten unterzeichnet; nachher hat man bei O. Müller gespeist.

Caesar, Benfey, Karl Grotefend und zwei der Präsidenten unserer jetzigen Versammlung, Pott und Bergk. So hat sich doch zum dritten Male erfüllt, was Ahrens 1865 kaum wieder für möglich gehalten hat, dass sich in dem Präsidium einer Versammlung zwei von den Stiftern derselben befinden. Den Gründern, die sich heute hier zusammengefunden haben und sich über ihr wohlgelungenes Werk mit Recht freuen, gebührt unser wärmster Dank.

Was sollte der Zweck dieses Vereins deutscher Philologen und Schulmänner sein? Die Göttinger Statuten stellen ihm eine sehr hohe Aufgabe, denn die neugebildete „philologische Gesellschaft" wollte das Studium der Philologie in der Art befördern, dass es die Sprachen und die Sachen mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasste, wollte die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend machen, wollte die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen ziehen und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung sowie gegenseitige Achtung der Fachgenossen wahren, wollte endlich grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, unterstützen.

Was hier in der gedrängten Form der Satzung gegeben ist, werden wir leicht auf die wahren Motive der Vereinigung zurückführen können, nachdem bereits Ahrens einige Enthüllungen gegeben, die dem Theilnehmer hinter den Coulissen (wie er sich bescheiden nennt) nicht schwer waren, und Bestimmtes jetzt in dem wichtigen Briefe von Thiersch an G. Hermann [1]) vorliegt.

Zuerst und hauptsächlich handelte es sich um die Ausgleichung eines wissenschaftlichen Gegensatzes, der damals in der Betreibung der philologischen Studien scharf hervortrat, des Gegensatzes zwischen historischer und sprachlicher, realer und formaler Philologie [2]). Von F. A. Wolf angeregt hatte Böckh in der Philologie (ich sollte genauer wohl Alterthumswissenschaft sagen) die geschichtlich wissenschaftliche Erkenntniss des gesammten Lebens und Wirkens der antiken Culturvölker, die Philologie als die Wissenschaft von dem Leben der alten Völker erkannt und seine Thätigkeit besonders der politischen Seite des hellenischen Alterthums zugewendet und viele ausgezeichnete Schüler gebildet, die den von dem Meister gezeigten Weg eifrig verfolgten und von Berlin aus an andere Universitäten versetzt die neue Auffassung tüchtig vertraten. Dieser realen Philologie stand feindlich gegenüber die sprachliche Philologie. An ihrer Spitze war der eminente Kritiker und unvergleichliche Sprachkenner G. Hermann, dem Böckh selbst 1808 seine Erstlingsschrift mit tiefem Respect gewidmet hatte, der aber sich veranlasst fand, die ihm ferner liegenden Arbeiten des Berliner Heroen, auch seiner Schüler scharfer Kritik zu unterwerfen. Der Streit der Führer wirkte weiter zwischen ihren Schulen, zumal gar manche Schüler des grossen *grammaticus Lipsiensis* das Beispiel des Meisters carikirten und *et odisse et amare iubebantur*. Die Principien waren nicht unversöhnbar; das Wort der Vermittelung war leicht gefunden, und in Thiersch gewiss der geeignetste Vermittler gegeben. Jener wissenschaftliche Gegensatz ist längst ausgeglichen; entgegenstehende Richtungen in

---

[1]) Thiersch Leben Bd. II. S. 460.

[2]) „Die vorzüglichste Absicht ist, schreibt Thiersch, die Philologen der verschiedenen Sparten und Schulen in möglichster Zahl an einander zu bringen und die Hoffnung, welche daran sich knüpft, ist, dass der mündliche und persönliche Verkehr vieles ausgleichen werde, was sich widerstrebt, vieles fördern, was durch gemeinsamen Rath besser gedeihen wird." Das tritt auch klar in Ranke's Aufforderung zum Beitritte hervor, aus welcher Fr. Jacobs in den Personalien S. 287 Einiges mitgetheilt hat.

jener Abgeschlossenheit unserer jungen Jahre gibt es nicht mehr. Dazu hat der persönliche und mündliche Verkehr der Fachgenossen vieles ausgeglichen, was sich widerstrebte; gehässige Polemik ist seltener geworden, wenn auch leider noch nicht ganz geschwunden.

Wenn aber der Verein bei seiner Gründung die Philologie im weitesten Sinne des Wortes genommen, und, wie die Namen der Stifter zeigen, auch orientalische und germanische Philologie[1]), selbst die exegetisch-historische Theologie (Anfänge dazu sind einmal in Dresden gemacht) nicht ausgeschlossen hat, so sollten doch noch Jahre vergehen, ehe es zu einer Realisirung dieses Planes in seinem ganzen Umfange gekommen ist.

Der andere Zweck, der bei der Stiftung massgebend gewesen ist, tritt in den Satzungen weniger klar hervor und doch ist dieser praktische ebenso bestimmend wie jener theoretische gewesen. Es galt den Kampf gegen die Gegner, welche den Humanismus in den höhern Schulen verdrängen wollten, die alten Sprachen als unnütz verwarfen und die neuen Realschulen als allein auf der Höhe der Zeit stehend betrachteten. Manches hatten die Gymnasiallehrer selbst verschuldet; den älteren fehlte es an Verständniss für die neuen Anforderungen, die jüngeren griffen in Anwendung des Errungenen noch vielfach fehl, die Behörden schwankten. Es kam darauf an, das was Jahrhunderte hindurch sich bewährt hatte, zu sichern und diesen Punct fest ins Auge zu fassen. Thiersch und Rost waren die geeignetsten Männer, die beide in der Theorie übereinkamen, von denen jener auch bereits den Kampf scharf aufgenommen hatte und dieser durch das Treiben in unmittelbarer Nähe vielfach geärgert wurde. Auf diesem Gebiete gab es keinen Gegensatz zwischen den Vertretern der beiden philologischen Schulen; Hermann's Rede[2]) bei der Feier der Leipziger Kirchenreformation gibt seinen Gedanken darüber den beredtesten Ausdruck. So hat sich auch der Verein während der ersten Jahre seines Bestehens abwehrend und vertheidigend verhalten gegen die wider unsere höheren Schulen erhobenen Angriffe, gegen die masslos andrängenden materiellen Interessen, gegen das ungründliche Zuviellernen u. dergl. Der Beschluss von Basel, in einer gemeinsamen Schrift alle Angriffe gegen die Humanitätsstudien zurückzuweisen, ist unter den politischen Stürmen des Jahres 1848 nicht zur Ausführung gekommen; wir danken ihm nur eine treffliche Schrift unseres unvergesslichen Bäumlein. Als gar der Dresdener Verein oder vielmehr die Seele desselben, Köchly, die philologische Seite der Gymnasialstudien mehr in den Hintergrund zu drängen suchte und im Schosse der Gymnasien selbst die Anschauungen mehr auseinander gingen, da sollte solchen Bestrebungen auch in unserm Vereine durch die Theilnahme der Reallehrer eine Stütze geschaffen werden. Es ist leidenschaftlich darüber gekämpft. Die Reallehrer hatten sich aber selbst separirt und eigene Versammlungen veranstaltet, die bald wieder ihr Ende gefunden haben. Wir durften dies nur beklagen, diese Entfremdung, weil nach dem Ausspruche eines Reallehrers die Trockenheit der Philologie oder der Philologen (die letztere Lesart erscheint als die passendere) durch die wissenschaftliche Lebendigkeit der Reallehrer wesentlich gemildert worden wäre.

Nun, auch diese Kämpfe zwischen Humanismus und Realismus und ihren beiderseitigen Vertretern schweigen bei uns in Deutschland, während sie in Frankreich und England erst jetzt beginnen. Die Realschulen sind von Staatswegen organisirt, haben sich mehr und mehr humanisirt und dadurch den Gymnasien parallelisirt, und ihre Lehrer haben seit einer Reihe

[1]) Vgl. Thiersch II. S. 466.

[2]) Opuscul. VII. p. 421.

von Jahren an unsern Verhandlungen ungehindert theilgenommen. Die ausdrückliche Einladung an die wissenschaftlich gebildeten Reallehrer, deren Theilnahme in Darmstadt beschlossen, aber nie ausgeführt ist, hat erst Köchly 1865 ausgeführt, ohne dass ein Bedürfniss dazu vorlag. Eingeschlossen in die Fassung der Göttinger Statuten sollten sie nicht sein, die Reallehrer, darüber darf kein Zweifel sein — die dort genannten Vertreter der Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie sollten sich auf die Gymnasien beschränken; aber sie waren auch nicht ausgeschlossen; denn deutsche Schulmänner sind sie sicherlich.

Bei Bestimmung der Versammlungszeit sind die Schulferien massgebend gewesen; der Michaelistag 1838 war für den Beginn der ersten Versammlung angesetzt. Ueber diese Zeit sind die meisten Klagen eingelaufen, weil die Verschiedenheit der Ferienordnungen in den einzelnen Vaterländern die Wahl eines für alle Schulmänner gleich bequemen Termins unmöglich macht. Der Süden und Westen beginnt mit dem 1. October das neue Schuljahr, der Norden bis an die österreichische Grenze lässt die Herbstferien vom 1. October erst beginnen. Daher das Schwanken zwischen der letzten September- und der ersten Octoberwoche, daher die diesjährige Bestimmung mit Rücksicht auf die östlichen Provinzen Preussens (von denen sich jüngst Schlesien emancipirt hat), und vielleicht auch auf Sachsen und Thüringen, während jenseits der Mainlinie der Verdacht laut wird, nur um die Süddeutschen auszuschliessen habe man die Versammlung in einer preussischen Stadt in eine Zeit gelegt, die es allen Lehrern der Gymnasien unmöglich mache die Versammlung zu besuchen. Ungerechtfertigtes Misstrauen — aber erklärlich und entschuldigungswerth in dieser Zeit der Zerrissenheit der Gemüther.

Vier Tage sind für die Dauer der Zusammenkunft stets festgehalten, hier werden es ohne erkennbaren Grund zum erstenmal drei.

Bei der Wahl der Orte ist man auf einen Wechsel zwischen Nord und Süd ziemlich bedacht gewesen, wobei es denn an geographischen Fictionen nicht gefehlt hat, denn Altenburg gehörte zu Süd-, Frankfurt a. M. zu Nord-Deutschland, ohne dass damit ein *malum omen* für die jüngste politische Gestaltung gegeben werden konnte. Seit 1838, der ersten Versammlung in Nürnberg, ist der Verein zusammengekommen 1839 in Mannheim[1]), 1840 Gotha, 1841 Bonn, 1842 Ulm, 1843 Kassel, 1844 Dresden, 1845 Darmstadt, 1846 Jena, 1847 Basel, denn in der Wissenschaft gehören Basel, Bern und Zürich zu Deutschland und schicken uns alljährlich ihre treuen Mitglieder. Die Unruhen der Jahre 1848 und 1849 nöthigten die Versammlung auszusetzen, erst 1850 folgte die Berliner Versammlung, 1851 Erlangen, 1852 Göttingen, 1854 Altenburg (1853 war wegen der Landestrauer in jenem Herzogthum die Berufung nicht thunlich), 1855 Hamburg, 1856 Stuttgart, 1857 Breslau, 1858 — durch die Bemühungen des von Preussen jüngst wieder annectirten Bonitz — Wien, 1860 Braunschweig (bei der politischen Constellation des Jahres 1859 war es nicht räthlich erschienen zusammenzurufen), 1861 Frankfurt, 1862 Augsburg, 1863 Meissen, 1864 Hannover, 1865 Heidelberg, 1866 musste natürlich ausfallen, weil es uns Deutschen ging wie den Achäern vor Ilios, von denen der Dichter sagt „ὁμοῦ πόλεμός τε δαμᾷ καὶ λοιμὸς Ἀχαιούς“. Heute ist es zum viertenmale seit der Zeit des Bestehens eine preussische Universitätstadt. Man sieht daraus dass der Verein in dem alten Deutschland weder viele Atticisten noch viel weniger Lakonisten zählte, dass er vielmehr die Mittel- und Kleinstaaten, ja die Republiken gern aufgesucht und

[1]) Fr. Jacobs Personalien S. 289.

sich dort auch wohl gefühlt hat. Wir haben Deutschland nach allen Richtungen durchwandert und nur einmal den Fuss auf Schweizer Boden gesetzt und auch da in eine alte deutsche Stadt.

Die grössere oder geringere Frequenz der Versammlungen ist durch vielerlei Aeusserlichkeiten bedingt. Anfangs hinderte die Schwierigkeit des Reisens an zahlreicher Betheiligung. Nachdem die Eisenbahnen immer weiter ihre eisernen Bande ausgebreitet hatten, war es der Glanz der grössern Residenzen oder die schöne Lage der Universitäten am Rhein und Neckar, die die Zahl der Theilnehmer besonders wachsen liess. Es war kein Wunder, dass sich in Nürnberg (wo damals die erste Eisenbahn nur nach Fürth führte) nur 81 zusammenfanden, in Ulm 154, Mannheim 158, Erlangen 180, Göttingen 186, bis zwischen 200—300 in Gotha 210 (was damals als das non plus ultra galt), 226 Darmstadt, 236 Basel, 262 Bonn, 267 Augsburg, 270 Hamburg, 275 Meissen, 293 Altenburg, über 300 in Braunschweig 323, Stuttgart 330, Breslau 335, Frankfurt 344, Berlin 353, Wien 356, Jena 361 (die magische Anziehungskraft der freundlichen Athenae Salanae ging also über die Kaiserstadt an der Donau trotz der wohlfeilen Fahrpreise für die Schlesier); endlich über 400 Dresden 412 und in dieser Zahl ist der Eine Dresdener nicht, der sich damals grollend zurückzog [1]), nachher aber dem Vereine (so oft es ihm möglich war) die lebendigste Theilnahme geschenkt hat, 440 Hannover, endlich 477 Heidelberg, die höchste bis jetzt erreichte Zahl, die in sehr erfreulicher Weise durch die hiesige Versammlung noch übertroffen wird.

Dass das Land, wohin die Versammlung kommt, die Mehrzahl der Theilnehmer liefert, ist natürlich; das bedingt auch die Verschiedenheit der Physiognomie derselben. Unsere Versammlungen können sich nicht gleichen wie ein Ei dem andern, sondern repräsentiren mehr oder minder die Landschaft, in der sie abgehalten werden: Stuttgart und Ulm, Erlangen und Augsburg boten einen ganz anderen Anblick als Berlin und Hamburg, Breslau und Wien, wo zum erstenmale auch die geistlichen Orden in grösserer Zahl ihre Vertretung fanden. Das heitere jenaische Leben könnte sich hier in der andern Saalstadt wiederholen, wenn nicht die wachsende Blüte der Salzstadt in industrieller und mercantiler Beziehung die Universität (wie die Schulen) bereits in die Vorstädte verdrängt hätte. Eine preussische Stadt ist es; ob sich Ono Klopp's geistreiche Erfindung der Identität des Friedericianismus mit dem Antichrist in derselben bewähren werde, ich weiss es nicht. Des Teufels sein können wir, des Teufels werden wollen wir nicht, in keiner der verschiedenen Bedeutungen, die Hildebrand oder Weigand nach unserm Tode einmal in dem deutschen Wörterbuche verzeichnen werden.

Die Leitung führte anfangs ein Vorsitzender, von 1841 (Bonn) an zwei (statt der Monas die Dyas) aus erklärlichen Gründen, und das ist die Norm geblieben, wenn nicht lokale Verhältnisse einem Präsidenten die Cooptation seiner Collegen zu überlassen nöthigten, oder zur Wahl von drei Veranlassung gaben, wie hier (die Trias-Idee).

Getagt haben wir in den verschiedensten Lokalen; die Universitätsstädte haben uns freundlich die Benutzung ihrer aulae gestattet, die alten ehrwürdigen Reichsstädte Nürnberg, Frankfurt und Augsburg ihre Rathhäuser geöffnet, die Residenzen Stuttgart und Braunschweig die Säle ihrer Landstände, Gotha das Orangeriehaus, Dresden den Doublettensaal auf der Terrasse; die Gymnasien ihre stattlichen Versammlungssäle, von denen der Altenburger zugleich die Sitzungsräume für die Landesvertreter darbietet.

---

[1]) Die Bestimmung des Vice-Präsidenten hatte das Lehrercollegium der Kreuzschule veranlasst sich an dem Vereine als solchem nicht zu betheiligen. Köchly allein hielt den Protest aufrecht.

Misstrauen der Staatsbehörden hat sich vielleicht nur vor der ersten Versammlung bei dem Abelschen Ministerium in Bayern gezeigt, denn Thiersch war für alle Ausschreitungen verantwortlich gemacht und hob deshalb nachdrücklich hervor, dass in unseren Versammlungen nichts als Friedsames und Wissenschaftliches verhandelt und erstrebt werde, was jedem Staate, welches auch die Formen seiner Verwaltung seien, sich heilsam erweise. Es sollte kein Wort über Politik gesprochen werden, und als eines Abends die Unterhaltung gar zu lebhaft wurde und auf das verpönte Gebiet überzugehen schien, hat der Präsident höchst eigenmündig alle Lichter ausgeblasen und dadurch dem Minister in der Hauptstadt Ruhe geschaffen.[1]) Einmal hat ein Vortrag bei den Staatsbehörden oder vielmehr an allerhöchster Stelle Anstoss gegeben und weitere Nachfragen veranlasst; das war im Jahre 1850 in Berlin, als Jakob Grimm von vielen veranlasst wurde das Wort zu nehmen in der Angelegenheit Schleswig-Holsteins und in ergreifender Ansprache den Antrag stellte, dass diese Versammlung deutscher Philologen mit franken und freien Worten öffentlich erkläre, „die Sache Schleswigs ist eine gerechte, heilige, unverbrüchliche des ganzen Deutschland.“ Entstellende Berichte über diesen Vortrag, infolge dessen nicht einmal die vorgeschlagene Resolution wirklich gefasst, sondern dem Antragsteller nur Dank und Anerkennung durch Erheben von den Plätzen ausgedrückt wurde, mussten damals in massgebenden Kreisen Missfallen erregen, zumal auch ein Seitenblick auf das Verfahren hartherziger Theologen in derselben Angelegenheit geworfen war. Der Versammlung entging deshalb die Gnade und Huld des nun heimgegangenen Königs; weitere Folgen als einige Berichte des Präsidenten und des damaligen Secretärs hatte die Angelegenheit nicht.[2]) Sonst hat sich der Verein fern gehalten von dem politischen Bramarbasiren, ist überhaupt der Politik aus dem Wege gegangen ohne grosse Aengstlichkeit, wenn er auch gern mit einem Hochrufe für das deutsche Vaterland, die gemeinsame Mutter, sich getrennt hat und diesen sogar bald zu dem einigen und freien Deutschland gesteigert hat, oder zu dem freien und einigen, um den Unterschied zwischen Nord und Süd zu documentiren. Im Gegentheil haben Staats- und Stadtbehörden überall für wirthliche Aufnahme und gesellige Unterhaltung auf die zuvorkommendste Weise Sorge getragen, und in der Regel mehr gewährt als die Versammlung beansprucht, als Dach und Fach. Auch die Mitglieder der Fürstenhäuser haben sich unseren Berathungen nicht entzogen. Insbesondere ist hier der Wettiner zu gedenken in ihren verschiedensten Abzweigungen der Ernestiner und Albertiner, deren Wohlwollen in Gotha, Dresden, Altenburg und Meissen sich glänzend gezeigt hat.

Die Göttinger Satzungen haben gegolten bis zur Berliner Versammlung und haben wesentlich dazu beigetragen die Einheit der Versammlungen zu wahren. Aber bereits in Darmstadt 1854 haben wir (so kann ich sagen, denn ich stand mit Peter, Köchly, Curtmann, Klumpp und andern Betheiligten) den in Ulm bereits vergeblich angebahnten Versuch gemacht, eine pädagogische Section abzuzweigen, die in früher Stunde zusammentretend niemals auf die allgemeinen Verhandlungen störend eingewirkt hat. Sie hat sich ihren Platz mühevoll erkämpft und siegreich behauptet, in Basel aber, wo sie todtgeschwiegen werden sollte, sich selbst geholfen; Brüggemann war unter den rührigsten Helfern. Die gesetzliche Anerkennung hat sie erst durch die Berliner Statuten erhalten. — Die Orientalisten, auf Fleischers Anregung zuerst

[1]) Vgl. Thiersch's Leben II S. 503.

[2]) Ein interessanter Bericht A. Böckh's an den damaligen Minister von Ladenberg ist in meinen Händen; mein Bericht ist mir verloren gegangen.

1844 in Dresden vereinigt, haben gleichfalls in Darmstadt die deutsche morgenländische Gesellschaft gegründet, die in ihrer Selbständigkeit neben und mit uns besteht und seit Meissen aus dem Namen des Vereins geschwunden ist, weil ihre Mitglieder jedenfalls deutsche Philologen sind. Die Germanisten sind in dem Kaisersaale des Römers 1861 zu uns getreten und haben 1863 in Meissen auch die Vertreter der romanischen Philologie zu sich aufgenommen. Mehr Mühe hat die Begründung einer besondern archäologischen Section gemacht; in früheren Jahren haben wir dahin gehende Vorträge in den allgemeinen Versammlungen mit Vergnügen gehört und werden sie auch ferner gern hören. Seit Berlin erst ist an mehreren Orten eine besondere Section gebildet und dadurch leider vielen Schulmännern Anregung und Förderung auf diesem Gebiete entzogen. Eine besondere Section für Mythologie hat Forchhammer wiederholt beantragt, einmal sogar eine für Aristoteles. Die Mathematiker haben in Hannover (1864) höchst interessante Verhandlungen gepflogen, aber schon in Heidelberg ward es ihnen unmöglich sich wieder zu einer besondern Section zu constituiren. Heidelberg hat in der Sectionenbildung das höchste (das ist wenigstens meine Ansicht) erreicht, denn als Dictator konnte Köchly dort schalten und walten. „Die frei gebildeten und frei arbeitenden Sectionen neben der einheitlichen Versammlung" wuchsen noch um eine kritisch-exegetische Section. Es ist an der Zeit diese Zersplitterung einer ernsten Prüfung zu unterwerfen, wozu die Statutenberathung Gelegenheit geben wird. Während das Streben nach Einigung und sogar nach Einheit die Nation erfüllt, dürfen wir uns nicht noch mehr zerreissen und mit der Vielfachheit der Gestaltung die Einheit endlich verlieren.

Was haben unsere Versammlungen gewirkt? Welches war zunächst ihr wissenschaftlicher Ertrag? Wir haben oft gehört, die wissenschaftlichen Abhandlungen, die vielen nützlichen und bedeutenden Arbeiten, die hier zum Vortrage gekommen sind, lesen sich viel besser in den gedruckten Verhandlungen: als wenn das lebendige Wort, die Art und Weise, in welcher ein Meister der Wissenschaft selbst einen geringfügig erscheinenden Gegenstand behandelt, seine ganze Procedur gering anzuschlagen wäre. Wenn Böckh eine kleine griechische Inschrift behandelt und die Verbesserung an der Tafel entstehen lässt, oder wenn Döderlein die Stelle eines Schriftstellers vornimmt oder gar das Steckenpferd der Etymologie besteigt, wenn Thiersch seinem Munde die Worte *melle dulciora* entströmen lässt, oder der liebenswürdige Hyperboreer Gerhard ein Vasenbild erklärt oder K. Fr. Hermann die allseitige Fülle seines gründlichen Wissens entwickelt — gewährt das nicht ein ganz anderes Interesse als wenn man auf stiller Studirstube eine Abhandlung der Meister liest? Dieser Gewinn ist überhaupt nicht greifbar: *crescit occulto velut arbor aevo.* Und doch gibt es auch sichtbare Früchte und Ergebnisse.

Denn welchen Gewinn hat nicht die epideiktische Beredsamkeit der Deutschen gehabt allein durch die Eröffnungsreden der Präsidenten! Wenn in den früheren Jahren dieselben sich mehr den zeitweiligen Verhältnissen unserer Studien und Bestrebungen zuwendeten und oftmals apologetisch auftraten (ich erinnere an Thiersch, Jacobs, Welcker, Böckh, Döderlein, Foss, während Krüger das Schulamt in Vergleich stellte zu dem akademischen Lehramte und Ahrens zeigte, dass unser Verein seine Aufgabe, eine innige Gemeinschaft zwischen der Philologie und der Schule zu erhalten glücklich gelöst hat), haben andere uns in die Vergangenheit geführt, und bald die Wirksamkeit einzelner Länder und Städte für unsere Wissenschaft vorgeführt, wie Schulze über Sachsen, Gerlach die philologischen Studien Basels bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts oder Mezger die grossen Humanisten Augsburgs, endlich Köchly Heidelbergs Humanisten und Philologen; bald Lebensbilder einzelner Männer gegeben, wie

G. Hermann das seines Lehrers Reiz oder Classen in classischer Weise über Goethe's Verhältniss zur classischen Philologie und Alterthumswissenschaft, Dietsch über Lessing, endlich Roth über seinen Bruder, der auch als praktischer Staatsmann der Philologie treu blieb und seinem württembergischen Schulsack auf diesem Gebiete alle Ehre gemacht hat. Aber auch die Zukunft unserer Wissenschaft ist ins Auge gefasst von K. Fr. Hermann, Miclosich (über das Verhältniss der classischen Philologie zu der modernen) und vor allen von dem uns unvergesslichen Haase, der den sprachlichen Studien ihre neue Aufgabe vorgezeichnet hat.

Und unter den Vertretern unserer Wissenschaft auf den deutschen Universitäten haben nur wenige ihre Theilnahme, ich meine ihre thätige Theilnahme unsern Versammlungen versagt; noch wenigere haben sich geflissentlich fern gehalten. Von den Verstorbenen haben Fr. Thiersch, K. Fr. Hermann, Döderlein, Walz die meisten Vorträge gehalten, aber auch Schneidewin, Nägelsbach, Zumpt, Preller, Gerhard und Böckh dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Unter den Lebenden verdient mit Auszeichnung genannt zu werden Gerlach von Basel, den wir in dem Jahre seines Jubiläums schmerzlich in unserer Mitte vermissen, weil er nur wenige Versammlungen versäumt und fast bei jeder einen Vortrag gehalten hat bis zu dem letzten über Tacitus Germania in Hannover, sodann Forchhammer, der unermüdliche Kämpfer für die mündlichen Discussionen, Urlichs, Köchly, Stark, Petersen, Linker, Lange, Bursian, Steinthal, Overbeck, Bippart, Thomas; andere hätten wir gern noch öfter gehört, wie Halm, Sauppe, Vischer, die beiden Curtius, L. Schmidt, Oncken, Conze, Schwabe, Vahlen, Schenkl. Wollte ich auch der Schulmänner gedenken (ich nenne die verstorbenen Bäumlein, W. Rein, den rüstigen, die beiden Gothaner Rost und Wüstemann) und etwa von dem Vortrage unseres Ahrens über die gemischten Dialekte der Lyriker, der reich war an den feinsten grammatischen Beobachtungen und voll der ergiebigsten Resultate, beginnen und herabgehen bis zu den phonologischen Experimenten Wochers, den phonischen Figuren Kirchhofs und anderen Verirrungen, ich würde das von Ihnen gewiss sehnlichst erwartete Ende nicht finden. Wohin ich Hassler setzen soll, weiss ich nicht, er hat sich immer zu dem Orient gehalten und doch die allgemeine Versammlung erfreut mit seinen Vorträgen, und das haben zu unserer grossen Freude auch andere Mitglieder derselben Section gethan, wie Brugsch, Fleischer, Gosche u. s. w. Düntzer rechne ich natürlich zu den Philologen. Hoffentlich wird jetzt ein Generalregister über die 25 Bände angefertigt und damit die Uebersicht des in den gedruckten Verhandlungen vergrabenen reichen Schatzes erleichtert: denn was Bergk in Kassel begonnen hat, ist seitdem unterblieben.

Lateinische Vorträge gehören zu den Seltenheiten. Nägelsbach in Nürnberg, Schilling in Mannheim haben so geredet; eigentliche Vorträge in dieser Sprache haben nur drei gehalten Beyer (jetzt wohl in Hof) über die sogenannte Ino-Leukothea der Münchener Glyptothek, Fickert in Breslau über eine Vereinfachung der Lehrgegenstände im Interesse der Sprachstudien, etwa nach dem Massstabe der Jesuitischen *ratio*, Schenkl in Wien über das Christenthum des Boetius; nur an die beiden letzteren hat sich eine lateinisch geführte Discussion geknüpft. Französisch ist nur einmal geredet von dem Baron de Roisin in Bonn über das Zusammenwirken deutscher und französischer Philologen.

Ich komme zu den pädagogischen Verhandlungen, nicht zu den ältern, die in's Grosse gehen wollten, wie die Beschlüsse über einen allgemeinen Lehrplan der Gymnasien, über Parallelgrammatiken, über Militärerziehung, über succesiven Unterricht in den alten Sprachen und mancherlei andere interessante Vorträge, z. B. Spiess vom Turnen, Schödler von der

Chemie, Roth über Prinzip und Methode des classischen Unterrichts (zum grossen Aerger eines deutschen Gelehrten, der solche Dinge in Basel nicht hören wollte), ohne zu einem Ergebniss zu führen. Ich meine vielmehr die Verhandlungen der pädagogischen Section, denen Firnhaber, gewiss ein berufener Richter, das Zeugniss gibt, dass sie zu den lebendigsten und interessantesten, auch fruchtbringendsten gehören, dass manche derselben nicht ohne dauernden Einfluss auf massgebende Kreise geblieben sind (das haben wir nie gesucht), dass sie ein beredtes Zeugniss für den unter den deutschen Schulmännern wirkenden Geist abgelegt haben. Wir haben nie auf die Behörden einwirken wollen, obschon es ganz im Sinne von Thiersch gewesen wäre, gegen die Weisheit von oben hier eine Waffe zu schmieden.

Allgemeine Organisationsfragen sind nur in Berlin verhandelt; wie hätte ohne dies Mützell Ruhe gehabt vor den gefährlichen Beschlüssen der sogenannten Schulconferenz von 1849? Fast kein Unterrichtsgegenstand ist unberührt geblieben; das wichtigste waren die Verhandlungen über die beiden alten Sprachen und über die Muttersprache. Rudhardt's und Hamiltons Methode für Latein, der freie lateinische Aufsatz, die Versification, das Lateinsprechen, die Vocabularien sind behandelt, auch die Reform der Orthographie anerkannt, was Freund Fleckeisen ins Gedächtniss zu rufen nichts schaden kann; die Verpflichtung zur Theilnahme am griechischen Unterricht (Basel), die Nothwendigkeit der Compositionen in dieser Sprache, die Anordnung der Lectüre (Göttingen und Ahrens), die Lectüre Plato's (Bonitz in Wien) bis zur Reform unserer sogenannten Erasmischen Aussprache des Griechischen; eingehend über das Deutsche in Berlin, Hamburg, Breslau, Frankfurt, über Geschichte in Braunschweig und Meissen. Das Turnen ist in Braunschweig behandelt und soll nach den Heidelberger Anträgen eine classische Erweiterung erhalten. Die Programmenfrage hat in Stuttgart, wo auch die Privatstudien die regste Theilnahme fanden, noch keinen Abschluss erhalten. Was der christliche Charakter der Gymnasien sein soll gegenüber den *κατ' ἐξοχὴν* sich so nennenden Schulen ist mit allem Ernste in Erlangen festgestellt und dort sind auch Thesen über Lehrerprüfungen besprochen. Das war der rechte Ort für solche Fragen; an manchem anderen würden wir sie zurückgehalten haben. Auf diesem Gebiete der Praxis kann der Stoff nie ausgehen, weil immer neue Prüfung und Sichtung erforderlich wird, die Theorie aber nur durch die Weisheit der Erfahrung normirt werden kann. Ist uns dafür nur kurze Zeit zugemessen, diesmal weniger als je, so wollen wir doch Forchhammers Mahnung, dass wir überhaupt fleissiger werden müssten, auf uns speciell beziehen und uns immer und immer wieder stärken für den Beruf, der deutschen Jugend die edelsten Bildungsmittel zu erhalten, die nicht von gestern und heute sind; *τὸ γὰρ ἄπραγμον οὐ σώζεται.*

Eines was unsere Statuten als Zweck des Vereins hinstellen, ist am wenigsten erreicht, nämlich das Befördern grösserer philologischer Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen. So hat gleich in der ersten Versammlung Gutenäcker zu einer Bearbeitung der griechischen Mathematiker die Mitwirkung in Anspruch genommen, und Hauber ist in Mannheim darauf zurückgekommen — seitdem *altum silentium*. In Mannheim veranlasste unser Haase die Bildung eines Vereines, welcher durch jährliche Beiträge von etwa 5 Thlr. eine Besoldung für zwei jüngere Philologen zusammenbringen sollte, um diese zur Ausbeutung ausländischer Bibliotheken reisen zu lassen; die Sache ist in der nächsten Versammlung meines Wissens nicht zur Berathung gekommen. Ritschl's Vorschlag, die Lithographie für einen Codex palaeographicus zu benutzen und ganze Codices zu facsimiliren, ist in seinem zweiten Theile nicht ausgeführt, in seinem ersten erst jetzt durch Wattenbach's dankenswerthe Be-

mühung für griechische und lateinische Paläographie. Mehr Anklang scheinen lexikographische Anträge gefunden zu haben, nicht ein Kärcherscher, wohl aber der klar durchdachte Plan von Halm einen *thesaurus ling. lat.* zu bearbeiten, natürlich *unitis viribus* (er wurde in Wien unter den Auspicien des jetzt regierenden Kaisers vorgetragen). Der frühe Tod eines edlen, für die Wissenschaft in liberalster Weise sorgenden Fürsten hat die Ausführung des grossartigen Unternehmens bis jetzt, leider vielleicht für immer gehindert. Auch andere Anregungen zur Vollendung von G. Hermanns (Ritschl) und Müllers *Opuscula* (Curtius) haben bis jetzt noch keinen Erfolg gehabt.

Glücklicher sind wir in anderen Unternehmungen gewesen, bei denen es galt die grossen Meister unserer Wissenschaft zu ehren. An eine Mittheilung über Wolf's Nachlass von Ranke knüpfte Thiersch den Antrag, sich zur Subscription für eine in Halle aufzustellende Statue des grossen Mannes zu vereinigen (wobei freilich ein Missionar verlangte, lieber junge Leute für das Geld in die Heidenwelt zu schicken). Nun eine Statue ist nicht errichtet, auch die öfter angeregte Sorge für die Grabstätte in Marseille hat die Familie selbst übernommen, wohl aber ist diese Büste, der ich heute einen Lorbeerkranz gewünscht hätte, eine Stiftung unseres Vereins. Auch Medaillen auf Wolf, Niebuhr, O. Müller, Jacobs sind auf Veranlassung des Vereins (die auf Reiz verdanken wir der Fürsorge seines grossen Schülers Hermann) geprägt und schriftliche Ehren in classischen Diplomen und Adressen sind fast an alle Grössen unserer Wissenschaft erlassen, auch an solche, welche dem Vereine selbst fern standen, wie der 93jährige Mitscherlich und Lobeck, unter den noch lebenden I. Bekker, der letzte Repräsentant von Wolf's für uns epochemachender Hallescher Wirksamkeit.

So haben wir in den *λόγοι ἐπιτάφιοι* der Präsidenten und einzelner Mitglieder die *pietas* selbst geübt, die in der Jugend zu pflegen eine unserer heiligsten Pflichten ist.[1])

Unter den wirklich greifbaren Früchten wollen wir auch der zahlreichen Begrüssungsschriften nicht vergessen, unter denen die Arbeiten der nachstrebenden Epigonen neben den Gaben der Meister gleichen Dank beanspruchen.

Die Bedeutung unserer Versammlung liegt vorzugsweise in dem mannigfachen Verkehr, zu welchem sie Gelegenheit bietet; aber dieser Gewinn lässt sich nicht controliren. Dass zahlreiche Männer, welche demselben Berufe angehören, sich in grösserer Zahl von Angesicht zu Angesicht sehen, jüngere und ältere, höher oder tiefer gestellte, dass sie sich an einander erfreuen und stärken, dass sie neue Anregungen mit sich nehmen und mancher Keim gepflanzt wird, das ist ein reicher, unberechenbarer Segen. Das Wiedersehen der Jugendfreunde weckt die Erinnerung an geliebte Lehrer und der Austausch ernster und tiefer Lebenserfahrung gibt dem alten Bunde eine neue Weihe. Neue Verhältnisse werden geknüpft, der Jünger naht dem Meister hier leichter und selbst der Gestrenge tritt dem Untergebenen hier gemüthlich und menschlich näher. Die kleineren *conventicula*, selbst die heiteren Kneipereien haben der Wissenschaft und der Schule oft mehr Gewinn getragen als die gelehrtesten Vorträge, die

---

[1]) Bei der Bedeutung, welche Fr. Thiersch für den Verein hat, hätte man erwarten sollen, dass sein Biograph (Bd. II S. 503) genauer berichtet hätte. Bei der am 29 Sept. 1838 in Nürnberg eröffneten Versammlung war Böckh nicht zugegen. Die Darstellung der Gothaischen Verhandlungen über den Religionsunterricht ist ungenau (vergl. die Verhandlungen S. 84), ebenso die über die Begründung der deutschen morgenländischen Gesellschaft bereits in Dresden und die Anwesenheit des Königs Karl Anton (einen solchen hat Sachsen nicht gehabt) bei den Versammlungen. Seine Verdienste um die ganze Sache und den Werth seiner Betheiligung habe ich in Braunschweig dankbar hervorgehoben.

eingehendste Discussion. Darum hat auch die **Geselligkeit** ihre Berechtigung. Sie bedarf keines grossen Apparats von Zurüstungen und keines Kostenaufwands, weil wir uns während dieser Tage wieder in Studenten verwandeln und als solche leben. Und doch darf ich nicht verschweigen, was uns grösseres an vielen Orten geboten ist. Zunächst gedenke ich der theatralischen Genüsse. Seitdem die altgriechische Tragödie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit auf die deutsche Bühne gebracht war, mussten natürlich Philologen da, wo es möglich war, Sophokles hören, und so ist Antigone in Dresden und Berlin, Oedipus auf Kolonos abermals in Dresden für uns aufgeführt. Wo dies nicht möglich war, hat unser Gravenhorst seine Uebersetzungen griechischer Dramen zum Vortrage gebracht, in Altenburg, Hamburg und Braunschweig, und durch edle Popularisirung die Laien wie durch neue Auffassungen die Kenner in gleichem Masse gefesselt. Darmstadt brachte die Adelphen des Terenz, natürlich in der Einsiedelschen Verstümmelung. Antike Stoffe in neuen Bearbeitungen boten Wien in Halms Iphigenie in Delphi und Karlsruhe in dem Preisstück Brutus und Collatinus. Lessings Emilia Galotti Braunschweig; L. Schatz, aber daneben auch die Geschwister und Wallensteins Lager Breslau; das Ende der Hohenstaufen Augsburg, das Werk eines eingebornen Dichters. Nicht immer wurde der Cothurn bestiegen; der alte Bürgerkapitän in Frankfurt, die Schachmaschine von Beck (die längst vergessen schien) in Erlangen hat auch interessirt und in Göttingen hat man sich bis zur Mordgrundbruck bei Dresden verstiegen und dadurch die Lachlust nicht wenig befriedigt. Musikalische Genüsse in seltener Vollendung haben Berlin und Stuttgart geboten, jene Saul, diese den Messias von Händel, in dessen Vaterstadt wir jetzt weilen; Hannover eine glänzende Oper; aber auch kleinere Orte wie Altenburg, Jena, Basel haben hier tüchtiges geboten. An Bällen hat es nicht gefehlt; den Rosenball in Jena, den in Altenburg, an welchem auch die fürstliche Familie Theil nahm, in Darmstadt, Stuttgart, Heidelberg werden jüngere Mitglieder nicht vergessen; ältere haben dieselben zu einem Studium der lokalen Flora benutzt und die philologischen Töchter gemustert. Soll ich noch zum Schlusse der köstlichen Spazierfahrten gedenken, die erst recht die Mitglieder an einander schlossen, wenn sie in den Sälen kalt und fremd an einander vorüber gegangen waren: der Fahrten nach Reinhardsbrunn, der Ludwigshöhe bei Darmstadt (wo wir Ehrenmitglieder des Vereines zum Schutze der Singvögel geworden sind), nach Arlesheim bei Basel, durch die königlichen Gärten bei Potsdam, nach Schloss Hardenberg bei Göttingen, nach Altwasser, Salzbrunn und Fürstenstein von Breslau aus, nach der Harzburg und den sie umgebenden Thälern, nach Aschaffenburg, dessen römisches Haus uns vorher W. Rein erklärt hatte, nach Herrenhausen und nach der Eulenriede bei Hannover, der Dampfschifffahrt nach Cuxhaven bis zur rothen Tonne (*Θάλαττα!*) und der Sonntagsfahrt auf den Semmering, bis es in Heidelberg gelungen ist Land- und Seefahrt in der unvergesslichen Partie nach Neckarsteinach zu vereinigen. Solche Ergetzlichkeiten haben uns erfrischt und gekräftigt und die Erinnerung an frohe Stunden hat uns auch nachher erheitert unter den drückenden Mühen des Amtes: und das ist auch ein Gewinn, den diese Versammlungen bringen, gebracht haben und, so hoffe ich, ferner bringen werden.

Welches wird die Zukunft unseres Vereines sein? Kann die Trennung der Gemüther, welche jetzt durch Deutschland geht, schlimmer fast als in den ersten Jahrzehnten des Reformationszeitalters oder während des deutschen Kriegs im 17. Jahrhundert, unserem Vereine schaden? kann die Einigung auch für uns eine Mutter der Zwietracht werden? Nein und nimmermehr nein! Deutsche Sprache und Wissenschaft, deutscher Geist und deutsche Jugend

kennen keine Mainlinie, keine Deutsch-Oesterreicher, wir sind eben Deutsche soweit die deutsche Zunge klingt und halten fest an dem, was Jahrhunderte überdauert hat, fest und unverrückt trotz alles Wechsels und Wandels staatlicher Formen und Gestaltungen. Ich bedaure es, wenn einzelne durch politische Missstimmung sich veranlasst finden sollten draussen zu bleiben. Wir treiben hier keine Politik, politischer Hader tritt darum nicht in diese Räume. Je mehr uns der Gedanke deutscher Einheit auf allen Gebieten geistigen Schaffens und Wirkens belebt (die materiellen Interessen überlassen wir füglich anderen Vereinen), um so mehr sollten wir den Drang fühlen mit vereinten Kräften jeder Zertrennung, ja Zerklüftung der Gemüther entgegenzuarbeiten. Das gilt uns Aelteren ebenso gut wie den Jüngeren, denn wir insgesamt haben die Jugend durch diese Uebergangsperiode hindurch zu führen in die neuen Verhältnisse, von denen wir alle das Beste wünschen. Für die Jüngeren habe ich noch eine besondere Mahnung. Ein Menschenalter hat der Verein bestanden. Die Generation die ihn bisher gehegt und gepflegt hat, wird bald abtreten. Treten Sie unsere Erbschaft an, werden Sie statt der empfangenden die gebenden zur Ehre des Vaterlandes, zur Förderung deutscher Wissenschaft und tüchtiger humanistischer Jugendbildung. Das kann ich versichern von mir und vielen Freunden: wir sind stets gekräftigt, gehoben auch getröstet aus einander gegangen. Die lebendige Beziehung zu einer grossen Gemeinschaft hat gewirkt wie die Berührung der Mutter Erde im Mythos. Lassen Sie sich und Ihren Nachkommen diesen Segen deutscher Philologen-Versammlungen niemals entgehen. (Beifall.)

Präsident:

Herr Rector Eckstein hat uns durch die sinnig zusammengefassten Bilder und Erinnerungen aus der Vergangenheit der Philologen-Versammlungen ebenso sehr erfreut als angeregt. Wir sind ihm, dem treuen wohlmeinenden Genossen unseres Vereins für diesen reichhaltigen, mit guter Laune gewürzten Vortrag dankbar, ich vor anderen, dessen Wunsch er in gewohnter Liebenswürdigkeit erfüllt hat.

Hierauf wurden die Mitglieder der Versammlung aufgefordert, ihre Sectionen zu constituiren, in der Weise, dass die Pädagogen im Auditorium 7 des Universitätsgebäudes, die Orientalisten im Sprechzimmer desselben, die Germanisten im Gerichtszimmer, die Archäologen im Senatszimmer, die Mathematiker im Auditorium 5 sich versammeln möchten.

Nach einer längeren Pause wird die allgemeine Sitzung wieder eröffnet, und die Versammlung ersucht, dem angekündigten Vortrag des Herrn Prof. Bergk über den Dreifuss des Gelon und die Münzen der Damarete ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Herr Prof. Dr. Bergk.

Zunächst habe ich der hochansehnlichen Versammlung eine persönliche Angelegenheit mit zwei Worten vorzutragen. Die vorjährige Versammlung in Heidelberg hat für dieses Jahr Halle zum Versammlungsort erwählt und mich zum ersten Vicepräsidenten ernannt. Ich bin für diese Auszeichnung so dankbar, wie man nur irgend sein kann; allein da ich schon vor 24 Jahren einmal diese Functionen versehen habe, so erlaube ich mir die wohl berechtigte Bitte auszusprechen, mich als Veteran zu betrachten und von diesen Geschäften dispensiren zu wollen. Meine Thätigkeit in dieser Richtung wird um so weniger nothwendig sein, da unser Präsident, mein rüstiger Herr College, wie er bisher gern und bereitwillig die Leitung der Geschäfte auf sich genommen hat, dieselben auch zu gutem Ende führen wird. Daher mögen Sie gestatten, dass ich als privatus diesen Verhandlungen beiwohne, und unter dieser

stillschweigenden Voraussetzung babe ich mir erlaubt einen Vortrag anzumelden, zu dem ich mich sofort wende. Ich konnte zwar eine der sogenannten brennenden Fragen, die mir mehr am Herzen liegen, wählen; aber brennende Fragen sind solche, wo man jeden der nicht zur Majorität gehört, jeden der den Muth hat eine eigene Meinung zu haben, am liebsten auf den Scheiterhaufen bringen möchte. Unsere Versammlung aber ist, wie Sie eben gehört haben, zu friedlichen Zwecken gestiftet, und so habe ich denn im Interesse des Friedens vorgezogen, auf ein neutrales Gebiet mich zurückzuziehen. Mancher könnte vielleicht glauben dass das Thema, was ich angekündigt habe, eher für die Verhandlungen der archäologischen Section sich eigene; allein Sie werden sehen, der Stoff ist gar vielseitiger Natur, und daher wohl nicht ungeeignet in einer allgemeinen Sitzung erörtert zu werden.

Als der Perser-König Xerxes mit seinem zahllosen Heere aufbrach, um Griechenland zu unterjochen, bedurfte es möglichst einträchtigen Handelns, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Die Griechen wandten sich daher auch an die Tyrannen von Sicilien, mit dem Gesuch um Hilfe. Gelon, der Herr von Syrakus, damals unbestritten der mächtigsten und volkreichsten Stadt Griechenlands, war auch bereit Zuzug zu leisten, jedoch nur unter der Bedingung dass ihm der Oberbefehl über die gesammten griechischen Streitkräfte oder wenigstens über die Flotte anvertraut würde. Natürlich waren weder die Spartaner noch die Athener gesonnen, auf eine solche Forderung einzugehen, die dem hochfahrenden und anspruchsvollen Wesen des sicilischen Fürsten ganz ähnlich sieht. Allein Gelon handelte eigentlich sehr verständig, indem er die eigene, damals von auswärts stark bedrohte Lage berücksichtigte. Die Karthager entweder angereizt durch die Perser, deren Diplomatie alle Zeit weit besser war als ihre Kriegsführung, oder auch selbst erkennend, wie günstig die allgemeine Weltlage für ein solches Unternehmen war, rüsteten ein gewaltiges und zahlreiches Heer, um mit einem Schlag die griechischen Colonien in Sicilien, die ihnen vielfach hinderlich waren, zu vernichten. Allein auch die sicilischen Fürsten, namentlich Gelon und seine Brüder waren nicht unthätig. Vor allem bedurfte man für diese Rüstungen bedeutender Gelder. Da gab Damarete, die Gemahlin des Gelon, eine Tochter des edlen Theron von Agrigent, ihren sämmtlichen reichen Schmuck hin; dem Beispiel der aufopfernden, patriotischen Fürstin folgten alsbald die anderen syrakusanischen Frauen. Man benutzte diesen Goldschmuck und prägte daraus für Kriegszwecke eine Münze, die zum Gedächtnisse jener Fürstin den Namen *νόμισμα Δαμαρέτειον* erhielt. Kaum waren die Karthager gelandet, so trat ihnen auch Gelon mit seinem Heer entgegen und brachte ihnen am Flusse Himeras eine entschiedene Niederlage bei. Nach der Darstellung des Diodor wurde diese Schlacht an dem gleichen Tage geliefert, wo Leonidas mit seinen Spartanern in den Thermopylen fiel; nach Herodots Bericht war sie gleichzeitig mit dem Sieg der Athener bei Salamis. Herodots Zeugniss wird durch eine gewichtige Autorität bestätigt, durch Aristoteles, der gerade in chronologischen Dingen sehr exakt und verlässig zu sein pflegt. Aristoteles spricht in der Poetik (im 23 Cap.) von der Gleichzeitigkeit der Handlung in der Poesie, im Gegensatz zu der Geschichte und historischen Wirklichkeit, und sagt dass im Leben nicht selten zwei Handlungen in dieselbe Zeit fallen *κατὰ τοὺς αὐτοὺς χρόνους*, ohne dass ein inneres Verhältniss zwischen denselben stattfinde, und zwar führt er als Beleg dafür an, dass die Schlacht am Flusse Himeras und die *ναυμαχία* von Salamis an demselben Tage vorgefallen wären. Er sagt zwar nicht ausdrücklich *κατὰ τὴν αὐτὴν ἡμέραν*, sondern *κατὰ τοὺς αὐτοὺς χρόνους*, aber dieser allgemeine Ausdruck schliesst jenes in sich. An dieser Gleichzeitigkeit

haben die neueren Historiker Anstoss genommen; man hat behauptet, es sei lediglich eine Fiction der Griechen, die bemüht gewesen wären jene Begebenheiten auszuschmücken, ihnen den Reiz des Grossartigen und Wunderbaren zu verleihen. Dies ist möglich; aber gleichwohl schwebt die ganze Vermuthung in der Luft, wenn es nicht gelingt ein anderes chronologisches Datum für diese Begebenheit mit Sicherheit nachzuweisen. Die neuere Kritik ist immer nur zu geneigt eine jede auch noch so gut beglaubigte Nachricht aus dem Alterthum in Zweifel zu ziehen, während sie mit grösster Leichtigkeit eine jede moderne Hypothese adoptirt. Am weitesten geht hierin Niebuhr, der geradezu behauptet, ohne auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen, dass die Schlacht am Himeras von der bei Salamis durch den Zeitraum mehrerer Jahre getrennt sei. Wenn auch Aristoteles nicht ausdrücklich sagt *κατὰ τὴν αὐτὴν ἡμέραν*, so schliesst doch der allgemeine Ausdruck *κατὰ τοὺς αὐτοὺς χρόνους* keineswegs das vollständige Zusammentreffen aus; jedenfalls aber steht die Schlacht am Himeras dem salaminischen Treffen der Zeit nach näher als dem bei den Thermopylen. Mir scheint gar kein triftiger Grund vorzuliegen, um jene Gleichzeitigkeit anzuzweifeln: es kann ja jeder täglich an sich und anderen wahrnehmen, wieviel Wunderbares sich zuträgt; wenn die Griechen auf zwei verschiedenen Kampfplätzen den Völkern des Orients gegenübertraten, um ihre jugendlich aufstrebende Kultur der alternden des Orients gegenüber zu vertheidigen, und wenn nun zufälliger Weise an demselben Tage zwei verschiedene Schlachten an verschiedenen Orten geliefert werden, so kann ich darin gar nichts so ungewöhnliches oder unglaubliches finden, zumal wenn man sich erinnert, dass im Alterthum sich die Kriegsführung in ziemlich eng umschriebenen Grenzen bewegte. Wenn übrigens Aristoteles behauptet, diese Begebenheiten ständen in keinem inneren Zusammenhang mit einander, kann man ihm nicht beipflichten. Wie es sich mit der Gleichzeitigkeit auch verhalten mag, jedenfalls haben auch die Sikelioten ihren ruhmvollen Antheil genommen an dem grossen Freiheitskampfe der Hellenen gegen den Orient. Aristoteles' Behauptung wird vollständig widerlegt durch Zeugnisse unmittelbarer Zeitgenossen. Simonides sagt in einem Epigramm, was ich nachher noch benutzen werde, ausdrücklich von dieser Schlacht, die Söhne des Deinomenes hätten über Barbaren gesiegt:

βάρβαρα νικήσαντας ἔθνη· πολλὴν δὲ παρασχεῖν
σύμμαχον Ἕλλησιν χεῖρ' ἐς ἐλευθερίην,

und eben durch diesen Sieg hilfreiche Hand den Hellenen dargeboten, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Denn nicht blos die griechischen Ansiedler in Grossgriechenland und Sicilien sind es, auf die hier Bezug genommen wird, sondern Simonides meint die gesammte Nation; er will den Gelon rechtfertigen gegen den Vorwurf, den man ihm in Griechenland machte, als habe er besonders durch jene anmassende Forderung die griechische Freiheit und Selbständigkeit im Stiche gelassen. Die Behauptung des Simonides ist aber wohl begründet, denn Diodor berichtet ausdrücklich dass, als die Nachricht vom Siege des Gelon nach Griechenland unmittelbar vor der Schlacht bei Plataeae gelangte, der Muth der den Barbaren gegenüber am glücklichen Ausgange verzagenden Griechen entschieden gehoben wurde. Man wird vielleicht einwenden, Simonides sei ein höfischer Dichter. Diesen Einwand würde ich nur gelten lassen, wenn die Aeusserung in einem Epinikion oder ähnlichen Gelegenheitsgedichte stände, aber diese Inschrift befand sich auf einem Monument, welches in dem berühmtesten Tempel vor den Augen ganz Griechenlands in Delphi aufgestellt war. Da konnte man nicht wagen der Wahrheit untreu zu werden oder dieselbe zu fälschen, ohne das Volksbewusstsein ganz entschieden zu verletzen. Ferner Pindar, ein Mann von völlig unabhängigem Charakter, der seine

Selbständigkeit auch Fürsten wie Hieron gegenüber überall zu wahren weiss, bezeichnet in der 1. pythischen Ode den Hiero als den Befreier Griechenlands, *Ἑλλάδ' ἐξέλκων βαρείας δουλίας*, und führt als die drei wichtigsten und gleich ehrenvollen Schlachten des Freiheitskrieges die Kämpfe von Salamis, von Plataeae und Himera an; er sagt, bin ich in Athen dann preise ich den Sieg von Salamis; wäre ich in Sparta, würde ich den Ruhm der Kämpfe bei Plataeae verherrlichen; in Syrakus schickt es sich der Thaten der Söhne des Deinomenes am Himera zu gedenken.

Die Karthager waren nach jener Niederlage völlig ausser Stand, den Kampf fortzuführen, denn ihr Heer war zerstreut und grösstentheils in Gefangenschaft gerathen, der beste Theil ihrer Flotte war vernichtet. Ihnen blieb nichts anderes übrig als Gesandte nach Sicilien abzuordnen und wegen des Friedens zu unterhandeln, der ihnen unter günstigen Bedingungen gewährt wurde; gegen 2000 Talente mussten sie als Kriegssteuer entrichten. Gelon und seine Brüder errichteten als Erinnerung an jenen glorreichen Sieg ein Weihgeschenk in Delphi, einen goldnen Dreifuss von 50 Talenten. Offenbar hatten sie gleich im Beginne des Krieges, wie es üblich war, ein solches Gelübde gethan, und werden sich daher nach beendetem Kriege beeilt haben dieser Verpflichtung nachzukommen. Auf diesem Dreifuss oder wahrscheinlich auf seiner Basis stand folgende Inschrift:

Φημὶ Γέλων', Ἱέρωνα, Πολύζηλον, Θρασύβουλον,
παῖδας Δεινομένευς, τὸν τρίποδ' ἀνθέμεναι,
ἓξ ἑκατὸν λιτρῶν καὶ πεντήκοντα ταλάντων
Δαμαρετίου χρύσου[1]), *τᾶς δεκάτας δεκάταν,*
βάρβαρα νικήσαντας ἔθνη· πολλὴν δὲ παρασχεῖν
σύμμαχον Ἕλλησιν χεῖρ' ἐς ἐλευθερίην.

Man hat freilich auch hier das Anrecht des Simonides auf dieses Epigramm bestritten, aber ohne jeden Grund. Das Epigramm erscheint mir wenigstens des Simonides durchaus würdig. Derselbe war damals der anerkannteste Dichter von ganz Griechenland und er galt nicht mit Unrecht als Meister dieses speciellen Faches der Poesie. Ausserdem wissen wir dass er mit den sicilischen Fürsten eng befreundet war. Nichts lag näher als sich gerade an Simonides zu wenden, da Gelon und seinen Brüdern daran liegen musste, jenen kostbaren und grossartigen Schmuck auch in dieser Beziehung aufs beste auszustatten. Abweichungen der Lesarten in der Anthologie und beim Scholiasten des Pindar kommen nur vor im 2. Verse, wo der Scholiast des Pindar statt des Singulars *τὸν τρίποδα* den Plural *τοὺς τρίποδας* hat. Es könnte jemand vermuthen, der Plural verdiene den Vorzug wegen der kolossalen Grösse des Weihgeschenks, allein alle anderen Gewährsmänner sprechen übereinstimmend von einem einzigen Dreifuss; wir haben es hier offenbar nur mit einem Schreibfehler, wie dergleichen in den Scholien des Pindar so häufig sind, zu thun. Dann im Anfang des 3. Verses ist allerdings die handschriftliche Ueberlieferung *ἐξ ἑκατὸν λιτρῶν καὶ πεντήκοντα ταλάντων*; aber ich glaube Böckh hat mit gutem Recht für die Präposition *ἐξ* das Zahlwort *ἓξ* gesetzt, denn wenn das Gewicht eines Kunstwerkes bestimmt wird, gebraucht man sonst entweder den blossen Genitiv oder die Präposition *ἀπό*, aber nirgends *ἐξ*. Hultsch sucht diese Lesart in seiner Abhandlung über die Münze der Damarete zu vertheidigen, es ist dies eine ebenso gelehrte als scharfsinnige Arbeit, gleichwol sehe ich mich genöthigt in allen wesentlichen Punkten den Ansichten von Hultsch mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Für meinen Zweck kommt übrigens nicht viel darauf an, ob man *ἐξ* oder *ἓξ* liest.

[1]) Man vergl. Poetae lyr. p. 1167 ed. 3.

In der Erzählung über dieses Weihgeschenk stimmen die verschiedenen Gewährsmänner überein, aber in einem oder dem anderen Punkte finden sich nicht unerhebliche Differenzen. Den aufopfernden Patriotismus der Damarete bezeugen namentlich Pollux und Hesychios; dieser wird aus derselben Quelle geschöpft haben wie Pollux. Beide sprechen davon, wo sie das *νόμισμα Δαμαρέτειον* erwähnen; und zwar muss ich gleich bemerken, dass Pollux in den Abschnitten seines Werkes, wo er über die Münzen der alten Griechen handelt, mit besonderer Sorgfalt gearbeitet hat; es finden sich hier weniger Irrthümer als sonst, und diese betreffen nicht eigentlich historische Fragen. Ganz anders lautet dagegen die Erzählung des Diodor, die Hultsch gerade seiner Untersuchung zu Grunde gelegt hat. Diodor nämlich der von jenen freiwillig dargebrachten Gaben der syrakusanischen Frauen nichts weiss, berichtet dass jene damaretische Münze nicht gleich am Anfang des Krieges zu Kriegszwecken geprägt wurde, sondern erst nachdem der Krieg beendigt war, nach dem Schluss des Friedens. Diodor erzählt, die karthagischen Gesandten hätten die Damarete für sich zu gewinnen gewusst, indem sie ihr einen goldnen Kranz anboten, wenn sie ihnen unter günstigen Bedingungen den Frieden vermitteln wollte. Dies sei geschehen, und darauf hätten der Staat und das Volk von Karthago einen goldnen Kranz von 100 Talenten derselben verehrt. Diodor wird von vielen als einer der allerschlechtesten Historiker betrachtet; ich will die Vertheidigung desselben nicht übernehmen, muss aber doch bemerken, dass gerade diejenigen Abschnitte seines Werkes, die Sicilien und Unteritalien betreffen, sich vortheilhaft vor den anderen auszeichnen; es ist dies leicht erklärlich, da Diodor der Geschichte seiner Heimat ein besonderes Interesse gewidmet hat. Man könnte also glauben, dass der vorliegende Bericht, wo es sich eben um sicilische Verhältnisse handelt, Glauben verdiene; allein überall, wo Diodor etwas ganz allein oder abweichend von andern glaubwürdigen Quellen berichtet, bedarf es der sorgfältigsten, gewissenhaftesten Prüfung.

Die Erzählung des Diodor vom goldenen Kranz, den die Karthager der Königin Damarete verehrten, sieht einer Bestechung so ähnlich wie möglich. Die patriotische Fürstin mag auch ihre schwachen Seiten gehabt haben, und es ist recht wohl denkbar, dass die karthagischen Gesandten, die gewiss geschickte Geschäftsmänner waren, die Fürstin für sich zu gewinnen suchten, um durch ihren Einfluss den Frieden zu vermitteln; aber jedenfalls würden sie die Sache nicht in so plumper Weise versucht haben. Doch sehen wir von jenen Versuchen ganz ab und nehmen an, dass die Karthager nach dem Friedensschluss aus Dankbarkeit der Damarete einen goldenen Kranz verehrten, so bleibt es immer sehr auffallend, dass eine Frau auf diese ganz ungewohnte Weise ausgezeichnet wurde. Vor allem aber ist das kolossale Gewicht des Kranzes befremdend. Der Kranz, der zunächst für den Schmuck des menschlichen Hauptes bestimmt ist, muss leicht und elegant geformt sein. Ein Kranz, der 100 Talente, d. h. etwa 50 Centner wog, musste so kolossal ausfallen, dass er einem Kranz ganz unähnlich wurde. Denn mit dem goldenen Kranze, den Athen. V 202 erwähnt, hat es eine andere Bewandniss; er war bestimmt für das Portal des *Βερενικεῖον*, daher ist es nicht auffallend, wenn diese Guirlande 80 Ellen lang war. Kaufleute, und noch dazu semitischer Abkunft, werden bei dieser Gelegenheit nicht gekargt haben, aber man sollte doch den Karthagern, die der hellenischen Civilisation keineswegs fremd waren, wenigstens einen minder barbarischen Geschmack zutrauen. Hultsch sucht den Anstoss, den die 100 Talente erregen, dadurch zu entfernen, dass er annimmt, Diodor habe das Talent nicht im gewöhnlichen Sinne genommen, sondern nach kleinen Goldtalenten zu 6 Drachmen gerechnet: so würde das Gewicht dieses Kranzes

reducirt werden auf 600 Drachmen Goldes, das ist, wenn wir das Verhältniss des Goldes zum Silber wie 1 : 12 annehmen, gleich 7200 Drachmen; also der Werth des Ganzen würde nach unserem Gelde noch nicht einmal 2000 Thaler betragen. Mit einer solchen Summe besticht man aber keine Fürstin. Es ist überhaupt immer eine missliche Sache, Anekdoten die in der Regel ihren verdächtigen Ursprung in einer oder der andern Weise durch innere Unwahrscheinlichkeit verrathen, durch künstliche Erklärungen rechtfertigen und als historische Thatsachen vertheidigen zu wollen. Ich kann das Ganze nur für eine schlechterfundene Anekdote halten. Der Ursprung jenes Gerüchts lässt sich leicht erkennen. Gelon konnte damals, soweit wir im Stande sind die allgemeinen politischen Verhältnisse zu übersehen, wenn er gewollt hätte, mit einem Schlage der karthagischen Macht ein Ende machen. Er that es nicht und wird wol gute Gründe gehabt haben; denn der Zwiespalt der griechischen Staaten und Landschaften, die cantonale Eifersucht war stets der beste Bundesgenosse des Auslandes. Es ist möglich dass Damarete den Hiero in dieser Richtung unterstützte, daher entstand jene Sage, als sei sie durch den goldenen Kranz für die karthagischen Interessen gewonnen. Hätte Damarete den üblen Schein und Verdacht von sich abwenden wollen, so musste sie, wie es in solchen Fällen üblich war und wie es das Gesetz in Athen vorschrieb, den goldenen Kranz als Weihgeschenk in einem Tempel aufhängen; aber Damarete schickte ihn, wie Diodor erzählt, in die Münze. Dies hätte noch Sinn gehabt, wenn der Kranz 100 Talente wog, wie Diodor berichtet, d. h. wirkliche Talente; wenn wir aber den Kranz auf kleine Goldtalente zu 6 Drachmen reduciren, erscheint es als der allerschmutzigste Geiz, den wir der Damarete nicht zutrauen dürfen. Kurz der Bericht erscheint in jeder Hinsicht als eine übel erfundene Anekdote

Diodors Darstellung steht auch in einem andern Punkte in Widerspruch nicht etwa mit spätern Berichterstattern, wie Hesychios und Pollux, sondern mit einem gleichzeitigen Monument, einer echten Urkunde, dem Epigramm des Simonides. Hier wird das Gewicht des Dreifusses auf 50 Talente angegeben, während Diodor nur von 16 Talenten redet. Man hat versucht auch diese Differenz auszugleichen; schon Böckh in seinen metrologischen Untersuchungen hat sich mit der Frage beschäftigt; aber die Lösung, die er vorgeschlagen hat, ist nicht zulässig. Es hängt dies zusammen mit andern metrologischen Hypothesen von Böckh, die hier zu besprechen zu weit führen würde; ich übergehe Böckh's Ansicht ganz, auch scheint Böckh selbst später nach einer Aeusserung in der Staatshaushaltung seine Erklärung aufgegeben zu haben. Einen andern Versuch der Lösung machte Hultsch. Er nimmt an, Diodor habe auch hier wieder, wo er das Gewicht des Dreifusses angiebt, nach kleinen Goldtalenten zu 6 Drachmen gerechnet; sonach würden aus den 16 Talenten 96 Drachmen. Simonides dagegen, nimmt Hultsch weiter an, rechnet nach einem noch kleinern, speciell auf Sicilien üblichen Goldtalent von 2 Drachmen, sodass also die 50 Talente des Epigramms sich reduciren würden auf 100, oder wenn wir die Litren mit in Anschlag bringen, $101^2/_3$ Drachmen; allerdings bleibt so immer eine gewisse Differenz zwischen den 96 Drachmen nach Diodor und den $101^2/_3$ des Epigramms. Indess dieser Unterschied ist nicht sehr erheblich. Diese höchst scharfsinnige Combination von Hultsch ist auch, so viel ich mich erinnere, von andern bereits gebilligt worden; ich kann mich aber von ihrer Richtigkeit nicht überzeugen. Einmal muss ich bemerken, dass ein kleines Goldtalent von 2 Drachmen nirgends bezeugt ist, es beruht dies blos auf einer Combination, um die vorliegende Schwierigkeit zu lösen. Schon das kleine Goldtalent von 6 Drachmen ist verhältnissmässig jung und vor der Ptolemäer Zeit nicht nachweislich; es ist wahrscheinlich erst in Aegypten aufgekommen. Einige alte Grammatiker

wollten allerdings das homerische Goldtalent ansetzen gleich 2 Drachmen. Dies ist jedoch eine Hypothese, von der wir gar nicht wissen, wie sie begründet war, man kann sich also nicht auf diese Ueberlieferung berufen, um dadurch Hultsch's Annahme zu unterstützen; denn dann würde man eine Hypothese zur Unterstützung der andern geltend machen. Gesetzt aber, der goldene Dreifuss des Gelon habe blos 96 bis 102 Drachmen gewogen, so erscheint das Gewicht dieses Weihgeschenkes unglaublich niedrig und geringfügig; ein Denkmal für einen grossartigen Sieg, von dem die Söhne des Deinomenes, die Fürsten des reichen Syrakus nicht ohne Stolz behaupteten, dass er würdig sei den Schlachten von Salamis und Plataeae an die Seite gestellt zu werden, musste der Bedeutung der Kriegsthat entsprechen. Vor allem darf man nicht vergessen, wie tief bei den Sikelioten und Italioten die Neigung zum Kolossalen, zum Prunkvollen haftet. Ich erinnere nur an die grossartigen kolossalen Bauten, die gerade in derselben Zeit zu Agrigent aufgeführt wurden. Wenn man nun aber auf einen goldenen Dreifuss, der 96 oder höchstens 102 Drachmen wog, also nach unserem Gewicht etwa 26 Loth, den also ein Jeder bequem unter dem Mantel forttragen konnte, wenn man auf dieses Weihgeschenk schreibt: „Dieser Dreifuss wiegt 50 Talente", so musste dies nothwendig Spott und Hohn herausfordern. Es ist durchaus ungewöhnlich dass auf einem solchen Weihgeschenk das Gewicht angegeben wurde, und schon dies deutet darauf hin, dass wir es hier mit einem ausserordentlich grossartigen und kostbaren Kunstwerke zu thun haben. Dies ist aber auch durch ausdrückliche Ueberlieferung des Alterthums bezeugt, was merkwürdiger Weise sowohl Hultsch als auch andere nicht beachtet haben, obgleich dieselbe bei Athenaeus VI 231 an einer sehr zugänglichen Stelle sich findet. Er spricht dort von den reichen Weihgeschenken des delphischen Tempels und sagt, der Goldreichthum dieses Heiligthums datiere von den lydischen Königen Gyges und Kroisos, ferner aber bezeichnet er als die hauptsächlichsten Wohlthäter des Tempels die sicilischen Fürsten Gelon und Hieron, und erwähnt insbesondere dass Gelon einen goldenen Dreifuss und eine goldene Nike weihte, die in enger Verbindung mit diesem Dreifuss stehen mag; wie der Dreifuss ein öffentliches Weihgeschenk war, so war wohl die Victoria aus eigenen Mitteln von den Söhnen des Deinomenes dem Apollo geweiht. Dann fügt er hinzu, in gleicher Weise finde sich auch von Hiero ein goldener Dreifuss und eine goldene Siegesgöttin. Wahrscheinlich hatte Hiero, der in jeglicher Weise es seinen ältern Brüdern gleich thun wollte, diese Kunstwerke nach seinem Siege über die Karthager bei Kymae aufgestellt.

Allerdings sind 50 Talente eine sehr bedeutende Summe, das Gewicht des Dreifusses betrug dann 25 bis 26 Centner. Unter den goldenen Weihgeschenken des Gyges und Kroisos befand sich keins, welches in dieser Beziehung mit dem Dreifuss des Gelon verglichen werden kann; allein die Gaben der lydischen Könige waren weit zahlreicher, zum Beispiel die Weihgeschenke des Kroisos, deren Gewicht wir noch jetzt nachrechnen können, betrugen allein über 271 Talente, dazu kam noch eine Anzahl Anathemata von Kroisos, wo das Gewicht nicht angegeben ist; wir können also mit Sicherheit annehmen, dass dieser König allein mindestens 300 Talente Goldes dem delphischen Tempel geschenkt habe. Wenn nun also mit diesen überaus reichen Gaben der lydischen Könige die Anathemata der sicilischen Fürsten zusammengestellt werden, und zwar nur zwei Dreifüsse und zwei Siegesgöttinnen erwähnt werden, so können wir sicher voraussetzen, dass diese Kunstwerke ganz besonders grossartig und werthvoll waren. Ich muss noch bemerken dass Athenaeus sich beruft auf den Bericht des Phanias und des Theopomp, und zwar führt er die betreffende Stelle von Theopomp wörtlich an, so dass uns

ein Urtheil darüber zusteht. Phanias mag aus Theopomp geschöpft haben, so dass die beiden Quellen, wenn man will, nur auf eine sich zurückführen lassen. Allein gerade Theopomp hat mit grosser Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die Schätze des delphischen Heiligthums beschrieben. Der delphische Tempel hatte damals durch die Plünderung der Phoker bedeutende Einbusse erlitten, auch dieser goldene Dreifuss war wie die reichen Gaben der Lyder eingeschmolzen und vernichtet, und Theopomp sucht wenigstens das Andenken an die untergegangene Herrlichkeit der Nachwelt zu überliefern. Theopomp hat möglicher Weise in seiner Jugend Delphi besucht und die Weihgeschenke mit eigenen Augen gesehen, jedenfalls konnte er die Berichte unmittelbarer Zeitgenossen benutzen. Es ist nicht denkbar, dass Theopomp hier etwas erdichtetes berichtet habe, da, als er sein Werk verfasste, noch viel Tausende lebten, die den Tempel in seinem ursprünglichen Zustande aus eigener Anschauung kannten.

Fünfzig Talente, wenn wir das Verhältniss zwischen Gold und Silber wie 1 : 12 annehmen (und dies Verhältniss wird für die Zeit der Perserkriege wohl das richtige sein), ergeben die Summe von 600 Talenten Silbers, d. h. nach unserem Gelde betrug der Werth dieses Weihgeschenkes nahezu 1 Million Thaler, sein Gewicht 25 bis 26 Centner. Dass dies Anstoss erregte ist begreiflich. Allein der goldene Schmuck an der Parthenos in Athen betrug 40, nach andern Nachrichten sogar 44 Talente, kommt also dem Gewicht des Dreifusses ziemlich nahe. Hier ist noch niemand eingefallen, jene 40 oder 44 Talente, die Thukydides ausdrücklich mit zu den Hilfsquellen des attischen Schatzes rechnet, auf kleine Talente zu 6 oder gar 2 Drachmen reduciren zu wollen. Ferner, um ein näheres Beispiel anzuführen, das Grabmal des heiligen Nepomuk in Prag hat ein Gewicht von 30 Centnern, allerdings nicht Gold, sondern Silber. Man kann vielleicht von Seiten der Archäologen einwenden, ein Dreifuss verlange schlanke elegante Formen. Allerdings; aber nichts hinderte den Künstler, einen Dreifuss auch in kolossalen Verhältnissen auszuführen; und dann waren sicherlich die einzelnen Theile des Dreifusses nicht etwa hohl, sondern massiv gearbeitet. Ferner bedurfte ein solcher Dreifuss nothwendig eines Untersatzes, einer Basis. Athenaeus erläutert dies aufs beste; ausführlich berichtet er von einem Festzug in Alexandria unter dem zweiten Ptolemaeus. Dort wird eine ganze Anzahl goldener Dreifüsse erwähnt, von verschiedener Grösse, darunter erreichte einer (Athenaeus V 202) die Höhe von 30 Ellen, auf welchem sich goldene Figuren von 5 Ellen Höhe befanden. Wir sehen also dass dergleichen kolossale Weihgeschenke nicht ungewöhnlich waren. Ferner sagt derselbe Athenaeus V 197 *Δελφικοὶ χρυσοῖ τρίποδες ὑποστήματα ἔχοντες*, goldene Dreifüsse die einen Untersatz hatten. Freilich gibt er über das Material nichts Näheres an, aber p. 200 erwähnt er *χρυσοῖ τρίποδες ἐπ' ἀργυρῶν διέδρων*, goldene Dreifüsse, die auf einem silbernen Untersatz stehen. Hier nun war der Künstler keinen Augenblick in Verlegenheit, wie er die Masse des reichen Materials bewältigen sollte; er brauchte blos den Untersatz auch massiv zu arbeiten, da konnte er einen grossen Theil des Goldes passend verwenden. Auf dem Hypostema war wohl auch eben jenes Epigramm von Simonides angebracht. Ich kann das Epigramm noch nicht verlassen, denn es bleibt noch eine höchst auffallende Schwierigkeit. Simonides, nachdem er das Gewicht angegeben hat und den Stoff aus dem das Weihgeschenk gefertigt war, fügt hinzu *τᾶς δεκάτας δεκάταν*, also zehnmal zehn. Die Worte scheinen, wenn wir sie zuerst betrachten, nichts anderes bedeuten zu können als den hundertsten Theil. Diese Erklärung kann ich aber aus zwei Gründen nicht für zulässig erachten. Einmal war es alter Gebrauch, den Göttern bei feierlichen Anlässen, namentlich bei grossen Siegen den zehnten Theil der gesammten Beute

zu weihen. Es ist kaum denkbar, dass man in diesem Falle davon abgewichen sei und den Göttern ihren Antheil so bedeutend verkürzt hätte, indem man den zehnten auf den hundertsten Theil reducirte. Ferner aber, wenn jene 50 Talente Goldes den hundertsten Theil betragen hätten, würde der Gesammtbetrag der Beute jenes Krieges bis ins Unglaubliche steigen. Hultsch sucht sich hier damit zu helfen, dass er annimmt, jenes Denkmal sei eigentlich nicht von dem Zehnten der Beute errichtet worden, sondern vielmehr Gelon und seine Brüder hätten von dem Antheil der Beute, der ihnen persönlich überwiesen wurde, den hundertsten Theil dem delphischen Apollo dargebracht. Allein dies ist durchaus nicht durch die Quellen bezeugt. Einen andern Weg schlägt Duncker ein in seiner Geschichte des Alterthums: er meint 5000 Talente sei der Antheil an der Beute, den die Syrakusaner erhielten, davon hätten dieselben den zehnten Theil, 500 Talente, theils zur Errichtung mehrer prachtvoller Tempel verwendet, das übrige aber, den zehnten Theil, also 50 Talente, benutzt, um das Weihgeschenk dem Apollo aufzurichten. Nämlich Duncker nimmt allerdings nach dem Vorgange Böckh's an, der Ausdruck *τάλαντον χρυσοῦ* werde gebraucht, um eine Quantität Goldes zu bezeichnen, die an Werth einem Talent Silbers gleich sei. Also würde das Epigramm nach dieser Erklärung aussagen, der Werth beträgt 50 Talente Silbers, nicht aber er wiegt 50 Talente Goldes. Dann würde der wirkliche Werth, je nachdem man das Verhältniss beider Metalle zu einander berechnet, 4 bis 5 Talente betragen, allerdings immer ein ziemlich ansehnliches Geschenk, was aber in keiner Weise mit den reichen Gaben der Lyder-Könige Gyges und Kroisos verglichen werden konnte. Um anderes zu übergehen, was gegen diese Auffassung sich geltend machen lässt, will ich nur eins hervorheben: nirgends wird bei einem klassischen Schriftsteller *χρυσοῦ τάλαντον* gebraucht um eine Quantität Goldes, die an Werth einem Talent Silbers gleich ist, auszudrücken; auch Hultsch ist, soviel ich mich erinnere, in seinen metrologischen Untersuchungen derselben Ansicht.

Diese 5000 Talente (denn diese Summe deutet Simonides mit den Worten *δεκάτα τᾶς δεκάτας* an) oder nach genauer Rechnung 5088 Talente 40 Litren sind offenbar die gesammte Kriegsbeute, nicht der Antheil, der den Syrakusanern zukam, sonst müssten wir die Gesammtsumme bis ins Unglaubliche steigern und sie auf mindestens 10 bis 12 tausend Talente berechnen; denn Diodor sagt ausdrücklich, die einzelnen Staaten hätten nach dem Maasse ihres Contingents ihren Antheil an der Beute erhalten, wie dies überhaupt das gewöhnliche Verfahren war; die Agrigentiner aber hatten ein bedeutendes Contingent gestellt, ausserdem hatten auch andere Städte Zuzug geleistet. Nun aber war es alter Brauch, dass man ehe man zur Vertheilung der Beute schritt, zuerst was den Göttern gebührte, absonderte. Folglich belief sich der Betrag der gesammten Beute auf 5000 Talente, und wahrscheinlich sind hier mit inbegriffen die 2000 Talente, welche die Karthager als Ersatz an Kriegskosten zahlten, so dass auf die Beute selbst nur 3000 Talente kommen wird. Diese Summe erscheint keineswegs zu hoch gegriffen, sondern im Vergleich mit anderen Fällen mässig. Von diesen 5000 Talenten beträgt der zehnte, den Göttern gebührende Theil 500. Indem Gelon beschlossen hatte ein goldenes Weihgeschenk anzufertigen, war das nächste, dass er das Silber gegen Gold umtauschte, und zwar sind wir berechtigt hier das im sacralen Recht giltige Verhältniss wie 1 : 10 vorauszusetzen. Das Verhältniss zwischen Gold und Silber war im Alterthum ebenso schwankend wie noch heutzutage, aber das Sacralrecht erforderte nothwendig eine feste, den Schwankungen entrückte Norm, und dass hier jenes Verhältniss galt, habe ich zu zeigen versucht in meiner Abhandlung über den Archonten-Eid, worin gelobt wird, einen

ἰσοστάσιος χρυσοῦς ἀνδριάς in Delphi zu weihen, weil im attischen Recht für Bestechung eine zehnfache Busse festgesetzt war. Also wenn Gelon nach diesem Verhältniss das Silber in Gold umwandelte, konnte Simonides mit Recht sagen, die Söhne des Deinomenes bringen dar *τᾶς δεκάτας δεκάταν.* Allerdings ist der Ausdruck doppelsinnig, aber vom Dichter absichtlich gebraucht, so dass es dem Unkundigen scheinen konnte, als sei der Betrag der Beute höher gewesen. Dem Gewicht nach war allerdings der Dreifuss blos der hundertste Theil der ganzen Beute, dem Werthe nach aber wirklich der zehnte, wie es sich gebührte, oder eigentlich noch mehr; denn das Gold stand zur Zeit des Gelon offenbar höher im Preise; wir können wohl als das damals giltige Verhältniss 1 : 12 annehmen. Die Söhne des Deinomenes werden aus eigenen Mitteln das Fehlende zugeschossen haben.

Die Söhne des Deinomenes, wie jenes Epigramm des Simonides bezeugt, weihen in ihrem Namen jenen goldenen Dreifuss, der aus dem Zehnten der gesammten Beute angefertigt worden ist. Ich glaube nicht dass es in dieser Beziehung eine bestimmte Norm oder ein festes Herkommen bei den Griechen gab. Hieron setzte nach dem Siege von Kyme auf den Helm, den er dem olympischen Zeus weihte, einen Helm, der noch heute im britischen Museum erhalten ist, die kurze Inschrift: *Ἱάρων ὁ Δεινομένεος καὶ τοὶ Συρακόσιοι τῷ Δὶ Τύραν' ἀπὸ Κύμας.* Hieron, der überhaupt in solchen untergeordneten Dingen immer Rücksicht auf die öffentliche Meinung nahm, zog es offenbar vor bei diesem Weihgeschenk nicht blos seinen Namen, sondern auch den des Volkes der Syrakusier zu nennen. Xenophon dagegen, als er von seinem Feldzuge heimkehrte und seinen Beuteantheil, wie gelobt war, der Artemis und dem Apollo weihte, setzte seinen und seines Freundes Proxenos Namen darauf. Dann erinnere ich an das bekannte Weihgeschenk, an den goldenen Dreifuss, den die Hellenen nach dem Sieg von Plataeae dem delphischen Apollo weihten, wo Pausanias gleichfalls das stolze Epigramm des Simonides darauf schreiben liess: *Ἑλλάνων ἀρχαγός, ἐπεὶ στρατὸν ὤλεσε Μήδων, Παυσανίας Φοίβῳ μνᾶμ' ἀνέθηκε τόδε.* Es ist aber bekannt, welchen Unwillen damals dieses Verfahren des Pausanias hervorrief, so dass die Amphiktyonen beschlossen das Epigramm zu tilgen. Die Aufschrift wurde gelöscht, indem man die Namen sämmtlicher Völkerschaften, die ihr Contingent zu dem Freiheitskampfe gestellt hatten, darauf verzeichnete, wie die Inschrift, die noch jetzt auf der Schlangensäule in Constantinopel erhalten ist, zeigt. Dies Ereigniss erregte damals in Griechenland allgemeines Aufsehen, und ich glaube, es steht die Weihung des Weihgeschenkes des Gelon und seiner Brüder damit noch in näherem Zusammenhange; ich möchte vermuthen dass Gelon und seine Brüder ihren goldenen Dreifuss erst später als Pausanias den seinen dem delphischen Apollo weihten; sie wollten eben zeigen, was einem stolzen spartanischen König nicht vergönnt ist, das können wir syrakusanische Fürsten thun: das entspricht ganz und gar der Gesinnung der Sikelioten, wie denn auch der Werth und das Gewicht des Dreifusses des Gelon den des Pausanias offenbar weit übertraf.

Chronologisch steht dieser Annahme, soviel ich weiss, nichts entgegen. Die Schlacht bei Salamis gehört in Ol. 75, 1. Nach Frick's Untersuchung, die im allgemeinen gewiss richtig ist, wäre der platäische Dreifuss noch vor Ablauf von Ol. 75, 2 in Delphi aufgestellt worden. Gelon stirbt erst im nächsten Jahre, also Ol. 75, 3, wo sein Bruder Hieron zur Regierung kam. Indess wäre es immer möglich dass die Verhandlungen über das platäische Weihgeschenk sich in die Länge zogen, dass die Vollendung und vollständige Weihung des sicilischen Anathems erst nach dem Tode des Gelon erfolgte, Ol. 75, 3. Die Inschrift des Epigramms von Simonides ist dieser Vermuthung keineswegs hinderlich. Gelon, wenn er auch bereits

gestorben war, musste als der ehemalige Fürst von Syrakus, als der Oberbefehlshaber in der Schlacht bei Himera nothwendig genannt werden. Dass der Name eines Todten auf einem solchen Weihgeschenke erscheint, kann kein Bedenken erregen; schon das angeführte Beispiel des Xenophon, wo Xenophon seinem Namen den seines Freundes Proxenos zusetzte, thut dies zur Genüge dar.

Ich kehre nun zum Diodor mit seinen 16 Talenten zurück. Die Angabe kann, auch wenn sie falsch ist, nicht rein aus der Luft gegriffen sein. Ich glaube, dies beruht auf der Berechnung eines buchgelehrten aber nicht gut unterrichteten Historikers, dem Diodor gefolgt ist; denn Diodor schreibt auch hier nur einen andern aus. Jener ältere Historiker kannte jenes Epigramm des Simonides gar nicht; dies ist nicht zu verwundern: der Dreifuss selbst war eingeschmolzen und in Gold verwandelt. Jener Historiker fand auch in seinen Quellen keine Angabe über den Gesammtbetrag der Beute nach dem Siege über die Karthager; er wusste nur, es war ein goldener Dreifuss dem Apollo geweiht. Da fielen ihm die 2000 Talente ein, die die Karthager als Ersatz für die Kriegskosten bezahlen mussten, 200 Talente sind der zehnte Theil davon. Rechnen wir das Verhältniss des Goldes zum Silber, wie es in der alexandrinischen Zeit ganz gewöhnlich war, wie $1:12^1/_2$, alsdann ergibt die Umwandlung jener 200 Talente Silbers in Gold accurat 16 Talente.

Freilich, wer jener Historiker war, dem Diodor gefolgt ist, wage ich nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Vielleicht ist es Timaeus, der in seinem Geschichtwerk auf die Beschreibung der Kunstwerke und Sehenswürdigkeiten sein besonderes Augenmerk gerichtet hatte, aber auch hier seine bekannte Flüchtigkeit offenbarte, was man schon daraus schliessen kann, dass der Perieget Polemon ein eigenes umfangreiches Werk *πρὸς Τίμαιον* schrieb, um die Irrthümer jenes Historikers zu berichtigen. Und dass Timaeus in seinem Geschichtswerk die Damarete, das *νόμισμα Δαμαρέτειον* erwähnt hat, steht aus wiederholten Zeugnissen der pindarischen Scholien fest. Aus dem Timaeus mag nun Diodor auch die anekdotenhafte Erzählung von dem goldenen Kranze geschöpft haben; denn solche gut oder schlecht erfundene Anekdoten waren eine Hauptzierde seines Geschichtswerkes, daher auch sein Spottname *γραοσυλλέκτρια*.

Nur noch einen Punkt muss ich, um Ihre Geduld nicht länger in Anspruch zu nehmen, meiner Aufgabe gemäss berühren. Wir fragen, was ist das *νόμισμα Δαμαρέτειον* für eine Münze? Die Ansichten der Neuern sind darüber getheilt. Scaliger, Böckh und andere erklären dasselbe für ein Goldstück: nach dem Engländer Leake und Mommsen, dem auch Hultsch beigetreten ist, sowie dem Herzog von Luynes soll es eine Silbermünze sein, und zwar ein Dekadrachmenstück, ein Vorläufer der wunderschönen Dekadrachmen von Syrakus, die sich noch in vielen Exemplaren erhalten haben. Man sieht mit Autoritäten lässt sich die Frage nicht entscheiden. Allein wenn man unbefangen prüft, ist die Sache nicht so schwierig. Alles was über den Anlass des *νόμισμα Δαμαρέτειον* überliefert wird, führt nothwendig auf die Annahme einer Goldmünze. Am meisten spricht dafür das Epigramm des Simonides, das älteste Zeugniss, wo das Gold, woraus der Dreifuss gefertigt war, als *χρυσὸς Δαμαρέτιος* bezeichnet wird. Auch Diodor stimmt eigentlich damit überein, denn wenn er schreibt 11, 26 *στεφανωθεῖσα ὑπ' αὐτῶν ἑκατὸν ταλάντοις χρυσίου Δαμαρέτη νόμισμα ἐξέκοψε τὸ κληθὲν ἀπ' ἐκείνης Δαμαρέτειον*, so kann man den Ausdruck *ἐξέκοψε* nicht anders deuten als, aus dem Golde des Kranzes liess sie eine Goldmünze prägen; hätte sie Silber-Dekadrachmen prägen lassen, so würde stehen *ἔκοψε*. Hultsch meint freilich, die beiden Ausdrücke seien synonym, aber dieser Gebrauch ist nicht zu belegen, und man muss an dem Grundsatz fest-

halten, dass zwar ein Simplex statt eines Compositums, aber nicht umgekehrt ein Compositum statt eines Simplex gesetzt werden kann. Hultsch legt ferner hauptsächlich darauf Gewicht, dass dann Diodor fortfährt: *τοῦτο δ' εἶχεν Ἀττικὰς δραχμὰς δέκα.* Sonst wird *ἔχειν* überall vom Gewicht gebraucht; war nun aber das *νόμ. Δαμ.* eine Goldmünze, so konnte sein Gewicht nicht 10 attischen Drachmen gleich sein. Allerdings könnte man vermuthen, dass blos ein Versehen der Abschreiber vorläge, was sich durch eine leichte Correctur beseitigen liesse, wenn man statt *εἶχεν ἴσχυεν* setzte, das ebenso wie *δύνασθαι* gebraucht wird, um den Werth einer Münze zu bezeichnen. Allein ich glaube, dies hiesse den Diodor, nicht seinen Abschreiber verbessern; denn Diodor war ein unwissender, oberflächlicher Compilator; er hatte richtige Angaben gefunden in seinen Quellen über das Verhältniss des Damareteions zu andern Münzen, sowohl zum Silber als auch zu der in Sicilien seit Alters her gebräuchlichen Kupferwährung, hat sie aber missverstanden, was gleich sein nächster Zusatz *ἐκλήθη δὲ παρὰ τοῖς Σικελιώταις ἀπὸ τοῦ σταθμοῦ πεντηκοντάλιτρον* beweist. Allerdings wurde die Münze *πεντηκοντάλιτρον* genannt, aber nicht wegen ihres Gewichtes, sondern blos mit Rücksicht auf ihren Werth. Also sehen wir, wie Diodor gedankenlos zweimal das Gewicht angibt und zwar auf ganz verschiedene Weise. Ich trete also Scaliger und Böckh darin bei, dass unter dem *νόμ. Δαμ.* eine Goldmünze zu verstehen sei; ich kann ihnen aber nicht weiter folgen, wenn sie meinen, die Goldmünze habe das Gewicht einer Drachme gehabt. Dann wäre, da diese Münze 10 attischen Drachmen parallel gesetzt wird, das Verhältniss des Goldes zum Silber wie 1 : 10. Dies Verhältniss ist freilich zu Grunde zu legen bei der Berechnung des Goldes am Dreifuss, wo das sacrale Recht galt: aber es wäre höchst unpraktisch gewesen, nach diesem Massstabe die Münze schlagen zu wollen, da das Gold höher im Werthe stand. Ich glaube vielmehr, das *νόμ. Δαμ.* wog nur 5 Obolen; da es gleichsteht 10 attischen Drachmen, so ergibt sich das Verhältniss wie 1 : 12, was auch aus andern Gründen für diese Periode das wahrscheinlichste ist.

Diese Münze hatte den Werth von 10 attischen Drachmen. Die Sikelioten nannten ein Zweidrachmenstück von Silber, das namentlich in Syrakus häufig cursirte, einen *στατὴρ δεκάλιτρος*, weil 2 Silberdrachmen im Werth gleich 10 Litren Kupfers waren, folglich ist eine Goldmünze, die 5 Obolen wiegt, gleich 5 solchen *στατῆρες δεκάλιτροι*, mit gutem Recht konnten daher die Sikelioten eine solche Münze als *πεντηκοντάλιτρον* bezeichnen. Man sieht übrigens, wie geeignet gerade diese Münze für den Verkehr war, um die verschiedenen Währungen zu vermitteln und auszugleichen. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Auch später haben die Sikelioten fortgefahren goldene Pentobolen zu schlagen. Die jüngern sind allerdings nicht aus reinem Golde gemünzt, ein bedeutendes Quantum Silber und vielleicht auch anderer Metalle wurde beigemischt, daher sie Mommsen mit Rücksicht auf den wirklichen Werth für Tetrobolen erklärt. Ich kann dem nicht beipflichten; diese jüngern Pentobolen gehören in die Periode der Münzverschlechterung, wo man eben die Münzen geringhaltiger ausprägte und denselben Zwangscurs gab, wie besonders unter dem Regiment der Dionysier. Noch jetzt ist eine Anzahl solcher Pentobolen erhalten.

Ich will hier nur noch auf den eigenthümlichen Typus dieser Münze aufmerksam machen. Auf der einen Seite zeigt sie den Kopf des Apollo, auf der andern einen Dreifuss. Dieser Typus ist gewiss nicht zufällig, sondern damit wird hingedeutet auf das goldene Weihgeschenk, auf den Dreifuss im Tempel des pythischen Apollo, und zwar zunächst wird man an den berühmten Dreifuss des Gelon denken, möglicher Weise an eine ähnliche Gabe des Hieron.

Dagegen ist uns kein wirkliches *νόμισμα Δαμαρέτειον* erhalten. Ich glaube, dies lässt sich aus zwei Gründen erklären. Einmal, als Gelon zu der Ausführung seines Werkes schritt, galt es rasch die nöthige Quantität des Goldes herbeizuschaffen. Das allerbequemste Verfahren war dies, dass man die eben geprägten Goldmünzen, die in grossen Massen cursiren mochten, zum grossen Theil wieder einzog und daraus den Dreifuss fertigte. Darum heisst es in dem Epigramm des Simonides, er sei gearbeitet aus Damaretischem Golde; das ist nichts weiter als lauteres, reines Gold, wie es zu Schmucksachen immer vorzugsweise verwendet wurde. Den zweiten Grund finde ich darin, dass später, wo Syrakus sich in Finanz-Verlegenheiten befand, das gewöhnliehe Verfahren dies war, dass man die ältern vollwichtigen Münzen einzog, dagegen geringhaltige ausgab, denen man Zwangscurs gab. Dadurch sind frühzeitig die *νομίσματα Δαμαρέτεια* aus dem Verkehr verschwunden. — Doch ich habe schon allzulange Ihre Geduld in Anspruch genommen und schliesse meinen Vortrag, indem ich zugleich bitte, dass, wenn einer der Herren Erinnerungen, Berichtigungen oder Verbesserungen meiner Auffassung mitzutheilen hat, er dieselben mir nicht vorenthalten möge.

Hierauf trat Herr Prof. Friedrich Hultsch aus Dresden auf, um einige Gegenbemerkungen daran zu knüpfen[1]). Dieselben konnten nur ganz kurz sein, weil er, wie er äusserte, von dem Gegenstande des Bergk'scheu Vortrages erst am Abend vorher bei seiner Ankunft in Halle Kenntniss erhalten und somit nicht einmal Gelegenheit gehabt hatte, seine eigene vor längerer Zeit erschienene Schrift *de Damareteo,* welche dieselben Fragen behandelt, nochmals durchzulesen oder beim Anhören des Vortrags zur Hand zu haben. Es seien aber die hier zu entscheidenden Fragen so spinöser Natur, dass man, selbst wenn man früher einmal darin gearbeitet habe, unmöglich ganz ohne Vorbereitung darauf zurückkommen könne. Zu weiterer Verständigung lieferte derselbe später Folgendes schriftlich ein:

Durch die Güte des Präsidenten der Philologenversammlung, Herrn Geh. Regierungsrath Bernhardy, erhielt ich den stenographischen Bericht über die Rede des Herrn Prof. Bergk unter Ausdruck des Wunsches zugesendet, ich möchte zu nachträglicher Orientirung der damals Anwesenden meine Auffassung der Frage und die Probabilität derselben, soweit sie sich begründen lasse, nochmals kurz und bündig darstellen. Dieser Aufforderung entschloss ich mich gern insoweit Folge zu leisten, als es zweckdienlich erschien in der Form eines kurzen Referates noch einigen ergänzenden Bemerkungen die rechte Stelle anzuweisen, und soweit es vermieden werden konnte lediglich das zu wiederholen, was bereits im Programm der Kreuzschule zu Dresden vom Jahre 1862 gedruckt zu lesen ist. Ausserdem schien mir dadurch auch der Weg vorgezeichnet, auf dem ich jeder Art von Polemik ausweichen könnte. Denn zunächst lag es für mich klar auf der Hand, dass ich, hätte ich überhaupt polemisiren wollen, sofort vor der Versammlung es hätte thun müssen. Doch selbst zugegeben, es wäre unanstössig jetzt nachträglich vom Schreibtische aus das nachzuholen, worauf ich damals auf der Rednerbühne verzichtet habe, so müsste mich doch von der Eröffnung eines wissenschaftlichen Streites der weitere gewichtige Grund fernhalten, dass, wie mich dünkt, die Voraussetzungen des Herrn Professor Bergk allzuverschieden sind von den meinigen. Ich hatte bisher geglaubt und glaube es noch, dass man, wenn es sich um sicilische Talente

[1]) Nach denselben schloss Hr. Prof. Bergk mit den Worten: Ich wollte nur noch ein Wort bemerken. Nach meiner Berechnung würde der Gesammtbetrag der Beute nicht 200 Millionen sondern noch nicht ganz 8 Mill. Thaler (5000 Talente) betragen.

handelt, ausgehen müsse von den Untersuchungen Theodor Mommsens. Mir schien es undenkbar in einer auf sicilischem Boden fussenden Angabe über so und so viele Talente und Litren edlen Metalles attische Gewichtstalente und Litren vom Betrage einer halben Mine zu suchen. Denn weder die sicilischen Talente zur Gewichtsbestimmung schwerer Steine, auf welche Böckh M. U. 349 hinweist, noch die *τετταρακοντάλιτροι πέδαι* bei Pollux 4, 174 können mit Fug und Recht zum Vergleiche herbeigezogen werden. Was würden wir wohl dazu sagen, wenn jemand eine aus englischer Quelle stammende Angabe, wo der Werth eines Geschenkes nach Pfunden bestimmt wäre, auf Gewichtspfunde deuten wollte? Ich nehme also meine Position so. Nicht ich habe nachzuweisen, dass in dem Epigramme des Simonides kleinere, aus einer Werthgleichung zwischen Kupfer und Silber entstandene Talente zu verstehen sind, sondern ich warte ab, bis mir jemand den Beweis führt, dass überhaupt nicht kleinere Talente, und insbesondere dass attische Talente von dem Dichter gemeint sind. Desshalb, denke ich auch, ist es vor der Hand noch nicht nöthig auf die historische Unmöglichkeit hinzuweisen, dass Gelon, der doch vor allem in Syrakus glänzende Denkmale seines Sieges stiftete, trotzdem nicht anders vor dem Ueberfluss an Siegesbeute sich zu helfen wusste, als dass er $26^1/_2$ Centner puren Goldes zu einem kolossalen Dreifuss verarbeiten liess und dieses Prachtstück im Werthe von etwa 1 Million Thaler aus Syrakus weg nach Delphi schickte.

Eine ganz andere Frage aber ist die, welche Art kleiner sicilischer Talente unter den verschiedenen möglichen zur Erklärung des Simonideischen Epigrammes anzunehmen sei, und hierbei will ich, indem ich meine früher aufgestellte Hypothese kurz wiederhole, nicht unterlassen ein wenig gegen mich selbst zu polemisiren, oder mindestens auf die Punkte hinzuweisen, wo der Angriff, wie es scheint, am leichtesten geschehen kann.

Bei meiner Untersuchung über das Damareteion, welche ich, durch äusseren Anlass gedrängt, in kürzester Frist zu Ende führen musste, konnte ich den Gelonischen Dreifuss nur beiläufig behandeln. Ueber das Gewicht desselben liegen zwei Angaben vor. Nach dem unter Simonides Namen überlieferten Epigramme hielt er 50 Talente und 100 (oder 106) Litren, nach Diodor 16 Talente. Nun musste nach den Regeln methodischer Kritik doch zunächst versucht werden, ob vielleicht die beiden, offenbar aus verschiedenen Quellen stammenden und vermuthlich nach verschiedenen Gewichtssystemen ausgedrückten Angaben zu vereinigen seien. Schon Böckh M. U. 304 hatte einen solchen Versuch gemacht, über welchen des weiteren zu sprechen hier nicht der Ort ist. Mein Vereinigungsvorschlag ging nun dahin, dass zu dem alten sicilischen Talente von 120 Silberlitren = 12 *στατῆρες δεκάλιτροι* (oder Didrachmen attischer Währung) sich ein Werthäquivalent in Gold denken lasse, welches wiederum als Gewicht den sehr geringen Betrag von 2 Drachmen attischer Währung darstellen würde. Dass ein solches Goldgewicht, oder als Münze ein Didrachmon, als Talent gegolten habe, ist durchaus nicht unglaublich. Es heisst dies nichts anderes als für Sicilien dasselbe voraussetzen, was in Aegypten aus gleichen Ursachen sich ausgebildet hat (Mommsen G. R. M. 41—43). Denn nach der Münzordnung der Ptolemäer waren nicht blos Silber und Kupfer in ein ganz bestimmtes Werthverhältniss gesetzt, sondern auch zu beiden das Gold als das oberste Werthmetall; und zwar war ein Goldstater gleich 100 Silberdrachmen oder 6000 Kupferdrachmen, er konnte also für ein Talent gelten und wurde auch wirklich so benannt. Die gleiche Münzordnung und denselben Sprachgebrauch trugen dann die Römer auf ihren *aureus* über, den sie in Aegypten an die Stelle des ptolemäischen Goldstater treten liessen. Daher kam der

anonyme alexandrinische Metrolog, ein höchst schätzenswerther Gewährsmann (*Metrol. script.* I. S. 158 f.) darauf das apokryphe Homerische Talent gleich einem Dareikos zu setzen (ebend. S. 301, 6). Er wusste nämlich aus Aristoteles und anderen, dass es ein sehr kleines Gewicht gewesen sein müsse; nun bot sich ihm ganz von selbst ein kleinstes zu seiner Zeit übliches Goldtalent, der *aureus*, dar; dieser war der Absicht nach gleich dem Goldstater des grossen Alexander, welcher wiederum entstanden war aus dem persischen Dareikos. Er schloss also, das Homerische kleine Goldtalent sei das Prototyp für die folgenden hauptsächlichsten Goldmünzen bis zum Aureus herab und schrieb in diesem Sinne *τὸ παρ' Ὁμήρῳ τάλαντον ἴσον ἐδύνατο τῷ μετὰ ταῦτα Δαρειχῷ.* Diese Geltung der Goldmünze als Talent ging zuletzt noch über auf den Solidus der nachconstantinischen Zeit (*Metrol. script. index τάλαντον* 21).

Mit Rücksicht auf solche Analogien musste es unbedenklich erscheinen für Sicilien ausser einer Werthgleichung zwischen Silber und Kupfer auch eine solche zwischen Gold und Silber vorauszusetzen, oder mit anderen Worten dem Silbertalent von 24 attischen Drachmen ein Goldtalent von 2 Drachmen nach der Norm des zwölffachen Werthes zuzugesellen (*de Damareteo* S. 18 f.). Hiernach kamen als Gewicht des Gelonischen Dreifusses $101^2/_3$ Drachmen heraus; nach Diodor aber betrug derselbe, wenn man seine Talente als das jüngere, allgemein griechische Goldgewicht von 6 Drachmen fasste[1]), 96 Drachmen, welche beide Zahlen als genügend übereinstimmend zu betrachten waren.

Hiergegen blieb ein Hauptbedenken, nämlich das überaus niedrige Gewicht und entsprechend der geringe Werth des Dreifusses. Ich habe das natürlich keinen Augenblick verkannt; durfte mich aber doch nicht dadurch abhalten lassen meine Hypothese aufzustellen. Denn wenn wir einmal nach dem Gewichte jenes Dreifusses fragen und zwei Quellen darüber finden, deren jede mehrdeutig, jede vielleicht von anzuzweifelnder Autorität ist, so braucht selbst ein etwas auffallendes Resultat das Licht nicht zu scheuen, vorausgesetzt nur, dass es die divergirenden Angaben auf dem einfachsten Wege, dem der Interpretation, vereinigt.

Will man aber doch bei diesem Ergebniss sich nicht beruhigen und kann die Vereinigung auch nicht auf einem anderen Wege gefunden werden, so bleibt nichts übrig als die Glaubwürdigkeit entweder nur einer Quelle oder beider zusammen in Zweifel zu ziehen. In diesem Sinne wird, so vermuthe ich fast, die Frage später einmal behandelt werden. Nehmen wir zunächst an, Diodors Notiz beruhe auf einem Missverständnisse, welches bei der Umrechnung aus der einen in die andere Ausdrucksweise leicht möglich war, so liegt eine sehr plausible Erklärung des Simonideischen Epigramms unmittelbar vor, eine Erklärung, die bereits früher gefunden worden (Böckh M. U. 304) und die implicite auch in meiner Schrift enthalten ist. Dann sind nämlich die 50 Talente und 100 (oder 106) Litren des Simonides nichts als die Silbergewichte auf Gold übertragen. Wie man in Rom mit Denaren wog, so hat man vielleicht auch in Syrakus mit Litren oder Zehnlitrenstücken, oder, was dasselbe ist, mit den entsprechenden Gewichten Gold abgewogen. Hiernach erhält der Dreifuss das sehr annehmbare Gewicht von $10^1/_2$ Pfund Goldes oder unter Voraussetzung der zwölffachen Schätzung des Goldes gegen Silber den Werth von etwa 3840 Thlrn unseres Geldes.

Aber ich gestehe offen, dass ich, wenn Diodors Zeugniss als Stütze fallen soll, für die Aechtheit des Epigrammes nicht mehr mit rechtem Muthe einzutreten vermag. Seit dem

[1]) Böckh Staatshaush. S. 39 f., Hultsch Metrologie S. 109 f., dazu Polyb. 22, 11 (13), 10; dagegen bedürfen die Angaben 22, 15 [17], 4 und 28, 18, 3 noch besonderer Untersuchung.

ersten Male und dann wieder, so oft ich es überblickt habe, hat es auf mich den Eindruck einer absichtlichen Zusammenstellung runder Zahlenverhältnisse gemacht. Das Zehntel des Zehntels von der Beute ist der Betrag, welchen Gelon und seine Brüder zur Herstellung des Dreifusses verwandt haben. Fünfzig Talente wiegt er und dazu hundert Litren. Mit den 106 Litren = 1 vollen Talente von 120 Litren weniger 14 Litren kann ich mich nun einmal nicht vertraut machen. Auch ist das *ἐξ* im Sinne des aus einer Summirung sich ergebenden Betrages (wie das lateinische *fieri, effici ex*) durchaus nicht ohne Belege aus dem Bereiche des technisch-mathematischen Sprachgebrauchs. Bei Photios heisst es: *Ἵππειος ὁ ἐκ τεσσάρων σταδίων δρόμος* und in den Heronischen Stereometrica II 28 p. 179, 13 *ἕκαστος μόδιος ἐκ ξεστῶν Ἰταλικῶν ἀριθμῷ ις'*. Behalten wir nun die runden Zahlen und den technischen Ausdruck mit *ἐξ*, so hat offenbar derjenige einen leichteren Stand, welcher die Aechtheit des Epigrammes anzweifelt, als der welcher für dieselbe eintritt. Dagegen kann wieder der Vertheidiger der Aechtheit ein anderes nicht gering anzuschlagendes Argument für sich anführen, welches auf der schönen Emendation Meinekes beruht. Nicht *Δαμαρετίου χρυσοῦ* mit Synizese zu Anfang des zweiten Fusses ist zu lesen, wie die Vulgata lautet, sondern nach Meinekes im J. 1863 zum Oedipus Col. S. 316 veröffentlichten Verbesserung *Δαρετίου χρυσοῦ* (anstatt des überlieferten *Δαρετίου χρ.*). Aber wie konnte wohl auf eine solche seltene dorische Form ein jüngerer Pseudo-Simonides kommen?

Noch manches Argument für und wider liesse sich geltend machen; doch denke ich, es werden schon diese Andeutungen genugsam zeigen, dass in der schwierigen Frage noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist. Nun wäre es eigentlich noch meine Aufgabe, auch über das Damareteion ein kurzes Referat hinzuzufügen. Indess kann ich hierauf nicht eingehen, weil ich lediglich früher geschriebenes wiederholen müsste. Ich brauche wohl kaum zu versichern, dass ich die Sache nochmals nach allen Seiten hin erwogen habe. Dabei habe ich aber keinen hinreichenden Grund gefunden von meinem früheren Resultate abzugehen. Dass dasselbe nicht zu einer jeden Zweifel ausschliessenden Gewissheit erhoben werden kann, ist nicht meine Schuld, sondern die der mangelhaften Ueberlieferung. Aber noch heute scheinen mir die Gründe viel gewichtiger zu sein, welche gegen die andere Ansicht, das Damareteion sei eine Goldmünze gewesen, sprechen, als alles was gegen die Annahme einer Silbermünze eingewendet werden kann. Entscheiden wir uns doch zuerst, welcher von den verschiedenen Berichten den höheren Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat. Doch gewiss derjenige, welcher bei dieser technisch-numismatischen Frage auch auf einer technisch sachverständigen Quelle beruht. Und das ist bei dem Berichte Diodors unzweifelhaft der Fall. Die Worte *τοῦτο δ' εἶχεν Ἀττικὰς δραχμὰς δέκα, ἐκλήθη δὲ παρὰ τοῖς Σικελιώταις ἀπὸ τοῦ σταθμοῦ πεντηκοντάλιτρον* könnten unverändert mit vollem Rechte in jeder guten metrologischen Tafel stehen, die über Münzverhältnisse handelt; und ferner vermag ich wenigstens, zumal mit Herbeiziehung des *στρατὴρ δεκάλιτρος*, diese Worte nicht anders als vom Silbergewicht zu erklären. Dass die bei Diodor vorhergehenden Worte *καὶ στεφανωθεῖσα ὑπ' αὐτῶν ἑκατὸν ταλάντοις χρυσίου νόμισμα ἐξέκοψε τὸ κληθὲν ἀπ' ἐκείνης Δαμαρέτειον* an und für sich betrachtet auf eine Goldmünze deuten, habe ich genugsam zugestanden; aber wer mit mir die bei demselben folgende technische Erklärung als den einzigen sicheren Anhalt betrachtet, der wird weiter daran denken müsseu, wie Diodor seine Quellen oft erstaunlich kürzte und durch solche Kürzungen zu Undeutlichkeiten, vielleicht auch Widersprüchen kommen konnte, die er selbst beim Schreiben nicht merkte. Und

zu allerletzt, meine Deutung von *νόμισμα ἐξέκοψε* „sie liess Münzen schlagen", ohne Beziehung auf die vorher erwähnten *τάλαντα χρυσίου*, ist zwar nicht die nächste, die beim Durchlesen der Stelle aufsteigt, aber sie ist doch eine mögliche, begründet auf einer Eigenthümlichkeit des Sprachgebrauches der *κοινή*, welche im allgemeinen ganz sicher steht und gewiss nur wegen der Seltenheit der Stellen, wo vom „Ausprägen" die Rede ist, gerade für *ἐκκόπτειν* (soviel als das einfache *κόπτειν*) sich nicht belegen lässt.

Hiernächst blieb keine Zeit um einen der angemeldeten Vorträge zu hören. Die erste allgemeine Sitzung wurde daher um 1 Uhr geschlossen.

Das Festmahl begann um 2 Uhr in den beiden oben genannten Gasthöfen. Um $6^1/_2$ Uhr folgte eine Festvorstellung im städtischen Theater, eröffnet durch die Ouverture zu den Hebriden von F. Mendelssohn-Bartholdy und einen Prolog, als dessen Dichter Hr. Prof. Gosche bezeichnet wurde. Das Festspiel war: Vor hundert Jahren, Lustspiel von E. Raupach. Ausserdem erfreute sich das Publikum an Liedern und Musikstücken, welche vom städtischen Orchester in angemessenen Zwischenräumen geläufig vorgetragen wurden. Die dichterischen Zugaben dieses Tages s. in den Beilagen.

Zweite allgemeine Sitzung,

Mittwoch den 2. October. Anfang $9^1/_2$ Uhr.

Präsident:

Verehrte Herren! Wir beginnen mit einigen geschäftlichen Mittheilungen. Erstlich hat Herr Prof. Fritzsche aus Rostock zwei seiner akademischen Programme, *Emendationum Lysiacarum p. I.* und *Adnotatio ad Luciani Convivium* in einer Anzahl von Exemplaren nachträglich zur Vertheilung übergeben. Eine zweite Mittheilung betrifft den Ort, den wir für die nächste Versammlung der Philologen und Schulmänner Ihnen empfehlen. Herrn Rector Dr. Eckstein ersuche ich, den Bericht der Commission zu erstatten.

Rector Prof. Eckstein berichtet, dass die Commission sowohl aus geographischen als persönlichen Gründen sich dahin geeinigt habe, Würzburg zum nächsten Versammlungsorte vorzuschlagen; dass sie ferner den Hofrath Prof. Urlichs zum Präsidenten, den dortigen Studienrector Weigand zum Vicepräsidenten, Prof. Dr. Spiegel in Erlangen zum Vorsitzenden für die orientalische Section empfohlen. Zugleich bittet er den Hofrath Urlichs, die Revision der Statuten für die nächste Versammlung vorzubereiten.

Diese Vorschläge werden ohne Widerspruch von der Versammlung genehmigt. Herr Hofrath Urlichs hält sich zu der Annahme berechtigt, dass die städtischen Behörden Würzburgs die auf ihre Stadt gefallene Wahl gern sehen würden, und nimmt für sich die Wahl zum Präsidenten mit Dank an.

Präsident:

Wir gehen zu unseren Vorträgen über in der Erwartung, dass die Herren, welche zwar interessante aber zum Theil ausgedehnte Vorträge übernommen haben, sich möglichst nach dem Zeitmass richten werden. In dieser Hinsicht dürfte die Geduld der Hörer nicht

erschöpft werden. Den Anfang wünscht Herr Geheimer Hofrath Professor Dr. Tischendorf mit einem Vortrag über griechische Paläographie zu machen, und ich ersuche ihn das Wort zu nehmen.

Professor Tischendorf:

Verehrte Herren, Collegen und Freunde! Ueber griechische Paläographie habe ich mir erlaubt einige Worte an Sie anzukündigen. Ich darf in diesem Kreise als bekannt voraussetzen, dass diese Specialität der philologischen Wissenschaft nicht eben zu den gepflegtesten, zu den geübtesten Studien gehört. Sollte ich den Mangel an diesen Studien mit einigen Beispielen belegen, so ist es vielleicht bedenklich an die berühmten Leipzig-Berliner Palimpsesthändel zu erinnern; doch enthalten sie gerade den stärksten unwidersprechlichsten Beweis. Ein Nachspiel dieser Händel entwickelte sich bekanntlich mit dem possierlichen Einfall des Palimpsest-Künstlers, er in eigenster Person habe den Codex Sinaiticus geschrieben. Hätte man nur einige gesunde Begriffe von Paläographie gehabt (freilich genügte hier schon eine mässige Portion Kritik), so konnte der Simonideische Einfall, als ihn englische Blätter nach Deutschland trugen, für nichts anderes als leidiger Humbug gehalten werden. Dagegen geschah es, dass die Leipziger Grenzboten im Nebel ängstlicher Gedanken die Ehre der deutschen Wissenschaft in Gefahr erklärten. Uebrigens hat nicht leicht, um dies beiläufig zu bemerken, ein gelehrter Schwindel glücklicher geendet als der des Simonides. Nachdem er nämlich nach dem Uranius auf englischem Grund und Boden noch eine andere Entdeckung an einem Matthäus-Evangelium aus dem ersten Jahrhundert, geschmückt sogar mit dem Portrait des Evangelisten, gemacht hatte, fand sich eine fromme Lady, die dem Entdecker ihre Hand, reich mit Pfunden gefüllt, darreichte.

Ein anderes Beispiel von paläographischer Unwissenheit bieten die Massmann'schen Wachstafeln. Es kommt mir ganz unbegreiflich vor, dass jemand hat denken können, die griechische Schrift dieser Tafeln sei etwas anderes als eine moderne Spielerei. Noch ein anderes könnt' ich nennen: es ist das neuerdings aus Berlin gekommene griechische Alphabet von der Decker'schen Hofbuchdruckerei. Man hat damit die löbliche Absicht gehabt eine neue Schrift in die griechischen Druckwerke einzuführen. Der Versuch konnte aber schwerlich unglücklicher ausfallen, er ist nur aus einer völligen Unkenntniss der paläographischen Verhältnisse erklärbar. Zum Nachweis dieser Unkenntniss bedarf es nur der Anführung dessen, was der neuen Schrift als eine Empfehlung mit auf den Weg gegeben wurde. Darnach sollte sie nämlich zugleich den schönsten alten Inschriften, den Papyrusrollen und der Unzialschrift unserer ältesten Pergamente entsprechen. Das heisst mit andern Worten, es sollten die disparatesten Elemente zu einer wissenschaftlich unmöglichen Einheit verwendet werden.

In der Hauptsache, ich meine für die grosse Mehrzahl derer, die sich um griechische Paläographie bekümmern, ist offenbar bis heute das Montfaucon'sche Werk vom Jahre 1708 massgebend geblieben. Ich habe mich davon zu überzeugen vortreffliche Gelegenheit gehabt. Als ich 1856 die aus inneren Widersprüchen ersichtliche Unrichtigkeit der Schrift des Simonideischen Palimpsests behauptete, wurde mir entgegnet, man könne ja doch für jede darin gebrauchte Schriftform Belege nachweisen. Ich hatte dies keinen Augenblick bezweifelt, wohl aber die Zusammengehörigkeit der neben einander gebrauchten Schriftformen. Unglücklicher Weise hat Montfaucon auf einer und derselben Seite solche verschiedenartige Formen zusammen dargestellt. Eben diese Seite mag sowohl dem Palimpsest-Künstler zum Muster als seinen gütigen Kritikern zum Beleg gedient haben. Dass die einen Formen aus einer Papyrusrolle,

die anderen aus Pergamenten stammten, war freilich von beiden Seiten unberücksichtigt geblieben.

Was seit Montfaucon an Werken über griechische Paläographie erschienen, ist sehr wenig. Ich deute es flüchtig an. Gewiss ist manchem der geehrten Herren die zu Paris herausgegebene *Paléographie universelle* von *Silvestre* bekannt geworden. Das ist ein prächtiges Bilderbuch und als solches hat es sein Verdienst; aber gerade die griechischen Facsimiles darin sind theils durch eigenmächtige Verschönerungen entstellt, theils zeichnen sie sich durch die gröbsten Fehler aus. Von dergleichen strotzt z. B. das Facsimile aus dem berühmten Vaticanischen Bibelcodex, wo alle ähnlichen Buchstaben, C Є O Θ mit einander verwechselt werden. Der Verfasser war Maler und Künstler, aber kein Gelehrter; er verstand nicht einmal das Griechische zu lesen.

Noch bekannter wird meinen philologischen Herren Collegen die vortreffliche *commentatio palaeographica* von *Bast* sein, welche Schäfer seinem Gregorius Corinthius 1811 angefügt. Daraus hat z. B. Cobet zu Leiden sehr viel gelernt für seine Handschriften-Studien.

Neuerdings kam uns ein Beitrag zur griechischen Paläographie von einer Seite her, von der es am wenigsten zu erwarten stand, von einem russisehen Bischof zu Moskau, Namens Sabas. Seine *Specimina palaeographica* sind grössern Theils mit Geschick gemacht und haben mit wenig Ausnahmen den Vorzug, dass sie datirten Handschriften der Moskauer Synodalbibliothek entlehnt sind. Wo das Datum fehlt, das heisst bei den Unzialproben, geht freilich das Urtheil regelmässig fehl.

Gestern ist auch eines Buches von Wattenbach rühmend gedacht worden, das den Titel einer Anleitung zur griechischen Paläographie trägt. Auch ich muss es als eine dankenswerthe Gabe anerkennen, wenn auch weit mehr für studentische als für gelehrte Studien. Die Facsimile-Beigaben sind sehr ungenügend; es hätte von den gepriesenen Unzialfacsimiles meiner eigenen documentlichen Werke wenigstens etwas copirt werden sollen, was ich selbstverständlich sehr gern verstattet hätte.

Für die wissenschaftliche Förderung der griechischen Paläographie kommen dagegen noch zwei andere grössere Werke in Betracht: das Berliner Inschriftenwerk und die Pariser *Papyrus Grecs* von Letronne, Brunet de Presle und Egger. In den beiden ersten Theilen des Böckh'schen Corpus tritt freilich der eigentlich paläographische Gesichtspunkt allzusehr zurück; nur der 4. Theil zeichnet sich durch lehrreiche Facsimile-Tafeln aus. Die Pariser Publikation aber verdient die grösste Anerkennung; sie lässt nach der speciellen Seite, der sie angehört, die paläographische Wissenschaft einen wahren Fortschritt thun.

Nach dieser flüchtigen Umschau auf dem Gebiete der griechisch-paläographischen Literatur fragen wir uns nun: Was gilt es zu thun, um eine solche neue griechische Paläographie herzustellen, die nach allen Seiten den Bedürfnissen der Wissenschaft entspricht? Denn dass etwas Aehnliches noch nicht vorhanden, bedarf keiner weitern Ausführung.

Ich meine, zu einem solchen Werke gehöre es vor allem für den Urheber selbst, dass er möglichst viele der in der Welt vorhandenen wenn auch in weiten Fernen zerstreuten griechischen Schriftdenkmäler mit eigenen Augen sehe und studire. Von der umfänglichsten Autopsie aus hat er dann eine möglichst grosse Anzahl dieser Denkmäler zur sorgfältigsten Facsimilirung zu benutzen. Wie er aus seiner Vertrautheit mit den Originalen sich selbst ein System zu bilden hat, soweit es eben wissenschaftlich möglich und berechtigt ist, ein System, wonach er die Eigenthümlichkeiten eines jeden Jahrhunderts erkennt und feststellt, und zwar nicht ohne Berücksichtigung der Verschiedenheit einer griechischen, einer koptischen,

einer syrischen, einer lateinischen Hand, so hat er durch seine Facsimiles auch in anderen den paläographischen Blick zu bilden und damit eine zuverlässige Unterlage für das paläographische Urtheil, für die Anwendung des Systems zu geben.

Nach diesem Gesichtspunkte, dem der möglichst umfänglichen Quellenforschung, schätze ich es als ein besonderes Glück, dass ich seit dem Jahre 1840 einen Zeitraum von 8 Jahren darauf verwenden konnte, die wichtigsten Länder Europas nebst denjenigen Strichen von Asien und Afrika, wo es an Handschriften reiche Klöster gibt zu wiederholten Malen, zum Theil drei und viermal zu bereisen, und neben meinen anderen, namentlich auf die Textbearbeitung der ältesten Urkunden des Neuen und Alten Testaments, sowie auf die christlich apokryphische und die patristische Literatur gerichteten Forschungen auch die ausgedehntesten paläographischen Studien zu verfolgen, insonderheit ein grosses Werk über griechische Paläographie vorzubereiten. Bekanntlich bilden die Manuscripte in griechischer Unzialschrift, die bis zum Anfange des 10. Jahrhunderts herrschend war, dasjenige paläographische Gebiet, wo es am meisten an festen Zeitbestimmungen mangelt, weil diese Handschriften bis auf sehr wenig Ausnahmen ohne Datum geblieben sind, während wir unter den Minuskelhandschriften sehr viel datirte, selbst von den Anfängen dieser Schriftgattung an — Ende des 9. Jahrhunderts — im glücklichen Besitze haben. Eben deshalb hatte ich meine Forschungen vorzugsweise allenthalben auf dasjenige gerichtet, was uns noch an tausendjährigen Unzialhandschriften übrig ist. Soll ich andeuten, was mir in dieser Beziehung zu erreichen vergönnt war, nachdem Montfaucon kaum 25 Unzialhandschriften in Anwendung bringen konnte? Ueber dreihundert derselben auf Pergament, abgesehen von den vielen auf Papyrus, von denen Montfaucon seiner Zeit nur eine einzige kannte, habe ich für meine Zwecke genützt; darunter waren gegen 150 noch von keinem Gelehrten vor mir auch nur gesehen worden. Eine beträchtliche Anzahl derselben, um von allen übrigen zu schweigen, nämlich zwischen 50 uud 60, war ich so glücklich aus den orientalischen Klosterwinkeln unter das wirthliche Dach europäischer Bibliotheken — Leipzig, Petersburg, Oxford, London — zu versetzen, was gleichfalls von mehr als 30 Palimpsesten gilt.

Von diesem reichen Material ist denn auch schon manches auf dem Steine fixirt, um in meiner Paläographie seinen Platz zu finden. Das Centrum dieses Werkes sollen eben die Pergamenthandschriften bilden, wozu vor allem alles in Unzialen geschriebene gehört. Doch halt' ichs für angemessen weiter auszuschreiten und an die Spitze des Werks eine Sammlung des Interessanten auf Steinen, mit Einschluss dessen auf Münzen, Scherben, Holz, Wachs zu stellen. Denn obgleich das Inschriftengebiet seine paläographische Selbständigkeit hat, und derjenige fehl geht, der die dort heimischen Schriftformen ohne weiteres mit der Pergamentschrift zusammen betrachtet, so ergeben sich doch aus den Inschriften manche Analogien mit der Pergamentschrift und auch Vorbereitungen derselben.

Von den Inschriften werde ich zu den Papyrusrollen fortschreiten. Auch sie nehmen zwar wieder ein eigenes Gebiet ein, sie haben aber noch nähere Beziehungen, als die Schriften auf Stein, zu den Pergament-Denkmälern. Sie wissen, meine hochgeehrten Herren, dass das Material, das der griechischen Paläographie die Papyrus bieten, in den letzten Jahrzehnten in ausserordentlicher Weise gewachsen ist. Vor wenigen Jahren gelang es sogar in einem glücklichen Winkel des Orients Fragmente der Paulinischen Briefe auf Papyrus aufzufinden. Dieser dem russischen Bischof Porfiri zugefallene Fund, einzig in seiner Art, ist um so interessanter, als die grösste Wahrscheinlichkeit dafür vorliegt, dass die Paulinischen Originale

selbst auf diesem Materiale verfasst waren. Ein höheres Alter jedoch als etwa das Ende des 4. Jahrhunderts können die aufgefundenen Reste, die ich soweit es thunlich war kopirte, nicht beanspruchen. Aber ich darf die Gelegenheit nicht versäumen, diesem auserlesenen Auditorium einen Papyrus-Schatz zu verrathen, der Ihnen noch wichtiger erscheinen wird als ein paar Blätter mit Text aus den Paulinischen Briefen. Bei meiner letzten Anwesenheit in Aegypten nämlich sah ich Papyrusreste von Homers Iliade, deren Umfang sich auf mehrere ganze Bücher erstreckt. Sie befinden sich in den Händen eines reichen und auch sehr unterrichteten Engländers in Alexandrien. Als ich bei ihm Schritte that zur Erwerbung dieses Schatzes, und zwar meiner damaligen Mission gemäss für die russische Krone, wies mich derselbe darauf hin, dass er die Verfügung darüber sowie über ähnliche Schätze seines Hauses in die Hände seiner beiden Töchter legen wolle. Das sind zwei Damen, von denen die eine nicht ganz weiss, aber auch nicht ganz schwarz ist; ihr Teint verräth rückhaltlos, dass sie in der berühmten Heimat der Papyrusstaude selbst geboren worden. Ich glaube annehmen zu müssen, dass gerade sie an den uralten Homerfragmenten eine Mitgift besitzen wird. Bei aller Speculationslust befand ich mich hier doch am Ende meines Lateins. Aber für meine Pflicht halt' ichs, der jüngern thatenfreudigen Generation in diesem gelehrten Kreise *(grosse Heiterkeit)* eine für die philologische Wissenschaft so viel versprechende Perspektive zu eröffnen. Dem Muthigen hilft Gott. Ich habs selbst erfahren.

Doch ich ziehe mich auf trockenes Land zurück. Vielleicht fragen Sie, warum ich mit der Publikation meiner Paläographie bis heute gezögert habe? Es war mir die Lust angekommen eine solche Vollständigkeit für die älteren Unzialdenkmäler anzustreben, dass nichts in der Welt davon übrig bleiben sollte. Die wachsenden Schatten — *maioresque cadunt* — mahnen mich zur Beschränkung, zur Bescheidenheit, und so habe ich mich jetzt erst entschlossen, sobald als möglich mit dem Druck vorzugehen, wenn auch da und dort eine Zeile übrig bleiben sollte. Immerhin werden an 300 Facsimiles von Unzialschrift in dem Werke gegeben werden.

Hierbei muss ich andeuten, welches Verhältniss zwischen den klassischen und den biblischen Handschriften in Unzialschrift stattfindet; dass ich nämlich die ersteren gleichmässig mit den letzteren in den Kreis meiner paläographischen Studien gezogen, habe ich nicht erst zu versichern. Dies Verhältniss nun ist ein überaus frappantes. Die gesammte griechische klassische Literatur kommt mit der Zahl ihrer noch vorhandenen Unzialhandschriften nich nur nicht der Bibel gleich, nein, sie besitzt noch nicht den zehnten Theil von denen, die allein das Neue Testament aufzuweisen hat. Liegt dafür auch eine Erklärung darin, dass die Mönche des 4. 5. und der folgenden Jahrhunderte mehr Geschmack und mehr Bedürfniss hatten, biblische Schriften zu vervielfältigen als klassische, so bleibt doch immer die Thatsache merkwürdig genug. Denn was wir noch heute an klassischen Minuskelabschriften besitzen, das muss doch aus älteren, aus Unzialhandschriften hergeflossen sein. Dass ich auch von diesen letztern einiges, zum Theil erst aufgefunden, zu einer strengen diplomatischen Publikation vorbereitet habe, das schätze ich mich glücklich der hochgeehrten Versammlung mittheilen zu können. Zuerst nenne ich Fragmente von Menander, einige vierzig Verse über das alte Thema: Weiber und Wein. Sie wurden auf einem Pergamentfetzen gefunden, dessen Alter an dasjenige des Codex Sinaiticus hinanreichen mag. Das zweite Stück sind jene Fragmente aus dem verloren gegangenen Phaëthon des Euripides, palimpsestisch dem Codex Claromontanus der Paulinischen Briefe zu Paris eingefügt. Es sind gegen 150 Verse um den Anfang des 5. Jahrh. geschrieben. Der sel.

Gottfried Hermann hatte so mangelhafte Copien davon vor sich, dass er, der geniale Kritiker, daraus alles mögliche machen konnte. Das dritte Stück bildet der römische Dio Cassius, 14 Folioblätter in je drei Columnen geschrieben. Diese Blätter wurden lange, z. B. noch von Carl Benedikt Hase zu Paris, für die älteste aller griechischen Handschriften gehalten; sie ist gewiss nicht jünger als aus dem 5. Jahrhundert. Daran werde ich viertens grammatische, ihrem Inhalte nach wahrscheinlich noch unbekannte Fragmente anschliessen, die ich 1844 in einem griechisch-arabischen Palimpseste des 7. Jahrh. nach Leipzig gebracht habe. Von noch anderen klassischen Palimpsestresten desselben siebenten Jahrhunderts, die ich im Kreuzkloster bei Jerusalem 1859 in einer georgianischen Handschrift aufgefunden, habe ich leider in der Eile nur eine Zeile entziffern können.

Während ich allem nachspürte, was sich, wenngleich vereinzelt und von geringem Umfange, an Unzialhandschriften erhalten hat, richtete ich auch ein besonderes Augenmerk darauf, in anderen als griechischen Handschriften, namentlich in tausendjährigen lateinischen und syrischen, griechische Noten oder Beischriften zu finden. Da Handschriften in diesen Sprachen theils ein Datum tragen, theils auch ohne Datum leichter ihrem Alter nach bestimmt werden können, so gewinnen wir dadurch sehr willkommene Anhaltspunkte für die griechische Paläographie. Freilich ist dabei zu berücksichtigen dass eine lateinische Hand nicht ohne weiteres mit einer rein griechischen parallelisirt werden darf, noch weniger eine syrische oder arabische. Ich erlaube mir hierauf, meine Herren, nicht nur Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, sondern auch darum zu bitten, von solchen Handschriften, besonders lateinischen, deren jedenfalls noch mehr vorhanden sind als ich schon benutzt habe, wenn dergleichen zu Ihrer Kenntniss gekommen sind oder noch später kommen sollten, mir freundlich Mittheilung machen zu wollen.

Etwas anderes, woran noch wenig gedacht worden ist, ist die Unterscheidung der Kalligraphenschrift von derjenigen der Gelehrten. Unser unklassisches Wort, *Docti male pingunt*, ist jedenfalls schon aufs klassische und aufs spätere, das christliche Alterthum anwendbar. Die Gelehrten haben also auch im 4. und 5. Jahrhundert keineswegs so geschrieben, wie wirs in den schönen Unzialhandschriften dieser Periode bewundernd vorfinden. In den papiernen Rollen hat man denn auch schon herausgefunden, dass in gar früher Zeit neben der Unzialschrift eine Art Minuskel einherging. Es liegen uns dafür in den privaten oder familiären Aufzeichnungen, die aus ägyptischen Gräbern hervorgezogen worden sind, der Beweise viele vor. Aber auch aus der Zeit der pergamentnen Unzialhandschriften lassen sich Schriftzüge von gelehrter Hand nachweisen, die unsere Behauptung bestätigen. Zu meiner grossen Genugthuung fand ich dergleichen in den Noten des Origenischen Octateuchs (zu Leiden, Paris, Petersburg) vom Ausgange des 4. Jahrhunderts sowie im Codex Sinaiticus. Sollte jemand in diesem Kreise auf Aehnliches gestossen sein, so wär' ich gleichfalls für eine gütige Mittheilung darüber sehr dankbar.

Bei der Schwierigkeit, den griechischen Unzialhandschriften das rechte Alter anzuweisen, sind diejenigen Handschriften von grosser Wichtigkeit, die durch andere Eigenthümlichkeiten als die allgemein oder specifisch paläographischen einen mehr oder weniger sichern Anhalt für die Zeitbestimmung geben. Auch darauf lenke ich Ihre besondere Aufmerksamkeit. Meines Wissens steht hierin am bedeutungsvollsten der Codex Sinaiticus da. Während sein Schriftcharakter ebenso gut aufs 3. wie aufs 4. Jahrhundert passen würde, führt uns anderes bestimmter auf die Mitte des 4. Jahrhunderts, und diese Altersbestimmung ist so entscheidend,

dass kein anderer Codex, auch nicht der berühmte Vaticanische, in dasselbe Jahrhundert gesetzt werden könnte, wenn der Codex Sinaiticus jünger wäre.

Dass eine besondere Abhandlung den Palimpsesten gewidmet sein wird, an denen mir ein so reiches Erntefeld beschert gewesen, versteht sich bei der Wichtigkeit der Sache von selbst.

Hierauf beschränke ich meine Mittheilungen. Sie enthalten nach der einen Seite die Ankündigung des Werkes, das ich seit so langer Zeit unternommen habe, eine Ankündigung, die mich selbst zwingen soll, in den nächsten Jahren damit druckweise vorzugehen. Eine grössere Anzahl Tafeln, wie schon bemerkt worden, ist bereits auf dem Steine. Ich benutzte auch die Photographie, wo es thunlich war, und überhaupt, ohne die Kosten zu scheuen, alle Mittel die zur genauesten Reproduction führen. Ich habe mir erlaubt einige Specimina auf dem Tische auszulegen, zwei Photographien Oxforder Handschriften aus dem neunten Jahrhundert mit Plato und Euklid und andere lithographirte Facsimiles aus meinen biblisch-documentlichen Publikationen.

Ich könnte vielleicht, es ist wenigstens verführerisch, mit dieser Ankündigung daran anknüpfen, was gestern mein verehrter College, Rector Eckstein gesagt hat, dass nämlich die Versammlung ihrerseits dergleichen Unternehmungen auch materiell unterstützen, sie auf ihr eigenes Conto setzen sollte. Eine solche Rechnung träfe sicherer zu als der Muth davon abzusehen und auf die gute Sache selbst zu vertrauen. Dennoch wage ich das letztere; die Erfolge während dreier Jahrzehnte geben mir diesen Muth und lassen mich hoffen, dass auch dieses Unternehmen gelingen werde. Nur versäum' ich nicht es auszusprechen, dass ich hierbei auch auf die Herren Bibliothekare in Deutschland rechne, die zu meinen alten Gönnern zählen. Mögen sie also in ihrem wohlwollenden Eifer für meine Publikationen nicht müde werden. An die Ankündigung erlaube ich mir aber noch die ausdrückliche Bitte zu wissenschaftlicher Beihilfe zu knüpfen. Was mir dabei besonders anliegt, hab' ich schon angedeutet. Nur weniges füge ich noch bei. Wäre dem einen oder dem andern meiner gelehrten Herren Collegen der Nachweis von alten datierten Handschriften und Documenten, etwa von solchen aus dem 8. und 9. Jahrhundert möglich, so wäre ich dafür sehr verbunden. Speciellere Studien als meine bisherigen sind auch noch der Geschichte der Schreibmaterialien zu widmen, also Studien über Papyrus, über das Pergament und die verschiedenen neueren Papierarten, über die alten Tinten und Aehnliches: hätte jemand von Ihnen darauf ein eingehenderes Studium verwandt, so wäre er mir ein willkommener Mitarbeiter.

Präsident bittet den Redner etwas über den Preis und den Umfang des Werkes anzugeben. [1])

---

[1]) Die Frage war anders gemeint als sie beantwortet wurde. Ein *Codex diplomaticus* für Studien der griechischen Paläographie lässt sich nach verschiedenen Maassen anlegen; diese werden durch Verschiedenheit der Zwecke bestimmt, daran hängt der Umfang und die Kostbarkeit. Uns kommt es aber nicht auf ein reiches Bilderbuch von Facsimiles jeder Art an, sondern auf ein praktisches Lehr- und Handbuch, das dem Philologen nicht nur einen sichern Ueberblick aller Jahrhunderte gewährt, sondern ihn auch mit den wichtigsten, aus dem philologischen Studium hervorgegangenen Observationen der griechischen Diplomatik für die mannichfaltigsten Gänge der *emendatio* oder für diplomatische Kritik versieht und mit einer reichen Beispielsammlung in jedem Detail ausstattet. Der *codex palaeographiae Graecae* würde hiefür die Grundlage bilden, aber nur als prooemium in mässigen Gränzen gelten.

Zu dieser Bemerkung merkt seinerseits der Redner an, dass er als selbstverständlich voraussezt, dass auch die Erledigung der hier genannten Desiderien der Hauptsache nach in seiner *Palaeographia Graeca* beabsichtigt sei. Die Kosten der Publikation sind aber vor allem von den kostspieligen Tafeln abhängig.

Prof. Tischendorf:

Das ist freilich zu viel verlangt, den Preis schon jetzt zu fixiren und auch den Umfang zu bestimmen. Ich habe die Absicht ein Doppeltes zu bringen: das eine soll ein grosses documentliches Werk werden, das an Facsimiles auf 50 bis 100 Folio-Tafeln berechnet ist. In diesen Tafeln allein liegt schon ein bedeutendes Kapital, vielleicht eine Summe von 5000 Thlrn. *(Sensation.)* Möge sich niemand hierdurch erschrecken lassen. *(Heiterkeit.)* Wenigstens ich, dem die Kosten zunächst zufallen, lasse mich nicht abschrecken. Aus dem grösseren Werke soll aber ein anderes herfliessen, bestimmt und eingerichtet für den Bedarf jedes einzelnen Gelehrten. Jedenfalls werd' ich aber auch bei dem Hauptwerke es darauf absehen, dass es nicht in den Verschluss sondern in den wirklichen Gebrauch der Bibliotheken gelange.

Präsident:

Hat noch jemand eine Bemerkung zu machen, die an diesen Vortrag anknüpft? (Geschieht nicht.) Ich ertheile somit dem Herrn Professor Teichmüller das Wort.

Professor Teichmüller:

Ich erlaube mir Sie über ein ganz specielles Thema zu unterhalten, und glaube *dadurch* entschuldigt zu sein, dass die Untersuchungen über Aristoteles' Poetik seit Lessing's dramaturgischen Arbeiten allgemein bekannt und interessant geworden sind. Es ist eine interessante Frage, wie sich Epos und Tragödie zu einander verhalten. Die Frage ist auch für unsre Aesthetiker noch nicht entschieden; es soll mir aber nicht darauf ankommen, die Aristotelische Ansicht nach ihrem Werth zu prüfen, sondern einfach zu erklären, da die Erklärung ziemlichen Schwierigkeiten unterworfen ist.

Zählen wir zuerst die gemeinsamen Bestimmungen auf. Tragödie und Epos haben erstlich denselben Gegenstand, nämlich das menschliche Leben, abzuspiegeln auf seinen Höhepunkten, wie es im höchsten Glück oder in Unseligkeit erscheint und einem gerechten Schicksal unterworfen ist. Dies ist die Aristotelische Fassung. Zweitens stimmen beide darin überein, dass sie dieselbe tragische Wirkung zu erreichen suchen; sie suchen in dem tragischen Effect beim Anblick dieses Schicksals auf gleiche Weise zu erschüttern. Drittens brauchen sie dieselben hauptsächlichsten poetischen Mittel, die *ἀναγνώρισις* und *περιπέτεια*, die Erkennung und den Schicksalswechsel. Danach ist ebenfalls die Gleichheit in den Arten zu constatiren; beide haben dieselben vier Arten, die einfache, die verwickelte, die Charakterstücke und die pathetische Form. Und endlich ist beiden gemeinsam Einheit der Handlung, indem sie beide nur eine geschlossene Handlung darstellen. Das ist das Gemeinsame zwischen beiden.

Das aber, worauf ich in diesem Vortrage aufmerksam machen will, betrifft den Unterschied. Aristoteles gibt drei Differenzen an. Die ersten beiden sind nicht strittig; nämlich dass das Epos erzählt, die Tragödie aber die Handlung selbst darstellt, und zweitens das Metrum, indem das Epos in Hexametern, der Dialog in Iamben geschrieben ist. Das Strittige und Besondere ist aber der dritte Unterschied nach der Länge, *μῆκος*. Aristoteles sagt im 5. Kapitel: Tragödie und Epos unterscheiden sich durch die Länge; denn die Tragödie versucht unter *einen* Umlauf der Sonne zu fallen oder wenig davon abzuweichen, das Epos aber ist der Zeit nach unbestimmt. Daraus haben sämmtliche Erklärer und vor Allen die Franzosen ihre berühmte Theorie von der Einheit der Zeit aufgestellt; und die Erklärung, dass dieser Unterschied der Länge (des *μῆκος*) sich durchaus nur auf das Innere der Handlung,

auf die Dichtung, auf die erdichtete Zeit bezöge, diese Erklärung ist bis jetzt die einzige geblieben. Es ist doch aber an und für sich schon räthlich, erst immer die gewöhnliche Bedeutung der Wörter zu versuchen. Nun bedeutet *μῆκος* gewöhnlich den äussern Umfang, und hier ist zu untersuchen, welche von diesen beiden Auffassungen wohl die meiste Wahrscheinlichkeit hat.

Ausgehen muss man von dem Princip, dass dunkle Stellen und kurze am besten durch klare und ausführliche bewiesen werden. Der Versuch, dieses Princip hierbei anzuwenden, ist noch nicht gemacht. Wir müssen deswegen zunächst nach der Bedeutung von *μῆκος* fragen. Sehen wir nun die ausführlichen Stellen an, so finden wir, dass Aristoteles nirgends einen Unterschied in Bezug auf die erdichtete Zeit in seiner ganzen Ausführung macht, sondern er verlangt durchaus Einheit des Gegenstandes für das Epos sowohl wie für die Tragödie und beide stimmen darin absolut überein. Und das geht soweit, dass Aristoteles für die Tragödie als Norm Beispiele von Epen citirt, geradezu in Bezug auf diese Einheit der Handlung. Dadurch ist also die vollständigste Identität der Regeln für beide ausgemacht. Zweitens aber muss man genau auf seine Definition von *μῆκος* eingehen; er gibt sie ausführlich im 7. Kapitel der Poetik. Jedem, der Aristoteles genauer kennt, ist es ausserdem bekannt, wie er Regeln giebt die Rede zu verlängern oder zu verkürzen, man denke an *μηκύνειν*, und wie er den Begriff von *μῆκος* mit *μέγεθος* abwechselnd braucht. *Μῆκος* ist ihm nichts anderes als der äussere Umfang des Gedichts, wie er durch die grössere Fülle der Darstellung erreicht wird, der sich also zuletzt zurückführen lässt auf die Zahl der Verse; und das ist nicht eine blosse Möglichkeit, sondern Aristoteles geht hier bis zum Rechenexempel, indem er das Verhältniss von Tragödie und Epos in einer solchen Proportion sucht, dass das Epos so lang sein dürfe wie die Summe der Tragödien, die an einem Tage zur Aufführung kommen können. Es kann nach diesen deutlichen und ausführlichen eignen Bestimmungen des Aristoteles von *μῆκος* gar nicht mehr zweifelhaft sein, dass im Kapitel 5 dieselbe Definition Kraft habe. Es ist damit also die Theorie von der Einheit der Zeit gefallen und die Annahme, dass überhaupt Aristoteles das Epos von der Tragödie durch die Länge der erdichteten Handlung unterscheidet, indem das Epos eine beliebige Reihe von Monden und Jahren darstellen dürfe, die Tragödie nicht. Und es ist dies ein interessantes Schauspiel, welches aber in der Geschichte der Wissenschaften häufig vorkommt, dass wenn ein Irrthum einmal entstanden ist, er sich oft Jahrhunderte fortpflanzt, so dass, wenn nun das Richtige getroffen wird, man nur schwer begreift, wie sich die erste Deutung so lange erhalten konnte.

Die zweite Stelle wird nun hiernach auch zu erledigen sein; denn er sagt, dass die Tragödie unter einen Umlauf der Sonne fällt oder denselben möglichst auszufüllen sucht, dass das Epos aber der Zeit nach unbestimmt ist. Es ist aus dem Vorigen klar, dass die ideelle Zeit gar keinen Massstab für das Volumen des Gedichts abgeben kann. Also ein solcher Massstab wäre durchaus unangebracht; ausserdem haben wir die deutlichsten Erklärungen, dass Aristoteles Einheit der Handlung für beide verlangt und keinen Unterschied in dieser Beziehung statuirt. Die Physiker würden ganz von selbst wissen und gar nicht anders erwarten, als dass eine reale Grösse durch ein reales Mass gemessen werden muss, dass die Zeit nichts anderes sein kann als die wirkliche Zeit, der wirkliche Gang der Sonne. Dass dies auch durch Aristoteles ins Auge gefasst worden, ist durch seine späteren und grösseren Ausführungen zu erweisen. Aristoteles geht nämlich an einer Stelle auf die Wasseruhr zurück; er sagt, dass, in Bezug auf die äussere Grösse, man die Tragödien auch nach der Wasseruhr abspielen lassen könne; er verwirft zwar diesen

Gesichtspunkt als einen nicht rein ästhetischen, behauptet aber trotzdem, dass in Bezug auf die äussere Grösse diejenige Tragödie die schönere sei, welche einen grösseren Umfang habe, vorausgesetzt dass sie übersichtlich bleibe. Er hat also diesen Gesichtspunkt in Bezug auf die zu messende Grösse in klarer und ausführlicher Darstellung als seine Lehre ausgesprochen. Ausserdem hat man in den späteren Kapiteln noch ein paar Worte von ihm, welche die erste Stelle über die äussere Grösse der Tragödie gut aufnehmen und erklären. Unter einem Umlauf der Sonne scheint er mir im fünften Kapitel dasselbe zu verstehen, was er im 24. Kapitel in den Worten *τὸ πλῆθος τῶν τραγῳδιῶν τῶν εἰς μίαν ἀκρόασιν τιθεμένων* mit dem Ausdruck *μία ἀκρόασις* wiedergibt, so dass man also diese seine Bestimmung als eine rein zeitliche in Bezug auf die äussere Aufführung der Tragödien ansehen kann.

Es ist nun klar dass wenn von äussern Aufführungen die Rede ist, nicht eine einzelne Tragödie gemeint sein kann, da sie nicht einen ganzen Tag zur Aufführung braucht; mithin würde nothwendig der Begriff der Tragödie anders zu fassen sein, und da hat Böckh schon in Bezug auf die Parische Marmorchronik und Sauppe in einer Stelle des Symposion des Plato mit Schöll nachgewiesen, dass *τραγῳδία* nicht bloss eine einzelne Tragödie, sondern das ganze tragische Spiel ebenfalls ausdrückt. Es würde diese Stelle des Aristoteles also bedeuten, dass die Tragödie, nämlich das tragische Spiel, soviel als möglich einen ganzen Tag in Anspruch nehmen will. Die Dichter werden sich beeifern, auch durch die Grösse ihrer Tragödien, wie er an einer andern Stelle sagt, ihre Concurrenten zu übertreffen. Durch diese Deutung nun hat die Stelle einen andern Werth bekommen. Früher bezog sie sich blos auf die Komposition, wenn man nämlich an die ideelle Einheit der Zeit denkt. Jetzt wenn man sieht, dass Aristoteles nur an die äussere Aufführung gedacht hat, ist die Stelle für die Archäologen interressant geworden. Denn die Meinung, dass nach der Aufführung der Tragödie, also noch des Nachmittags eine Komödie gespielt worden sei, hat bisher nur auf einer einzigen Stelle in Aristophanes Vögeln beruht, und diese Stelle ist, wie ich in meiner letzten Schrift ausgeführt habe, der Auslegung nach nicht bloss durch eine andre Lesart, die man dafür gefunden, sondern auch in Bezug auf den Witz, der in der Stelle liegen soll, zweifelhaft. Und es ist deshalb wichtig, dass wir im Aristoteles noch eine andere Stelle finden, die voraussetzt, dass das tragische Spiel allein ohne eine folgende Komödie den Tag eines Festspiels in Anspruch genommen habe. Ich schliesse hiermit diese Bemerkungen, indem ich den Archäologen empfehle auf die Frage, ob Komödien nach den Tragödien aufgeführt wurden oder die Tragödie für sich allein und ebenso die Komödie für sich allein zur Darstellung kam, in neue Erwägung zu ziehen.

Prof. Sauppe: Nur ein Paar Worte, zu denen ich veranlasst bin, weil mein hochgeehrter Herr Vorredner in der Vorrede zu seinem Buche über Aristoteles Poetik sich dahin ausgesprochen hat, dass er in vielen Fragen sich mit mir verständigt habe. Es könnte also scheinen, als hätte ich mich auch über diese von ihm selbst als die wichtigste bezeichnete mit ihm verständigt, und wäre demnach von der früher von mir ausgesprochenen Ansicht über die Aufeinanderfolge der tragischen und komischen Aufführungen abgegangen. Es gehört aber gerade diese Frage zu denjenigen, über welche wir nicht zur Uebereinstimmung gelangt sind. Ich bin jetzt noch der vollen Ueberzeugung, dass die bisherige Erklärung der Aristotelischen Stelle über die Dauer eines Tages die richtige gewesen sei und dass die von meinem Herrn Collegen aufgestellte nicht gebilligt werden könne. Es ist freilich eine Controverse, die in jedem Fall hier nicht zu Ende geführt werden kann, weil nach allen Seiten

immer wieder Bedenken vorkommen, immer wieder auf das Einzelnste in der Erklärung der Aristotelischen Stelle eingegangen werden muss, weil eine Menge von Eigenthümlichkeiten des griechischen Lebens, der religiösen und staatlichen Einrichtungen Athens dabei in Betracht gezogen werden müssen. Daher beschränke ich mich auf zwei Punkte. Erstlich möchte ich darauf aufmerksam machen, dass in der Darstellung von Prof. Teichmüller eine Vermischung zweier Begriffe vorkommt. Er nimmt an dass in der Aristolischen Stelle, wo es heisst, die Tragödie bemüht sich, soviel als möglich sich innerhalb eines Umlaufs der Sonne zu halten, *ἢ μικρὸν ἐξαλλάττειν*, oder nur wenig davon abzuweichen — in dieser Stelle nimmt er den Begriff der Tragödie als die Bezeichnung der tragischen Trilogie, höchst wahrscheinlich auch noch mit Hinzunahme des Satyrspiels, also im Sinne von Tetralogie. Also *τραγῳδία* bedeutet hier nach Teichmüller die tragische Tetralogie und es wird von ihr gesagt, sie suche sich so einzurichten, dass die Abspielung auf dem Theater innerhalb des Laufes eines Tages erfolgen könne. Es wird also vorausgesetzt, dass man in aller Frühe ins Theater gehe, dann bis Sonnenuntergang sitzen bleibe und auf diese Weise die vier Stücke gehört habe. In der anderen Stelle aber, wo es heisst, dass das Epos nicht gar zu lang sein dürfe, sondern dass es nicht über das Mass von denjenigen Tragödien hinausgehen dürfe, die in einer Darstellung dem Publikum vorgeführt werden, wird Tragödie doch wohl in der Bedeutung genommen, dass es das einzelne Stück bedeutet. Herr Prof. Teichmüller hat ohne Zweifel nicht gedacht, dass, wenn es heisst, das Epos solle die Länge nicht überschreiten, welche diejenigen Tragödien einnehmen, die auf einmal zur Darstellung gebracht werden, dann die drei tragischen Aufführungen in eins zusammen gefasst werden sollen, die binnen mehreren Tagen auf einander folgen, sondern er meint so viel ich verstanden habe, diejenigen Tragödien, die an einem Tage auf einander folgen. Es würde also anzunehmen sein, dass hier das Wort *τραγῳδία* von Aristoteles in ganz verschiedenem Sinne als in der ersten Stelle gebraucht sei. Und allerdings bedeutet es überall, so oft es sonst in der Aristotelischen Poetik vorkommt, nichts als das einzelne Stück, das eine *πρᾶξις τελεία ἱκανὸν ἔχουσα μῆκος* in sich fasst, welches eine in sich abgeschlossene bis auf einen gewissen Grad von Länge sich ausdehnende Handlung darstellt. An diesen Begriff müssen wir auch in der ersten Stelle uns halten, und dürfen nirgends *τραγῳδία* für etwas anderes als das einzelne Stück, die einzelne Tragödie nehmen. Aristoteles nimmt darauf, dass mehrere Stücke zu einem grösseren Ganzen zusammengestellt werden, auf die Trilogien der grossen Tragiker gar keine Rücksicht, sondern wenn er von den Gesetzen, nach denen sich die Tragödie richtet, spricht, hat er stets ein einzelnes in sich abschliessendes Stück, die taurische Iphigenia, oder was er sonst für eines erwähnt, im Gedanken. Das ist das eine, was ich von der sprachlichen Seite anführen möchte. Das andere von der archäologischen Seite: es ist eine reine Unmöglichkeit anzunehmen, dass etwa auf einem Theater die Tragödien aufgeführt seien und in einem anderen Theater an demselben Tag nach dem Frühstück, dem *dejeuner à la fourchette*, die Komödie, dass also je nach Belieben die Athener in die Tragödie oder die Komödie hätten gehen können. Wäre das der Fall, so würden wir irgendwo einmal eine Anspielung darauf bei den Komikern finden. Davon findet sich aber keine Spur. Auch davon nicht, dass irgendwo in Athen ein zweites Theater vorhanden war. Wenn von einem Theater die Rede ist, so hat man stets das eine unterhalb der Burg, das neuerdings in so glänzender Weise wieder aufgedeckt worden ist, zu verstehen. Wir dürfen also auch nur an Vorstellungen, die in diesem gegeben worden sind, denken. Es würde sich noch Mancherlei hinzufügen lassen, aber ich glaube nicht, dass die Sachen hier disputabel sind,

weil man zu sehr auf Einzelnes eingehen müsste. Uebel nehmen wird mir Herr Professor Teichmüller meine Entgegnung nicht, da er meine Ansicht über seine Auffassung schon kennt.

Prof. Teichmüller: Ich möchte hierauf in der Kürze nur erwiedern, dass ich die Schwierigkeit zugeben kann, dass *τραγῳδία* an zwei verschiedenen Stellen verschiedene Bedeutung haben soll, dass es einmal in der laxeren das tragische Spiel im Ganzen und dann in einer engeren die einzelne Tragödie bedeutet. Aristoteles erwähnt aber an zwei Stellen die Zusammenfügung mehrerer Tragödien zu einem Ganzen der Aufführung; also ist diese Auffassung auch nicht ganz durch ihn ausgeschlossen. Was die Epopöe betrifft, so sagt er, dass sie der Zeit nach unbestimmt sei, d. h. dass sie nicht für öffentliche Aufführungen in ihrer Ganzheit dargestellt zu werden brauche, *τῷ χρόνῳ ἀόριστον*. Was das übrige betrifft, das Archäologische, so beziehe ich mich auf die Aeusserung des Herrn Hofrath Sauppe, dass dieser Gegenstand an dieser Stelle nicht vollständig erörtert werden kann.

Prof. Ueberweg: Ich habe nur einige Worte zu bemerken. In der Hauptsache stimme ich vollständig dem Herrn Hofrath Sauppe bei, dass nämlich die Deutung *ἡ τραγῳδία* sei ein Complex von Tragödien, mir dem feststehenden Aristotelischen Wortgebrauch zu widerstreben scheint. Aristoteles erwähnt zwar mitunter die Zusammenfassung mehrer Tragödien zu einer Gesammtdarstellung, die Zusammenfassung zu einer Darstellung an einem und demselben Tage. Indessen niemals nennt er dann den Complex von Tragödien, welche zusammengefasst werden, eine *τραγῳδία*. Wenn er von der Einheit der Handlung redet, so hat er dabei bekanntlich immer die einzelnen Tragödien im Auge und stellt niemals eine Forderung auf, als ob eine gewisse Einheitlichkeit irgendwie statt haben sollte in dem Complex mehrerer Tragödien. Dazu kommt, dass, wenn Aristoteles meinte, die Tragödie sei an einen Tag gebunden, der von Prof. Teichmüller vertretene Sinn „hinsichtlich der Aufführung ist der Complex einiger Tragödien an einen Tag gebunden, das Epos aber unterliegt keiner zeitlichen Beschränkung“ — dass, sage ich, wenn dies in dem Teichmüller'schen Sinne zu verstehen wäre, es nothwendig eines erläuternden Zusatzes bedurfte. Aristoteles sagt ausdrücklich, dass die Tragödie ihre Natur bewahre und ihre wesentlichen Wirkungen auch übe, wenn sie gelesen würde. Freilich wenn die Tragödie ihre Wirkung im vollen Masse üben soll, bedarf sie der Aufführung; wollte also Aristoteles aus einem Umstande argumentiren, der an die Aufführung geknüpft ist, so bedurfte dieses der ausdrücklichen Erwähnung. „Die Ausführung des Dramas muss in einem Zug geschehen; rhapsodische Vorträge durch Recitation können auf mehrere Tage vertheilt werden.“ Das wäre der Gedanke und ich vermisse dafür den bestimmten Ausdruck. Ich übergehe hier andere Gründe, die gegen seine Auffassung selbst aufgestellt werden könnten, namentlich gedenke ich nicht auf die archäologische Seite einzugehen. Wenn schon auf das Einzelne hier nicht eingegangen werden kann, denn dazu müsste der Text vorliegen, so darf ich doch wohl eines anführen, was den Kern seiner Argumentation betreffen wird, wie ich hoffe. Die Argumentation ging davon aus, wenn ich richtig verstanden habe, dass die Forderung der einheitlichen Handlung gleichmässig für Tragödie und Epos gelte und in dieser Beziehung kein Unterschied sei. Aristoteles führt allerdings einen Unterschied in dieser Beziehung an, nämlich den, dass zwar beide Dichtungsarten eine Einheit haben müssen, keineswegs aber für beide mit gleicher Strenge diese Forderung gilt. Die Einheit des Epos ist die losere und daran knüpft sich auf der anderen Seite, dass dagegen der Umfang des Epos, nämlich der Umfang hinsichtlich dessen, was dargestellt wird, ein weiterer sein kann, indem mehrere einzelne Begebenheiten zu einer losen Einheit des Epos sich mit poetischem Rechte vereinigen

lassen, nicht aber zu einer strengeren Einheit des Dramas. Nun ist aber selbstverständlich, dass, wenn auch die Darstellung jeder einzelnen Begebenheit gedehnt oder gekürzt werden kann, doch immerhin hiefür ein ästhetisches Mass gilt und dass im allgemeinen wohl gesagt werden kann, wenn mehrere Begebenheiten dargestellt werden, so wird auch dadurch der äussere Umfang grösser. Daher verstehe ich die Aristotelische Forderung und Aristoteles Vergleichung so, dass sie allerdings auf die Dinge gehen, welchen die Einheit der Dichtung zukommt, hinsichtlich der vielen einzelnen Begebenheiten, die zu einer Einheit, der loseren oder strengeren Einheit einer Handlung verknüpft werden, und darauf beziehe ich nun auch die Forderung die auf die Zeit geht. Ich beziehe diese ganz nach der alt hergebrachten Deutung auf die Zeit des Dargestellten. Allerdings ist es ja wahr, dass die Tragödie, die griechische Tragödie sich bemüht, so sehr wie möglich nicht den Hörer zu nöthigen, wie Aristoteles sich ausdrückt, während ihres Verlaufs den Wechsel von Tag und Nacht sich vorstellen zu müssen; denn diese Vorstellung, an die Phantasie gestellt, hätte zu wenig natürliches und wäre darum nicht ästhetisch berechtigt. So verstehe ich die Stelle: Keineswegs braucht sich die Zeit der Darstellung und die Zeit des Dargestellten unbedingt zu decken, sondern in diesem Betracht kann der Phantasie etwas zugemuthet werden, z. B. dass es Tag, Nacht, früher Morgen sei, während thatsächlich heller Tag ist; allein es wollen in diesem Betracht gewisse Grenzen eingehalten werden und auf diese weist Aristoteles hin; unbedingt und ausnahmlos soll die Forderung nicht gelten, weil sie eine secundäre und nicht primäre ist; aber so weit wie möglich soll der Dichter sich bemühen, der Phantasie nichts Unnatürliches zuzumuthen.

Prof. Teichmüller: Ich habe mir hierauf nur noch eine kurze Bemerkung zu erlauben. Die Erklärungen des Herrn Prof. Ueberweg sind sehr interessant, in Bezug auf das was die ästhetische Theorie an und für sich betrifft, aber ich vermisse die Aristotelische Begründung. Was dunkel ausgedrückt ist, wäre durch klare Stellen, was kurz ist, durch ausführliche Stellen zu belegen; das ist mein Princip, an das ich appellire. Die Stelle, an welcher hier Aristoteles von *μῆκος* spricht, enthält nur ein Paar dunkle Worte „*ἔτι δὲ* (*διαφέρει ἡ τραγῳδία*) *τῷ μήκει*“, dagegen wird in keiner der übrigen klaren und ausführlichen Stellen auch nur mit einer Silbe von der Länge der erdichteten Begebenheit gesprochen, sondern *μῆκος* wird in allen späteren Stellen, und darüber ist die Meinung gar nicht im Zwiespalt, nur auf den äusseren Umfang bezogen. Und nach dem Princip, das ich vorher aufgestellt habe, glaube ich daher, dass keine Möglichkeit übrig bleibt, als diese Definition auch für das 5. Kapitel in Anwendung zu bringen.

Prof. Ueberweg: Ich bemerke dass ich schon in dem, was ich auf die Worte des Herrn Prof. Teichmüller geantwortet habe, mich *implicite* gegen den Vorwurf verwahrte, indem ich hinzufügte, dass wenn Aristoteles von der Fülle der Begebenheiten redet, was er öfters thut, daraus mit Nothwendigkeit auch eine gewisse äussere Länge folgt und dass somit immerhin *μῆκος* an dieser Stelle auf die aus dem Masse der Begebenheiten folgende Länge bezogen werden kann, ohne dass wir dadurch genöthigt sind auch die Forderung der Zeit auf die Länge der Darstellung, statt auf die Länge des Dargestellten zu übertragen.

Präsident: Ich dächte, wir verliessen das Feld einer anziehenden, jetzt aber schwer abzuschliessenden Erörterung; wofern nicht einer der Herren etwas hinzufügen will, was mit der Frage genau zusammenhängt. —

Ich ertheile nunmehr Herrn Professor Steinhart das Wort. Sein Vortrag wird auf Aphorismen über den gegenwärtigen Stand der Platonischen Forschungen sich beschränken.

Professor Dr. Steinhart:

Hochverehrte Versammlung! Es ist gewiss für unsere, angeblich der Philosophie und einer idealen Betrachtung göttlicher und menschlicher Dinge abgewandte Zeit ein bedeutungsvolles und hoffnungsreiches Zeichen, dass jene beiden Sterne, die nur selten der Menschheit mit vereintem Glanze geleuchtet haben, jetzt zugleich an dem Himmel unserer Wissenschaft stehen, Plato und Aristoteles. Es dürfte wol kaum bezweifelt werden, dass die an Umfang und Tiefe immer zunehmende Betrachtung und Würdigung dieser beiden Geistesheroen, die das stolze Hochgebirge der griechischen Philosophie so majestätisch abschliessen, auf die ganze Alterthumswissenschaft belebend und befruchtend eingewirkt hat und in immer steigendem Masse einwirken wird, da ja die ganze alte Kunst und Wissenschaft viel mehr, als man früher anzunehmen pflegte, von jenen philosophischen Ideen durchdrungen ist, die längst vor dem Auftreten der drei grossen Milesier in der Form des Mythus und des Symbols in Sage, Gesang und Bild das höhere Leben eines grossen Theils des griechischen Volkes beherrscht haben. Den meisten Gewinn freilich wird, wie das schon früher in ähnlichen Uebergangsperioden geschehen ist, die Philosophie selbst aus dem verjüngenden Genuss jener reichen Lebensquelle mit um so grösserem Rechte ziehen, da wir gerade ihr und ihrem kühnen Aufschwunge im Beginne unseres Jahrhunderts am meisten die Wiederbelebung und Förderung der platonischen und aristotelischen Studien zu einer seit Jahrhunderten nicht gesehenen Blüte verdanken. Denn so freudig wir alle das Verdienst Schleiermacher's, des grössten aller Schüler Plato's, als des Mannes anerkennen, der uns das Bild des alten Meisters in seiner ursprünglichen Schönheit und Herrlichkeit hergestellt hat, so wenig darf verkannt werden, dass ganz besonders Hegel durch den anregenden Einfluss seiner Vorträge den Anstoss zu jener tieferen, dem Aristoteles zugewandten Forschung gegeben hat, die jetzt die ihr vorangegangene platonische raschen Schritts einzuholen sich beeifert. Nun könnte es freilich scheinen, als ob unsere Gegenwart mit ihrer kühleren, mehr auf die gelehrten Kreise beschränkten Betrachtung der beiden grossen Philosophen noch weit zurückstände hinter dem mächtigen Enthusiasmus jener herrlichen Zeit des Wiedererstehens der klassischen Studien, wo ein von der platonischen Akademie der grossen Mediceer ausgehender schwärmerischer Platocultus strebende und reichbegabte Männer und Frauen aller Lebenskreise wie mit einer korybantischen Begeisterung erfüllte und zu den geistvollen Vorträgen eines Melanthon, Muretus, Camerarius und vieler Anderer über Plato und Aristoteles sich Hunderte von Zuhörern aller Stände und Lebensalter drängten, während jetzt, um von den beiden praktischen Facultäten zu schweigen, nicht nur die grosse Masse der jungen Theologen mit bequemer Selbstverläugnung sich fernhält von jenen Vorläufern der christlichen Theologie, sondern selbst die Philologen oft genug lieber flüchtig von ihrer Weisheit kosten, als sich ganz mit ihr durchdringen mögen. Aber wir werden doch auch nicht verkennen dürfen, dass gerade die objectivere Ruhe und Kühle einer weitumschauenden, dabei aber die Wärme der Begeisterung keineswegs ausschliessenden Betrachtung, zu welcher unsere Zeit herangereift ist, eine richtigere Würdigung der grossen Vergangenheit möglich macht, als jene unbedingte Hingabe, mit welcher man sich damals an das wiedererstandene Alterthum als ein noch immer gegenwärtiges und in der Gegenwart fortlebendes verlor, etwa wie Faust die aus dem Schattenreich zurückgezauberte Helena als eine nicht blos dem Geiste nach, sondern auch leiblich mitlebende Genossin zu besitzen wähnte. Und gewiss, je stolzer unser Jahrhundert sich des reichen Schatzes selbsterrungener Güter auf allen Gebieten des Lebens, der Kunst und Wissenschaft, besonders auch einer weit über den Gesichtskreis der alten Welt hinaus auf neuen Wegen zu neuen Zielen strebenden Philosophie rühmen

darf, desto reiner wird unsere Anerkennung des Dauernden und unsterblich Lebenden jener wunderbaren Geistesschöpfungen sein, an denen ja selbst das Vergängliche, durch Zeit und Raum Bedingte in Wort und Gedanken uns als ein wesentliches Glied eines grossartigen, von der höchsten Schönheit durchdrungenen Organismus mit unwiderstehlicher Gewalt zu immer neuer, liebevoller Forschung anregt. Da dürfte es nun für unsere Jahresversammlungen nicht unangemessen sein, von Zeit zu Zeit auf dieser rastlos dem höchsten, noch in weiter Ferne vor uns liegenden Ziele entgegenstrebenden Wanderung von geeigneten Ruhepunkten aus beides, die Windungen und Mühen des bereits durchwanderten und die Weite und Richtung des noch zu durchmessenden, an neuer Arbeit reichen Weges zu überschauen. Indem ich es nun unternommen habe Ihnen, geehrte Herren, heute in dieser Weise über den gegenwärtigen Stand der platonischen Forschungen zu berichten, bin ich mir einer doppelten, Ihre besondere Nachsicht fordernden Schwierigkeit meiner Aufgabe wohl bewusst. Ich soll in karg zugemessener Frist mit fast athemloser Hast ein weites und reiches Feld mit Ihnen mehr durchlaufen als durchwandern, wobei doch nur der springende Gang unvermittelter Aphorismen und Thesen übrig bleibt; sodann legt mir gerade die Freude, womit ich so manche mitstrebende, zum Theil sehr verschiedenen Standpunkten angehörende Genossen in Ihren Reihen sehe, die strenge Verpflichtung auf, meinem Widerspruch wie meiner Zustimmung auch nicht den leisesten Ton eines verletzenden Tadels oder eines nicht minder verletzenden Lobes beizumischen.

Ein vollständiger Bericht über den von mir erwählten Gegenstand würde fünf Gebiete umfassen müssen, zuerst den Zustand der Textkritik, sodann die jetzt wieder so drängend in den Vordergrund getretene Frage nach der Echtheit der unter Plato's Namen überlieferten Werke, ferner die mit unermüdlichem Eifer immer von neuem aufgenommenen Untersuchungen über die Zeitfolge derselben, viertens die durch die Erledigung dieser Vorfragen wesentlich bedingte und wieder sie selbst bedingende Interpretation, endlich die immer höher ansteigenden, auf jenen Grundlagen sich aufbauenden Darstellungen des gesammten Platonismus. Sie werden mir aber wol gern gestatten, im Hinblick auf die drängende Zeit, mich auf den zweiten und dritten der eben angedeuteten Punkte zu beschränken und auf die übrigen nur einen flüchtig streifenden Blick zu werfen.

Ihnen allen ist bekannt, dass F. A. Wolf, dessen Geist uns hier an der Stätte seiner vieljährigen, grossartigen Wirksamkeit besonders nahe tritt, schon früh den Plan zu einer Ausgabe des Plato gefasst hatte, auf den er im höheren Alter zurückkam, wie er selbst in den 1816 geschriebenen Worten bezeugt [1]), „möglich, dass einmal noch ich selbst oder ein künftiger ungestörter Ausführer meiner Plane Ursache finden wird, den betriebsamen Vorarbeitern zu danken, dass sie durch Zusammentragen des reichlichen Stoffes die Bahn zu einer Ausgabe ebneten, in welcher Platons Schriften dereinst als schöne Kunstwerke der Weisheit aufzustellen sind, rein und befreit von allem gröberen Bau- und Besserungsschutt, vor dessen Anfahrung die Musen mein Alter bewahren wollen."

Man mag sich vielleicht wundern, dass der grosse Mann sich in dieser Weise von den Arbeiten für Plato wie von einem völligen Neubruch ausdrückt zu einer Zeit, wo bereits Schleiermacher diese Studien in jene vollere und freiere Bahn gerufen hatte, die eben zu der Anschauung der platonischen Schriften als schöner Kunstwerke der Weisheit hinführen sollte,

---

[1]) F. A. Wolf, literarische Analekten, I. Band, Berlin 1817, Einl. S. X—XVI.

und wo der rastlose Immanuel Bekker eben mit dem ersten Bande seiner kritischen, damals noch nichts von dem in mühsamster Arbeit aufgeworfenen Bau- und Besserungsstoff mitschleppenden Ausgabe hervortrat, die freilich mehr durch die glatte Gleichmässigkeit eines lesbaren Textes mit seinem strenge durchgeführten Atticismus blendete, als auf festen kritischen Principien ruhte. Man mag auch die verletzende Härte bedauern, mit welcher Wolf über die vielversprechenden Anfänge des damals schon unheilbar erkrankten, allzufrüh der Alterthumswissenschaft entrissenen Heindorf aburtheilt; immer aber wird man ihm zugestehen müssen, dass er auch hier, wie auf verschiedenen anderen Gebieten des Alterthums, ein hohes, damals noch unerreichbares, eben deshalb aber den Wetteifer der besten Kräfte hervorrufendes Ideal aufstellte, an dessen Verwirklichung in der ihm vorschwebenden Reinheit und Vollkommenheit noch manche Generation wird zu ringen haben.

Am frühsten wurde der Grund zn einer befriedigenden, Bekker vielfach berichtigenden Textgestaltung gelegt, zuerst schon von Stallbaum, dann viel consequenter durch energischen Anschluss theils an den trefflichen Parisinus A, theils durch den nicht minder massgebenden Oxforder Clarkianus, dessen Varianten erst 1820 durch Gaisford veröffentlicht wurden, von Schneider, den Züricher Herausgebern und K. F. Hermann; gewiss aber würde Wolf, wenn er die Ausgabe der Republik des trefflichen Schneider erlebt hätte, in ihr wenigstens in der Textkritik sein Ideal einigermassen erreicht gefunden haben.

Ueber die Echtheit der unter Platos Namen gehenden Schriften glaubte man noch vor kurzem nach früheren Kämpfen endlich insoweit zum ruhigen Abschluss gekommen zu sein, als sich der Streit nur noch um einige geringere Dialoge leidenschaftlos bewegte, deren Annahme oder Verwerfung dem Bilde Plato's weder wesentliche Züge rauben noch entstellende beimischen konnte. Nun aber ist in der neuesten Zeit dies Behagen eines ruhigen Besitzes empfindlich gestört und ein neuer heisser Kampf herausgefordert, seitdem Ueberweg[1]) und noch kühner vordringend Schaarschmidt[2]) gerade jene Dialoge angefochten haben, die wir früher als die Grundlagen der platonischen Dialektik anzusehen und wegen ihrer ausserordentlichen Schärfe und Feinheit zu bewundern gewohnt waren. Nun steht es ja mir und gewiss auch den meisten unter Ihnen fest, dass der kaum begonnene Vertheidigungskampf um das bedrohte platonische Gut zu einem siegreichen Ende geführt werden wird; da es mir aber nicht geziemen

---

[1]) Ueberweg Untersuchungen über die Echtheit und Zeitfolge platonischer Schriften und über die Hauptmomente aus Plato's Leben, gekrönte Preisschrift, Wien 1861. — Ueberweg bestreitet dort nur die Echtheit des Parmenides, hat aber später, zuerst in dem Anhange seines Grundrisses der platonischen Philosophie, Berlin 1864, S. 97, sodann wiederholt in der zweiten Auflage seines Grundrisses der Geschichte der Philosophie des Alterthums, Berlin 1865, S. 101 seine Zweifel mit Schaarschmidt auch über den Sophisten und Politicus ausgedehnt, die er einem Schüler Plato's zuschreibt. — Vergl. meine Recension der Ueberweg'schen Schrift in der Zeitschrift für Phil. und phil. Kritik von Fichte und Ulrici, Band 51, Heft 2, S. 224—266.

[2]) C. Schaarschmidt, die Sammlung der platonischen Schriften, zur Scheidung der echten von den unechten untersucht, Bonn 1866. — In dieser Schrift wird das Ergebniss früherer Untersuchungen des Verf. über die Echtheit des Sophisten, Politicus und Kratylos (rhein. Mus. n. F. 18, S. 1—28. 19, S. 63—96. 20, S. 321—356. 1862—65), zusammengefasst und ergänzt durch die Verwerfung des Philebus, Euthydemos und Menon. Die beiden dialektischen Dialoge unternahmen zu vertheidigen Hayduk über die Echtheit des Soph. und Pol., Greifswald 1861 und Alberti, im Philolog. 3. Suppl. Band, 1. Heft Göttingen 1864, S. 107—132 und im rhein. Museum 1866, Heft 2, S. 180 u. f.

wurde, an diesem Orte vor Ihnen selbst in den Kampf einzutreten, so begnüge ich mich Ihrer Prüfung einige Sätze vorzulegen, in denen ich die Grundsätze, von denen die Beurtheilung der Echtheit der platonischen Schriften ausgehen muss, zusammengefasst und zugleich die Abwege bezeichnet habe, auf welche die Verkennung jener Grundsätze nothwendig führen muss.

Bei jeder Kritik müssen zwei Seiten der Betrachtung zusammenwirken, die juristisch-diplomatische, die durch Zeugnisse und andere Beweismittel den Thatbestand zu ermitteln sucht, und die frei combinirende. Keine der beiden kann der anderen entbehren; jene ohne diese erhebt sich nicht vom Boden zu freierer Umschau, diese ohne jene schwebt in der Luft und stürzt nach kurzem Fluge mit icarischem Fall. Blicken wir nun zunächst auf die Zeugnisse, die unser Urtheil über jene Frage bestimmen dürfen, so finden wir auf der einen Seite die schon von der alten Kritik einstimmig ausgesprochene, entschiedene Verwerfung von zehn angeblich platonischen Schriften, von denen fünf noch vorhanden sind und noch immer in den Ausgaben des Plato als Apokrypha fortgeführt werden[1]), auf der anderen das vollwichtige Zeugniss des Aristoteles für eine Reihe von Dialogen, des einzigen der überhaupt hier als Zeuge gelten kann, da die übrigen Zeitgenossen des Plato, deren Werke wir noch haben, seiner nie gedenken, von seinen anderen Schülern aber nichts Schriftliches auf uns gekommen ist. Hier liegt nun, insofern man diese Zeugnisse allein oder doch überwiegend berücksichtigt, die Gefahr einer doppelten Einseitigkeit nahe. Entweder wird alles, was nicht schon von den Alten verworfen und desshalb in die Trilogien des Aristophanes und in die Tetralogien des Thrasyllos aufgenommen war, trotz einzelner bereits im Alterthume auftauchender Zweifel unbedenklich als platonisches Gut angenommen und den Nachkommen vererbt; auf diesem Wege wandelten gemächlich jene Geschlechter, die auch auf anderen Gebieten gläubig an dem Phantom einer altbegründeten, unerschütterlichen Tradition hingen, und nicht einmal das skeptische achtzehnte Jahrhundert wagte an dem festen Bestande des platonischen Kanon zu rütteln, so dass sogar Richard Bentley[2]), nachdem er bereits den Trug vielfacher epistolographischer Fälschungen enthüllt hatte, noch mit grossem Eifer die Echtheit der platonischen Briefe vertheidigte, und F. A. Wolf[3]), der allerdings den Zweifel des Aelian am Hipparch sich aneignete[4]), die werthlosen, bereits von Thrasyllos angezweifelten Erasten angehenden Lesern des Plato dringend als eine vortreffliche propädeutische Schrift empfahl. Erst am Beginne unseres Jahrhunderts führten Schleiermacher und der jugendliche Böckh[5]), dessen Name für alle Zeiten neben dem Schleiermachers als eines Wiederbelebers der platonischen Studien glänzen wird, die ersten vernichtenden Schläge auf jenen Kanon, dessen morsche Zusammenfügung nun plötzlich der erstaunten Welt klar wurde. Oder zweitens, alle von Aristoteles gar nicht oder ungenügend beglaubigten Dialoge werden von vorn herein als verdächtig angesehen, und, wenn sie nicht eine andere genügende Legitimation mit sich

[1]) Eryxias, Axiochos, Demodokos, Sisyphos; der fünfte, Alkyon, den Phavorinus dem Leon zuschrieb (D. L. 3, 37), ist in Lucian's Schriften übergesiedelt.

[2]) R. Bentley opuscula, p. 39 und in den remarks upon a late discourse of free-thinking, II. p. 38.

[3]) F. A. Wolf Einl. zum Gastmahl, S. 88.

[4]) Prolegg. ad Hom. p. 154. — Vgl. Ael. var. hist. 8, 2.

[5]) Zuerst in seiner Erstlingsschrift: in Platonis qui vulgo fertur Minoem eiusdemque libros priores de legibus, Hal. 1806.

führen, schonungslos ausgewiesen. Diesen Weg haben Ueberweg und Schaarschmidt mit scharfer Einseitigkeit eingeschlagen, wobei sie allerdings eine auf der Analogie der echten platonischen Schriften beruhende Combination nicht ausschlossen, wo aber doch, da wieder die Echtheit in erster Linie eben durch jene Zeugnisse bedingt wurde, eine gewisse Bewegung im Kreise unvermeidlich war. Es ist Zellers[1]) und Ueberwegs[2]) Verdienst, das nach der verschiedenen Weise der Anführung des Platonischen verschieden abgestufte und verschiedene Wahrscheinlichkeitsgrade bedingende Gewicht der aristotelischen Zeugnisse einer eingehenden Prüfung unterworfen zu haben, wobei freilich eine erneute Betrachtung noch manches wird ergänzen oder umgestalten müssen. Am besten bezeugt sind die Republik, die Gesetze und der Timäos, da sie von Aristoteles wiederholt mit dem Namen sowol der Dialoge als des Plato angeführt und als platonische Werke bekämpft werden. Hiernach können wol, da über die beiden anderen sich nie ein Streit erhoben hat, endlich auch die Acten über die Echtheit der Gesetze als geschlossen betrachtet werden; denn wenn irgend einer, so musste Aristoteles, der achtzehn Jahre lang ein Schüler des alternden Meisters war, wissen, dass dieser damals an jenem grossartigen Werke arbeitete, und eine plumpe Nachfälschung desselben konnte gerade ihm am wenigsten entgehen. Desshalb hat auch Zeller seine frühere[3]), mit grossem Scharfsinn durchgeführte Verwerfung der Gesetze später[4]) ausdrücklich zurückgenommen, und selbst Schaarschmidt hat, aus Ehrfurcht vor einem solchen Zeugen, mit seinem revolutionären Angriff vor jenem scheinbar doch viel Unplatonisches enthaltenden Dialoge Halt gemacht. Wenn daher Ribbing[5]) jenen Einspruch nochmals erneuert hat, so werden wir doch wol lieber geneigt sein, einzelne Veränderungen in Plato's Tonart und Lehre uns gefallen zu lassen, als einen Zeugen, wie Aristoteles, zu verwerfen. Weniger schlagend ist der Beweis, wo der Stagirit entweder nur den Namen irgend eines Unterredners, wie des Sokrates, Kallikles, Gorgias, Phädros, Phädon nennt, ohne den Dialog ausdrücklich zu bezeichnen, oder den Dialog ohne Plato's Namen anführt, oder Plato nennt, ohne den Dialog anzugeben; denn im ersten Falle könnte er ja, namentlich bei Sokrates, auch an mündliche, noch in der Tradition fortlebende Aeusserungen desselben gedacht haben; im zweiten bleibt die Möglichkeit, dass der Dialog auch von Aristoteles nicht entschieden für platonisch gehalten wurde, so dass sein Zeugniss wol das Alter, aber nicht die legitime Herkunft desselben bezeugt; in diesem Falle sind namentlich der kleinere Hippias und der Menexenos; der letztere endlich schliesst nicht aus, dass der Zeuge mehr an mündliche Vorträge Plato's, auf die er ja auch sonst als auf ἄγραφα δόγματα sich beruft, als an seine Schriften gedacht habe. Wo indessen der Anführung eines Dialogs an anderen Stellen entweder die Angabe eines Gesprächsgenossen oder der Name Plato's ergänzend zur Seite tritt, da hat doch dies vereinte Zeugniss ein unverächtliches Gewicht, wie bei dem Phädon, Phädros, Gorgias, Menon, wo namentlich der letztere, vielfach angefochtene Dialog durch dasselbe in einer wenigstens die höchste Wahrscheinlichkeit begründenden Weise getragen wird. Dagegen müssen der Protagoras und die

---

[1]) E. Zeller plat. Studien, Tübingen 1839, S. 201—203.

[2]) Unters. S. 132—184.

[3]) Platon-Studien, S. 3—135.

[4]) Phil. der Griechen, 1. Aufl. Band 2, 1846, S. 317 f. 2. Aufl., 2. Band, 1859. S. 618 f.

[5]) Sig. Ribbing genet. Darstellung der plat. Ideenlehre, Leipzig 1863—64, Band 2, S. 150—190.

Apologie als unbezeugt gelten, da die aus ihnen mitgetheilten Aeusserungen auch auf des Sokrates eigene Rede zurückgeführt werden können; nicht minder bedenklich sind die vermeintlichen Zeugnisse für den Theätet, Sophisten, Philebos, die nur von platonischen Sätzen zeugen, aber unbestimmt lassen, ob sie der mündlichen Rede oder den Schriften entnommen sind. Dagegen sind nun besonders noch jene Stellen als in höherem Grade beweisende zu beherzigen, in denen Aristoteles auf platonische Gedankenreihen bestätigend, ergänzend, bestreitend eingeht, ohne den Philosophen zu nennen. So wird gewiss das Symposion durch jene Stelle der Politik[1]), wo der bekannte Mythos des Aristophanes im Auszuge mitgetheilt wird, zur Genüge beglaubigt, obwol es durch ἐρωτικοὶ λόγοι bezeichnet wird; gleiches gilt vom Lysis, Laches und Philebos, aus welchen, besonders aus dem ersten, grössere Gedankenreihen in gleichem Zusammenhange und mehrfach an Plato's Worte anklingend in die Ethik übergegangen sind[2]). In der Metaphysik wird vielfach an den Theätet angeknüpft, hier und da sind auch allerdings nicht ganz sichere Anklänge an den Euthydemos und Kratylos bemerkt worden. Als völlig unbezeugt bleiben also, ausser verschiedenen geringeren, von der neueren Kritik fast einstimmig aufgegebenen Dialogen übrig der Protagoras, Parmenides, Sophist, Staatsmann, Euthyphron, Kriton und Kritias, vielleicht auch Euthydemos und Kratylos. In der That sind es nun gerade die drei Dialoge Parmenides, Sophist und Staatsmann, zu deren Verwerfung sich Ueberweg und Schaarschmidt am meisten durch das Schweigen des Aristoteles bestimmen liessen, ein Schweigen, das allerdings bei dem Parmenides doppelt bedenklich erscheinen könnte, weil, wie es scheint, bei der sich durch alle aristotelischen Werke hindurchziehenden Polemik gegen die platonische Ideenlehre der Parmenides um so weniger übergangen werden durfte, da das bekannte Argument vom τρίτος ἄνθρωπος hier schon von Plato selbst gegen sich ins Feld gestellt und dem Eleaten in den Mund gelegt war[3]). Aber sofort tritt hier doch auch die Gefahr einer Ueberschätzung dieser Zeugnisse hervor, da, sofern man das Schweigen des Zeugen ohne weiteres einem Verwerfungsurtheile gleichstellt, dasselbe, könnte es in dieser Weise begründet werden, dann ja auch den noch unangefochtenen Protagoras mit gleichem Gewichte treffen würde, wie jene übrigen. Vielmehr müssen wir einerseits zugestehen, dass das ganze Verfahren doch ein unvollständiges bleibt, da uns ja viele aristotelische Schriften, unter ihnen auch das wichtige Buch über die Ideen, verloren sind; andererseits dürfen wir auch nicht übersehen, dass manche platonische Dialoge dem Aristoteles weder zur Beistimmung noch zum Widerspruch einen Anlass bieten mochten, wie nicht nur der Euthyphron, Kriton und Kritias wegen ihres geringeren philosophischen Gehaltes und der Protagoras, in dem doch immer noch das Sokratische vorherrscht, sondern auch der Staatsmann, auf welchen Aristoteles bei seiner politischen Polemik um so weniger zurückzugehen brauchte, da Plato denselben Gegenstand später viel reicher und umfassender in der Republik und den Gesetzen behandelt hatte.

Eine einseitige Combination kann auch ihrerseits einen doppelten Weg einschlagen, indem sie entweder an dem Unvollkommenen das Vollkommnere oder an dem Vollkommensten das Unvollkommene abmisst und das eine für platonisch, das andere für unplatonisch erklärt.

---

[1]) Pol. 2, 4.

[2]) Lysis, im achten und neunten Buche der nikomachischen Ethik, besonders 8, 2—5. Laches B. 3, 9—10. Philebos B. 10, 2—5.

[3]) Parmenides S. 132, a—e.

So ging man denn einerseits von den schon im Alterthum verworfenen Dialogen aus und verdammte mit diesen alle jene, die Platos Art und Kunst eben so entschieden verleugneten, die übrigen aber, die noch einige Spuren des echten Plato an sich trugen und für die sich in dem Organismus der platonischen Philosophie irgend noch ein Ort darzubieten schien, wollte man nicht geradehin verstossen; andererseits legte man die nach Inhalt und Form wichtigsten und vollkommensten zu Grunde und sprach dann frischweg über alle, welche diese Vollkommenheit nicht zu erreichen schienen, das Anathema aus. Nun sollte man glauben, dass doch jener aufsteigende und dieser absteigende Weg sich in der Mitte hätten vereinigen und zu demselben Ergebniss führen müssen, da doch immer das Unvollkommene nur an dem Vollkommneren und dieses an jenem erkannt wird; in der That aber waren die, welche von dem Vollkommenen ausgingen, schärfer und absoluter in ihren Forderungen, als die anderen, die sich auch gegen das minder Vollkommene immer noch tolerant genug erwiesen, weil es doch einige Stufen über dem Unvollkommensten stand. Dass bei beiden Betrachtungsweisen, wenn nicht objective Momente mitwirkend hinzugenommen wurden, die Kritik sich auf dem schlüpfrigen und schwankenden Boden eines subjectiven, bald mehr ästhetisch angeregten, bald mehr durch gewisse philosophische Richtungen bestimmten Gefühls bewegen und alles festen Halts entbehren musste, liegt am Tage. Diesen Charakter hatte sie besonders bei Ast, den sein Grundsatz, nur das Vollkommenste als platonisch anzunehmen, nicht nur zur Verwerfung jener kleineren, aber doch von platonischem Geiste zur Genüge durchdrungenen Dialoge, wie Lysis, Laches, Charmides, Apologie, Kriton, sondern auch des Euthydemos, des Menon und selbst, jenem entschiedenen Zeugnisse des Aristoteles gegenüber, der Gesetze verleitete. Wie wenig aber doch auf diesem rein subjectiven Wege die Wahrheit gefördert wird, zeigte sich bald darauf an einem anderen Beispiele; denn während Socher, ein Mann von gesundem Verstande und klarem Urtheil, mit Recht jenes seltsame Vorurtheil verspottete, das den Plato, gleich einem unsterblichen Gotte, über die Schranken und Entwickelungsgesetze der Menschheit zu erheben schien und ihm das Recht absprach, das wir allen grossen Künstlern willig zugestehen, von der höchsten ätherischen Höhe seiner Kunst vorübergehend in ein tiefer liegendes Gebiet hinabzusteigen, seine Tonart nach dem Gegenstande zu ändern oder auch wol einmal wirklich unter den Stimmungen des vielfach wechselnden Lebens hinter sich zurückzubleiben, verfiel er doch selbst einer ganz ähnlichen Subjectivität des Urtheils, indem er den Parmenides, Sophisten und Staatsmann verwarf, weil er in ihnen ein fremdartiges, unplatonisches Gepräge fand, wofür er dann wieder so dürftige Erzeugnisse, wie Theages und Kleitophon, sich als Jugendarbeiten, ja sogar die rohen Compilationen, die den Titel vom Gerechten und von der Tugend führen, als Skizzen und Vorstudien Plato's gefallen liess. Jener andere, und so zu sagen, mildere und duldsamere Weg wurde, seitdem einmal überhaupt eine platonische Kritik erwacht war, von keinem mit gleicher Subjectivität und Einseitigkeit verfolgt, obgleich er im Grunde für K. F. Hermann und dessen Nachfolger, ja sogar für Schleiermacher selbst den Ausgangspunkt bildete; denn immer mehr trat nun nach dem Vorgange dieses grossen Kritikers eine allseitige, in das Einzelne dringende, aber nicht engherzig bei diesem allein verweilende Erwägung aller jener Momente ein, die zu einer möglichst genauen Scheidung des Platonischen vom Unplatonischen führen konnten. Dabei wurde Schleiermachers im Anfange noch zögernd von der Tradition sich abwendendes und, wie er selbst sagt, alles gern zum Besten kehrendes Urtheil im Fortgange seines Werkes und besonders in der zweiten Auflage sicherer und einschneidender, so dass neben den beiden Alci-

biades, dem Kleitophon, den Erasten, dem Minos und Hipparch, auch der Ion und der grössere Hippias dem Unplatonischen angereiht, aber auch der kleinere Hippias nebst dem Menexenos nicht ohne Bedenken aufgenommen wurden. Ueber die Briefe erstreckte sich seine Kritik nicht. Mit einer viel weiter auf die Tradition zurückgehenden Milde liess K. F. Hermann willig den ersten Alcibiades und den grösseren Hippias nebst dem Ion wieder zu, weil er doch in ihnen mehr Platonisches fand als in den unvollkommensten Dialogen, stellte auch die anderen beiden vorher genannten gar nicht mehr in Frage und fand selbst in einigen Briefen noch eigene, durch unmittelbare Schüler veröffentlichte Worte des Meisters. Ich selbst bekenne allzu duldsam auf diesem Wege gefolgt zu sein, und getäuscht durch den in der That nicht geringen platonischen Schein z. B. den grossen Hippias anerkannt zu haben, während der Menexenos mit seinem völlig unphilosophischen Gehalt von mir schon damals entschieden verworfen wurde; gegenwärtig steht mir die Unechtheit beider, wie auch des ersten Alcibiades, ausser Zweifel, wogegen die Frage über den Ion, den kleineren Hippias und den neuerdings vielfach angefochtenen Euthyphron mir eine offene bleibt. Im ganzen ist dies auch die Ansicht meines Freundes Susemihl, und selbst Zeller, der in seinen vielfach eine neue Bahn brechenden platonischen Studien vor fast 30 Jahren die von Schleiermacher begründete Kritik mit eben so einschneidender Schärfe als gleichmässiger Würdigung des Philologischen und Philosophischen wieder aufnahm und dabei auch im Lysis, Charmides und Laches, besonders aber in den Gesetzen Plato's Geist und Form vermisste, ist später, ohne irgend etwas von der Entschiedenheit seiner Kritik aufzugeben, zu dieser mittleren, dem Plato gern eine theilweise Aenderung seiner Ansichten und jugendliche, noch der vollen Mannesreife entbehrende Anfänge gestattenden Betrachtungsweise zurückgekehrt, die im ganzen als die noch jetzt herrschende angesehen werden kann. Um so mehr musste das vorher erwähnte Verdammungsurtheil überraschen, das Ueberweg zuerst über den Parmenides, sodann im Einklange mit Schaarschmidt über den Sophisten und Staatsmann, der letztere endlich, vorläufig noch allein stehend, nicht nur über jene drei von Zeller wieder aufgenommenen kleineren ethischen Dialoge, sondern auch über den Menon, Euthydemos, Kratylos und sogar über den Philebos aussprach und so uns den Glauben an das Wunder einer nicht geringen Anzahl von Fälschungen zumuthete, die an Geist und Kunst doch nur um ein Geringes hinter dem grossen Meister zurückstehen würden. Offenbar ist hier, wenn auch mit grösserer Gründlichkeit und tieferem Eindringen in Sprache, Stil und Philosophie, das Ast'sche, alles, was Plato's Namen trägt, einseitig nur nach dem Vollkommensten messende Prinzip wieder aufgenommen und zugleich, wie wir sahen, ein übergrosses Gewicht auf das fehlende Zeugniss des Aristoteles gelegt. Wer zu möglichst sicheren Ergebnissen über diesen wichtigen Punkt gelangen will, wird eine doppelte Erwägung nicht ausser Acht lassen dürfen. Er wird einerseits allerdings von dem entschieden Platonischen ausgehend und sich ganz in Platos Geist versenkend mit gleich gewogenem Urtheil die Momente der Sprache, der Kunstform, der Tendenz, des Lehrinhalts erwägen und nur durch das vereinte Gewicht derselben sich zu einem entscheidenden Urtheil bestimmen lassen, ohne von dem Vorurtheil auszugehen, dass ein Plato, ohne zu werden und zu wachsen, immer auf gleicher Höhe müsse gestanden haben. Nicht, als ob nicht oft genug schon ein einziges jener Momente hinreichte, ein Verwerfungsurtheil zu begründen; nur dass man dabei sich fern halten muss von aller vorgefassten Meinung. Wenn z. B. aus dem vereinzelten Vorkommen aristotelischer Ausdrücke in gewissen Dialogen, wie ἑνάς im Philebos, auf eine nacharistotelische Entstehung desselben geschlossen wird, so ist dies offenbar ein

Fehlschluss, da ja nahe genug liegt, dass umgekehrt Aristoteles das Wort von Plato aufgenommen habe; oder wollte man auch den Theätet verwerfen, weil dort das ebenfalls von Aristoteles gern entlehnte *ποιότης* zuerst vorkommt? Wenn uns aber in den Briefen *πρᾶγμα* die Philosophie, *φύσις* die Physik, *ἐπιχείρησις* die philosophische Erörterung bezeichnet, wenn Gluth und Feuer als Bild der Leidenschaft gebraucht wird, was der älteren griechischen Prosa eben so fremd ist, wie der römischen und deutschen geläufig, wenn *πορεύεσθαι* mit einem eben so der Prosa fremden Bilde den Lebenswandel bezeichnet, und um ein kleinstes zu nennen, wenn *μή τι δή* ohne vorangehende Negation vorkommt, so ist sogleich der Genosse der Alexandrinerzeit entlarvt[1]). Eben aber auch die Briefe sind reich an unausgeführten, sich in einander verlaufenden Perioden und breit umschreibenden Wendungen, während im Sophisten und Staatsmann das Zurücktreten der stilistischen Kunst sowol durch den Zweck jener Dialoge als durch das eigene gährende Ringen des Denkers mit dem Ausdruck des Gedankens, die bequeme Lässigkeit, die theilweise Dunkelheit des Ausdrucks und das poetisch gefärbte Pathos im Philebos und am meisten in den Gesetzen wiederum theils durch den Zweck, theils durch das gern allerlei hineingeheimnissende und in bald pathetischer, bald bequemer Breite sich ergehende Alter des Philosophen erklärt wird. Die antiplatonische Tendenz tritt in den Erasten und dem Kleitophon, die unplatonische in der Epinomis, dem Theages und den Briefen sofort zu Tage, während Parmenides, Sophist, Staatsmann, Philebos fast unentbehrliche Glieder in dem stufenweise sich entwickelnden System Plato's sind und einzelne scheinbare Widersprüche mit anderen Dialogen bei näherer Betrachtung theils verschwinden, theils aber durch den Fortschritt des Denkers erklärt werden. Die unplatonische, ja sogar unsokratische Ansicht von der Tugend, mit welcher der Menon abschliesst, ist doch nur ein Schein und wird durch den Hinblick auf Plato's oft verkannte Ironie und durch einige klar auf die wirkliche Absicht hindeutende Stellen völlig zerstreut[2]). Der Euthydemos und Kratylos ergeben sich bei näherer Betrachtung bald genug als integrirende Theile der platonischen, im Theätet zum Abschluss gekommenen Lehre vom Wissen. Wenn man im Parmenides, Sophisten, Philebos Aristotelisches gefunden hat, so ist dies theils nur scheinbar, theils, wo es wirklich vorhanden ist, wird es doch gewiss durch die Aufnahme platonischer Gedanken durch Aristoteles genügend erklärt; oder wo bliebe da wol der Theätet, dem doch verschiedene der wichtigsten logischen und psychologischen Sätze des Aristoteles, ja selbst die Elemente der Kategorieen angehören? Der Mangel alles philosophischen Gehaltes und die dürftige Leere des einrahmenden, bäurische Spässe an die Stelle attischer Feinheit setzenden Dialogs verdammt den Menexenos, die falsche Stellung des Sokrates zum Alcibiades, im Verein mit der stümperhaften Dialektik, den grösseren Dialog dieses Namens, die bei mancher täuschenden Nachahmung plump und bis zum Uebermass karikirende Darstellung den grösseren Hippias, die geistlose, von absoluter Ignoranz zeugende Compilation die Gespräche vom Gerechten und der Tugend, während Lysis, Charmides, Laches hinter dem jugendlichen Ueberschwellen der Form über den Gedanken doch dem scharfen Beobachter eine Fülle echt sokratisch-platonischer Weisheit zeigen. Zweitens aber darf die Kritik nicht bei der Negation stehen bleiben, sondern muss sie durch die Position ergänzen. Hier ist das grosse Vorbild der Baur'schen Kritik der neutestamentlichen Schriften, mag man nun ihre Ergebnisse annehmen

[1]) Vergl. meine Einl. zu den Briefen, Band 8 der Werke Plato's., S. 291, 294, 390.
[2]) Vergl. meine Einl. zum Menon, Band 2 S. 116.

oder verwerfen, noch lange nicht genug befolgt worden; denn während dort an die Stelle des zerstörten Organismus sofort ein neuer gesetzt wurde, hat man sich bei der Verwerfung platonischer Schriften leichthin mit den dürftigen Kategorieen einer entweder spielenden Nachbildung oder trügerischen Fälschung aus Gewinnsucht begnügt, während es doch der Kritik gar nicht erlassen werden kann, ihre Combination auch über den Verfasser, die Abfassungszeit, die Tendenz und den Geist der angeblich untergeschobenen Schrift auszudehnen. Man würde dann bald finden, dass Werke, wie Parmenides, Sophist und Staatsmann, oder auch Kratylos und Philebos, Meister der platonischen Kunst und Lehre voraussetzen würden, wie die Geschichte sie nirgends nennt; denn man wird doch wol weder an Speusippos oder Xenokrates, von deren Schriften wir genaue Verzeichnisse haben, noch mit Ueberweg an ein Glied der sogenannten neueren Akademie denken wollen, deren Schüler wol dem bequemen Vorbilde ihrer Meister Karneades und Arkesilaos nicht bloss in ihrem Skepticismus, sondern auch in dem Verzicht auf alle Schriftstellerei gefolgt sein werden; am allerwenigsten wird man doch jene Werke einem Aristoteliker oder gar einem Stoiker zuschreiben wollen, da beide Schulen sofort ihren Jünger, wenn er wirklich, man weiss nicht recht wozu, den nachbessernden Platoniker spielen wollte, an deutlichen Spuren verrathen haben würden. Vielleicht wird folgende kurze Zusammenstellung der wirklich unechten Dialoge nach Zeit und Tendenz Ihrer Zustimmung nicht ganz entbehren. Der Menexenos ist das Werk eines dem Plato nahestehenden Sokratikers, vielleicht seines sehr zur Betheiligung an öffentlichen Dingen hinneigenden Bruders Glaukon, wie Ueberweg ansprechend annimmt, und konnte deshalb leicht durch Irrthum in Plato's Werke kommen; gleiches würde von dem kleineren Hippias gelten, wenn wir ihn nicht lieber als eine Jugendschrift dulden wollen. Der erste Alcibiades und der grössere Hippias sind vielleicht schon zu Plato's Zeit entstandene, mehr oder weniger gelungene Nachbildungen seiner Darstellungsweise und Werke von Platonikern, der zweite Alcibiades und die Erasten von Cynikern, welcher letztere Dialog nebst dem Kleitophon zugleich eine polemische Tendenz gegen Plato klar hervortreten lässt. Die Epinomis ist, wie schon im Alterthum angenommen wurde, eine Schrift des Philippos von Opus, der dadurch die scheinbar unvollendeten, von ihm herausgegebenen Gesetze ergänzen wollte. Späteren Jahrhunderten gehören der wundersüchtige Theages, der halb sokratische halb stoische Eryxias und der von stoisirender Rhetorik durchdrungene und zugleich alexandrinischer Gelehrsamkeit den höchsten Preis der Weisheit zuerkennende Axiochos an. Verschiedene Briefe verrathen deutlich das Bestreben, dem Plato eine schon an Neuplatonismus anklingende Geheimlehre zuzuschreiben. Besonders aber tritt bei einer Reihe solcher Fälschungen, wie sie der Grieche ja zu allen Zeiten geliebt hat, die Tendenz hervor, zu der Zeit der macedonischen und Diadochenkönige den Plato als einen Vorkämpfer des monarchischen Prinzips erscheinen zu lassen; so der Hipparch und Minos, Sisyphos und Demodokos und wieder, wenn auch nicht alle in gleichem Sinne, die acht ersten Briefe, während der dreizehnte den Cyclus wie ein lustiges Satyrspiel abschliesst.

Ueber die Zeitfolge der platonischen Schriften besteht noch immer ein prinzipieller und deshalb schwer auszugleichender Gegensatz der Ansichten. Man hat vielfach gefragt, ob genauere Bestimmungen über diesen Punkt überhaupt nöthig und ob sie möglich seien; denn Ueberflüssiges oder Vergebliches wird man doch nicht unternehmen dürfen. In Beziehung auf die erste Frage hat man gemeint, dass die platonische Philosophie, wenn auch an sich selbst wohlgegliedert, doch, wie jede echte Philosophie nicht durch Zeit und Raum bedingt sei. Wer aber gibt uns doch das Recht, den Philosophen so ganz aus den allgemeinen

Bedingungen herauszustellen, an denen alles menschliche Leben und Wirken hängt, auch das reinste und vollkommenste? und wenn man freudig Forschungen über das Leben grosser Dichter und Künstler begrüsst und gern ein jedes ihrer Erzeugnisse nach Zeit, Ort und Gelegenheit genau bestimmt wissen möchte, wenn man oft genug gesagt hat, der wahre Dichter dichte sein Leben und lebe seine Werke, so wird man wol auch einer so gewaltigen Dichternatur, wie Plato, gern durch alle Entwickelungen seines Lebens bis zur höchsten Stufe seiner Wissenschaft und Kunst folgen wollen. Aber können wir dies thun, ohne in leere Phantasien und subjective Combinationsspiele zu verfallen? Allerdings fehlen uns hier zwei höchst wesentliche Momente, die eigene Aussage des Schriftstellers und vollwichtige Zeugnisse der Zeitgenossen. Denn bekanntlich lässt Plato nie sich, sondern fast immer den Sokrates und dessen Genossen oder Gegner reden, so dass die Zeit der fingirten Unterredung und der Abfassung oft weit genug auseinander fällt, und nur jene seltenen Anachronismen, die hier und da ihm in der Uebereilung entschlüpfen, wie jener bekannte im Symposion[1]), geben uns spärliche, immer noch ziemlich ungenügende Anknüpfungspunkte. Von Zeugnissen aber liegt eigentlich nur das des Aristoteles vor[2]), dass die Gesetze nach der Republik geschrieben seien; denn die unverbürgten Anekdoten über die Zeit des Lysis[3]) und Gorgias[4]) oder gar die haltlose Conjectur, dass der Phädros des Philosophen erstes Werk gewesen sei[5]), wird doch Niemand als Zeugnisse annehmen. Dennoch wird uns auch hier die zusammenwirkende Betrachtung des genauern, zweimal sogar offenbar trilogischen Zusammenhangs der Dialoge, ihres vielfachen Ineinandergreifens und ihrer Wechselbeziehungen, ihrer verwandten oder verschiedenen Kunstform, des Wachsens und Wandelns der philosophischen Gedanken nach und nach zu Ergebnissen gelangen lassen, die nicht allzu sehr hinter der Wahrheit zurückbleiben. Nur über die Art, wie, und den letzten Zweck, zu welchem die Combination diese Momente zu verwenden habe, gehen die Ansichten nach zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander; man nimmt den Plato entweder schon im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn als einen im wesentlichen fertigen Denker und erblickt in der Folge seiner Schriften einen früh entworfenen methodischen Plan, ohne dabei eine gewisse Fortentwickelung der Form von jugendlich überströmender dichterischer Fülle zu männlich reifer Klarheit und Harmonie auszuschliessen, oder man lässt den Philosophen sich nach und nach von rein sokratischen Anfängen durch den Einfluss bildender Reisen und geistesverwandter Freunde und allmälige Aneignung und Assimilation früherer philosophischer Richtungen zu der Höhe seines ihm eigenthümlichen Standpunktes heranbilden und in seinen Schriften diese Entwickelungsstufen gewissermassen als Selbstbekenntnisse niederlegen. Das erste Prinzip, das wir das methodische nennen mögen, wurde mit grossem Scharfsinn von Schleiermacher durchgeführt, der aber doch, weil nicht alle Schriften sich in den von ihm angenommenen Plan einfügen wollten, gerade einige der bedeutendsten Dialoge, wie Gorgias, Symposion, Gesetze, als Nebenschriften von der methodischen Folge auszuschliessen sich genöthigt sah. Die Grundlage dieser Ansicht war die unbegründete Voraussetzung, dass Plato schon als etwa zwanzigjähriger Jüngling seine ganze Weltansicht, etwa wie der jugendliche Schelling, ahnungsvoll voraussehend die Reihe seiner Schriften begonnen habe. Während nun Männer wie Böckh, Brandis, Ritter mit einzelnen Modificationen denselben Weg verfolgten, machten zuerst Socher und Stallbaum die mit dem

---

[1]) Die Anspielung auf die im Jahr 385 über Mantineia verhängte Massregel des διοικισμός p. 193 a. [2]) Polit. II, 3. [3]) Diog. Laert. 3, 35. [4]) Athen. 11, p. 505. [5]) D. L. 3, 38.

methodischen Princip völlig unvereinbare Thatsache geltend, dass in einer Anzahl von Dialogen die Ideenlehre noch nicht vorhanden sei und dass eine allmälige Entwickelung der Philosophie in der Folge der Dialoge klar hervortrete; sie wurden dadurch Vorläufer des zweiten Prinzips, des genetischen, das Hermann durch die ganze Reihe der platonischen Schriften, die ihm ein Bild seiner Lebensschicksale waren, durchzuführen suchte. Dabei ist merkwürdig, dass gerade Schleiermacher, der Freund und Geistesverwandte von Niebuhr und Savigny, hier den construirenden, Hermann, der doch von den Einflüssen der Hegel'schen Philosophie nicht unberührt geblieben war, den genetisch entwickelnden Weg der historischen Schule für den richtigen hielt. Einen ganz selbständigen Weg, der aber doch ein Abweg war, wandelte Munk [1]), indem er in der Folge der Schriften nur die Absicht erkannte, ein Lebensbild des Sokrates von seinem ersten Jünglingsstreben bis zum Tode darzustellen. Wesentlich im Einklange mit Susemihl bin ich selbst mit manchen Modificationen dem genetischen Wege gefolgt [2]), habe mich dabei aber, hierin von Hermann abweichend, bemüht, auch in den frühesten Dialogen schon die Anfänge des eigenthümlich Platonischen, in allen aber einen in sich zusammenhängenden Organismus und einen sich stetig fortentwickelnden Lehrgehalt nachzuweisen. Andrerseits hat Zeller, ursprünglich mit selbständigem Urtheil von Schleiermacher ausgehend, sich mehr und mehr dem genetischen Prinzip genähert. Ueberweg endlich suchte eine mittlere Stellung zwischen beiden zu gewinnen, wurde aber doch bald mehr zu der genetischen Anschauung herübergezogen. Eine wirkliche Vermittelung kann doch allein aus dem innersten Kern des Platonismus, aus der treuesten Auffassung der gediegenen Einheit des platonischen Geistes gewonnen werden, der sich einerseits, wie kaum je ein anderer, in stetiger Folge fortentwickelt hat, andererseits auf seinen verschiedenen Entwickelungsstufen die gewonnenen Wahrheiten in grösseren, bald eng zusammengeschlossenen, bald loser aneinander gereihten Gruppen von Dialogen darzustellen suchte. Seine sämmtlichen Schriften sind, wie er selbst im Phädros den Zweck der Schriftstellerei bestimmt, ὑπομνήματα [3]), Erinnerungen, nicht blos für die Wissenden an das bereits lernend Aufgenommene, sondern auch für den Schriftsteller selbst als Denkzeichen und Zeugnisse seiner eigenen Geistesentwicklung, etwa wie Kuno Fischer Schiller's philosophische Schriften Selbstbekenntnisse genannt hat. Stellen wir uns nun in den Mittelpunkt des Platonismus, in die Ideenlehre, so finden wir hier bereits vom Aristoteles [4]) eine Genesis derselben angedeutet in den Worten, dass Plato in seiner Jugend zuerst durch Kratylos vertraut geworden sei mit der Heraklitischen Ansicht, dass alles Wahrnehmbare im ewigen Flusse und daher von demselben kein Wissen möglich sei; später habe er dann von Sokrates gelernt, zunächst für ethische Dinge allgemeine Begriffe zu bilden und Definitionen zu finden, und so erkannt, dass nicht die Sinnenwelt, das immer Wandelnde und Wechselnde, der Gegenstand des Wissens sein könne, sondern alle Wahrheit habe er nur in jene allgemeine Begriffe verlegt und diese Ideen genannt und gelehrt, dass alles Wahrnehmbare nur Wahrheit habe durch Theilnahme an diesen Ideen. Nehmen wir nun aus andern aristotelischen Stellen und aus Plato's eigenen Darstellungen hinzu, dass die Ideen ihm eben nicht blos allgemeine Begriffe blieben, sondern objektive, substantielle, von der Sinnenwelt ganz gesonderte, doch aber diese ganz allein begründende und zu einem wenn auch nur

[1]) Munk, die natürliche Ordnung der platonischen Schriften, Berlin 1857. [2]) Susemihl, genetische Entwicklung der platonischen Philosophie, Leipzig, 1855—1860. [3]) Phädros p. 276, d. [4]) Metaphys. I, 6.

scheinbaren und vorübergehenden Bestande bringende Realitäten waren, so haben wir hier die Grundzüge jener grossartigen Entwickelung zugleich des platonischen Geistes und seiner Philosophie, deren Denksteine für uns seine von unsterblichem Leben erfüllte Schriften sind. Schwegler hat die drei Hauptperioden in Plato's Leben nicht übel als seine Lehr-, Wander- und Meisterjahre bezeichnet. So finden wir ihn denn nun in den Lehrjahren noch ganz in den Lehren des Sokratismus, indem sich die Ideen noch nicht aus den allgemeinen Begriffen als gesonderte, höhere Existenzen herausgeschält haben, doch aber bereits alles zu dieser Entwickelung hindrängt. Wenn wir von dem ganz vereinzelten und vielleicht nicht einmal platonischen kleineren Hippias absehen, so begegnet uns hier aus den Jahren, die zunächst dem Tode des Sokrates vorausgingen, zunächst eine jugendlich lebensvolle, von gleichem Geiste erfüllte und in ganz ähnlichen Kunstformen ausgeführte, wenn auch nicht streng äschyleisch verbundene Trilogie von Dialogen über ethische Probleme, Lysis, Charmides, Laches, in denen doch bald hier bald dort schon ein Hinausgehen über Sokrates hervorbricht. Der Protagoras fasst dann als Centralwerk der ersten Periode die sokratische Tugendlehre als eins mit dem Wissen überhaupt, ebenfalls schon mehrfach der Ideenlehre zustrebend, zusammen, aber noch ist weder das eigentliche Wesen der Ideen gefunden, noch das Wort. Darauf führen ihn nach dem Tode des geliebten, grossen Meisters die Wanderjahre zuerst nach Megara, dann nach Kyrene und Aegypten, endlich nach Grossgriechenland und Sicilien; doch lagen zwischen den einzelnen Reisen Ruhepunkte mühsam ringender Arbeit und kunstvoller Darstellung der gewonnenen Erkenntnisse. Unmittelbar nach jenem erschütternden Ereigniss fasst er noch einmal zuerst plastisch in der Apologie und dem Kriton, dann theoretisch im Euthyphron und Gorgias das Bild des frommen, weisen, gerechten Mannes zusammen; im Euthyphron taucht ihm zuerst die Idee als das wahre Selbst der Dinge auf, im Gorgias scheiden sich ihm für immer die Wege des Wissens und der Meinung, der Wahrheit und des sinnlichen Scheins. In Megara sich in die grossartige eleatische Philosophie versenkend, später in Grossgriechenland mit hochsinnigen und hochstrebenden Pythagoreern sich befreundend, findet er nun die lange gesuchte Wahrheit aller Dinge in den Ideen. Drei vorbereitende Dialoge bringen uns dieser Erkenntniss näher und näher, Euthydemos, Menon und Kratylos, eine gleich jener früheren nicht eng geschlossene, aber doch sichtbar verbundene Trilogie. Das Wissen wird im ersten dieser Dialoge als ein von sophistischer Trugweisheit streng zu scheidendes, im zweiten als ein schon in der Präexistenz der Seele begründetes, also dem Menschen der Anlage nach angeborenes, im letzten als ein selbst über die doch mehr dem Sinnenschein folgende Sprache erhabenes nachgewiesen. Im Kratylos wird uns auch zuerst das Wesen der Ideen als die allein alle Wahrheit enthaltende Welt des Seins klar ausgesprochen[1]). Hier greift sofort eine von Plato selbst bezeichnete, fest zusammengefugte Trilogie ein, die eigentlich eine Tetralogie werden sollte, aber, wie mir scheint, durch ein nicht streng zu ihr gehörendes Zwischenglied unterbrochen wird. Es gilt zuerst den ewigen Fluss des Heraklitismus aus der Geisterwelt zu verbannen und in die Sinnenwelt zu verweisen, sodann aber auch die starre unbewegliche Einheit der Eleaten in Fluss zu bringen. Das erste geschieht im Theätet, jenem Elementarbuche aller wahren Philosophie, das durch den Nachweis, dass das Wissen weder Wahrnehmung noch Vorstellung noch blosse Verstandesreflexion sei, für immer den unerschütterlichen Grund einer wahren Erkenntnisslehre gelegt hat. Das

[1]) Kratylos p. 439. 440.

zweite und dritte Glied dieser Trilogie sind Sophist und Staatsmann. Ehe Plato aber diesen Bau vollendet, dringt er im Parmenides in die feste Burg des Eleatismus ein, zeigt, wie die Einheit als Idee gedacht nothwendig die Vielheit begründen und ebensowenig ohne diese zu denken sei als diese ohne jene und sucht die nun in voller Klarheit vor ihm stehende Ideenlehre gegen Einwürfe seiner megarischen Freunde zu sichern. Später, vielleicht erst nach der Heimkehr, vollendet er die Trilogie; der Sophist stellt für alle Zeiten den Unterschied der Philosophie von der Sophistik fest und ergänzt den Parmenides durch die Darstellung, wie in den Ideen Einheit und zugleich Vielheit sei, indem er ihre vielfachen Verknüpfungen durch die fünf Stammbegriffe Sein, Identität, Differenz, Ruhe, Bewegung nachweist und aus diesen höchsten Prinzipien Parmenides mit Heraklit vermittelt. Aber noch sind ihm die Ideen wirkliche, vernünftige, sich selbst und alles Andere bewegende Lebensmächte, schöpferische Gottesgedanken. Im Staatsmann erscheint denn auch der wahre Staat im Gegensatz sophistischer Staatskünstelei als ein von den höchsten Ideen durchdrungenes Werk des Wissens. Das vierte Glied war bestimmt, den Philosophen selbst in seiner Reinheit darzustellen, ist aber von Plato nie geschrieben worden. Nun endlich beginnt er in den Gärten der Akademie seine grossartige, fast vierzigjährige Lehrthätigkeit. Das erste Jahrzehnt derselben wird durch eine vierte, wieder loser verbundene, aber doch bestimmt angedeutete Trilogie ausgefüllt, in der unvergleichlichen Schönheit und Reinheit ihrer Form die herrlichste unter allen, Phädros, Symposion, Phädon. Hier sind nun die Ideen nicht mehr das bewegt Bewegende; um sie ganz sicher zu stellen gegen den Fluss des Daseins werden sie als unwandelbare, unbewegte, überweltliche Realitäten dargestellt, aber die von ihnen durchdrungene Trägerin und Begründerin alles Lebens ist die Seele, die ewig bewegte und bewegende, ewig schöpferische Vermittlerin der Ideen- und Sinnenwelt. Wie die Menschenseele in dem seligen Leben vor der Geburt die ewigen Ideen schaute und dann von ihrer Höhe gesunken durch Liebe und Begeisterung wieder zum Ewigen emporringt, lehrend aber und lernend durch die Kraft der wahren Dialektik jenes Ewige in sich befestigt zu dauernden Gestalten, zeigt der Phädros; das Symposion, wie das gegenwärtige Leben des Menschen eben durch jene ideale Liebe und durch das Erfülltsein der Seele mit den höchsten Ideen Glanz, Würde und Bedeutung gewinnt und nach allen Seiten hin ihr unsterbliches Leben sichert; der Phädon endlich, wie die unzertrennliche Verbindung der Seele mit der Idee des Lebens ihrem höhern und reinern Theil, der hier schärfer als im Phädros von dem niederen, der Sinnenwelt zugeneigten geschieden wird, ein ewiges Fortleben verbürgt, das in demselben Grade ein reineres und seligeres sein wird, in welchem schon hier die Seele sich ganz den Ideen und ihrer das Wissen wie das Handeln reinigenden und verklärenden Kraft hingegeben und der fliessenden Sinnenwelt wie mitten im Leben sterbend abgesagt hat. In das nächste Jahrzehnt, der regsten nur zweimal durch vergebliche Reisen an den Tyrannenhof von Syrakus unterbrochenen Lehrthätigkeit, fällt die fünfte, wieder ausdrücklich angekündigte und daher fest in sich verknüpfte Trilogie; auch sie war ursprünglich zu einer Tetralogie bestimmt und sollte die reinsten Erkenntnisse in einem Zusammenhange erschliessen, wie er dem Denker auf dem Höhepunkte seiner Forschung sich über die ganze Fülle des Daseins Licht verbreitend darstellte. In der Republik wird nebst dem Bilde eines ganz nach der Idee der Tugend construirten und von Wissenden, die durchaus in der Welt der Ideen leben, regierten Staates zugleich die unendliche Vielheit der alles Dasein beherrschenden Ideen zurückgeführt auf die allumfassende Einheit einer über allem sinnlichen Dasein nicht nur, sondern auch über der gesammten Geisteswelt stehenden höchsten

Idee, auf die des Guten, die als Sonne der Geisterwelt sowol alle Ideen zum Lichte der Erkennbarkeit erhebt, als auch mit ewig schaffender Kraft sie selbst und durch sie, weil alle Wahrheit des Einzelnen nur in ihnen ist, alle Dinge hervorbringt; gewiss nichts anderes als die Idee Gottes selbst. Die Dialektik ist hier die Königin aller Wissenschaften, aber zwischen ihr und der Wahrnehmung liegt das Gebiet der *διάνοια*, der den Geist zu den höchsten Bekenntnissen reinigend vorbereitenden mathematischen Wissenschaften. Wie sich nun diese Idee in der Welt, dem seligen Gotteskinde, schaffend bewährt, Alles nach sich selbst, also nach dem Guten zweckerfüllend gestaltet, wie die Seele in ihrer Doppelbewegung das leiblich geistige Dasein des Menschen mit seinen Tugenden und Mängeln bewirkt, wie das Auseinandertreten der Einzeldinge durch den unendlichen, immer mit neuen Formen sich erfüllenden, an sich völlig nichtigen Raum, diese Bastardidee, bedingt wird, stellt der Timäos in einem grossartigen Mythos dar, da dieser geheimnissvolle Uebergang der Ideen in die Erscheinung sich der dialektischen Betrachtung entzieht. So baut sich ein grosser, alles Dasein umfassender, von der Idee des Guten getragener, göttlicher Weltstaat auf. Das dritte, nur als Bruchstück vorhandene Glied der Trilogie, der Kritias, sollte dann das wirkliche, in der Urzeit schon dagewesene Kunstwerk des vollkommenen Staates in einer ebenfalls mehr mythischen als geschichtlichen Darstellung schildern. Das vierte Glied, der Hermokrates, der das Bild eines schon in der Gegenwart zu realisirenden, dem vollkommensten möglichst nahekommenden Staates entwerfen wollte, ist unausgeführt geblieben, aber der Gedanke im letzten Jahrzehnt des greisen Denkers in den Gesetzen in der bedeutendsten Weise durchgeführt. Zugleich aber trat nun auch durch pythagoreische Einflüsse eine letzte, wenn auch ihr Wesentlichstes nicht berührende Wandlung der Ideenlehre ein. Das Element der unbegrenzten Vielheit, das bisher dem Aussereinander des Raumes oder, wenn man will, einer freilich ganz abstrakten Materie angehörte, wird in die Ideen selbst verlegt, die ja von vorn herein schon in mündlicher Menge gedacht werden mussten, aber die Vielheit wird überall, wie bei der Zahl, durch die Einheit zusammengehalten und von einer höchsten allumfassenden Monas getragen; so wird die Zahl Symbol der Idee und diese selbst wol ideale Zahl genannt. Von dieser letzten Wandlung legt der Philebos, den wir durch aristotelische Mittheilungen über Plato's mündliche Vorträge ergänzen dürfen, Zeugniss ab. Die Gesetze aber, das immer noch an Geistesblitzen überreiche, aber in bequemer und fast nachlässiger Breite sich ergehende Werk des Greisenalters, führen uns von dem höchsten Standpunkt des auf Ideen gegründeten Staates herunter zu einem in der Wirklichkeit sofort zu realisirenden, von dem Gesetze als dem Ausdruck der höchsten Vernunft beherrschten; zugleich nehmen die höchsten Erkenntnisse hier vom beschaulichen Alter eine entschieden religiöse Färbung an, und wie Goethe sagt, dass auf der Greise Haupt sich gern selige Dämonen niederlassen, so entwirft Plato's ahnungsvoller Geist hier die, nur vorübergehend einmal durch den Dualismus der Weltseele getrübten Grundzüge einer gereinigten und auf festen sittlichen Grund gebauten Religionslehre.

Für die Interpretation des Plato ist Vieles geleistet, das Grössere bleibt noch zu leisten; denn selbst die sprachliche Erklärung hat sich noch zu wenig über die rhetorische Kunst der in den einzelnen Dialogencyklen immer wieder anders gestalteten Periodik und über die unerschöpfliche Fülle neuer Worte und Wortbedeutungen verbreitet, viel aber wird noch die gewöhnlich sogenannte ästhetische und noch mehr die philosophische Erklärung nachzuholen haben.

Eine reiche Segensfülle von Darstellungen aber hat sich über den Platonismus selbst in seinem Zusammenhange ergossen. Auch hier trennt sich der systematische Weg von dem genetischen. Auf dem erstern bemerken wir mit Freude ein immer höheres Aufsteigen von einer subjektiven, mehr reflectirenden Auffassungsweise, wie sie bei dem Kantianer Tennemann und noch, wenn auch in gemindertem Grade, bei Ritter vorherrscht, zu der trefflichen, in objektivster Ruhe gehaltenen Darstellung des unvergesslichen, ebenfalls in diesem opferreichen Jahre zu seiner Ruhe eingegangenen Brandis und der noch erschöpfenderen in Zellers völlig umgearbeitetem grossem Werke, das uns zugleich den Beweis gibt, dass ein festes Beharren auf einem entschiedenen philosophischen Standpunkte zuletzt doch, wenn die rechte Methode hinzutritt, die reine Auffassung des Geschichtlichen mehr fördert als hemmt. Den genetischen Weg schlug am entschiedensten Susemihl ein, welchem zum Theil, doch das Genetische mit dem Systematischen zu vermitteln strebend, Michelis[1]) und Heinrich v. Stein[2]) in seinem noch unvollendeten, grossartig angelegten Werke folgten, wobei freilich zu bedauern ist, dass jenem nicht selten der Standpunkt einer strengen katholischen, diesem aber einer nicht minder strengen protestantischen Orthodoxie die reine Anschauung des Platonischen und überhaupt der alten Philosophie verdunkelt. Ribbing endlich in seiner genetischen Darstellung der platonischen Ideenlehre lenkt im Grunde von dem genetischen Wege, den er gehen zu wollen scheint, ganz in den methodischen zurück.

Noch immer, meine Herren, kann und muss Plato's Geist, wenn wir von dem Zeitlichen und Vergänglichen absehen, das auch an die höchsten Betrachtungen sich überall anheftet, lebenskräftig und zu neuem, begeisterten Streben anregend unter uns fortwirken, indem er dem herrschenden Materialismus gegenüber die Herrschaft idealer, nach den vernünftigsten Zwecken wirkender Lebensmächte geltend macht, dem trostlosen Pessimismus einer bekannten Philosophie die Idee des höchsten Guten entgegensetzt, aus welcher im Gesammtleben der Natur und des Geistes nur Gutes hervorgehen kann, eine andere noch mehr verbreitete Philosophie von der Zersplitterung der philosophischen Wissenschaft zur ungetheilten Totalität des Wissens zurückführt, indem er auch an den Staat die immer dringendere Forderung der höchsten Vernünftigkeit stellt und nach Schleiermachers Vorbilde die Philosophie in die ihr allein gemässe Form einer wenn auch nicht dialogisch gehaltenen, aber doch den lebendigen Process der Gedankenbildung darstellenden Dialektik kleidet. Plato verhält sich, um mit Goethe's herrlichen Worten[3]) zu schliessen, zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt einige Zeit auf ihr zu herbergen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaftig zu werden. Alles was er äussert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Förderung er in jedem Busen aufzuregen strebt.

Dieser interessante Vortrag hatte, wiewohl er auf Aphorismen sich beschränkte, die der zweiten öffentlichen Sitzung zugemessene Zeit fast erschöpft. Der Präsident bemerkte daher dass jener zwar einen reichen Stoff für Discussionen biete; wenn man aber erwägen

---

[1]) Michelis die Philosophie Platons in ihrer innern Beziehung zur geoffenbarten Wahrheit, Münster 1859—60.

[2]) v. Stein Vorgeschichte und System des Platonismus, Göttingen 1862—64.

[3]) Farbenlehre, Werke, Band 53, S. 84.

wolle, wie bestritten viele der darin berührten Punkte seien, und welchen Zuwachs an abweichenden Ansichten uns die in neuester Zeit zuströmenden Schriften über Themen, die bald den Namen der Platonischen Frage verdienen könnten, bereits zugeführt haben, so dürften selbst kurze Besprechungen einiger ausgewählter Controversen ein erhebliches Zeitmass fordern. Nun aber sei die Mittagstunde herangerückt und das Verlangen nach Ruhe nicht abzuweisen. Das Bedürfniss einer Pause wurde von der Versammlung anerkannt. Hiermit schloss die zweite öffentliche Sitzung um 1 Uhr.

Der Nachmittag wurde bei günstigem Wetter von einheimischen und auswärtigen Theilnehmern zu lohnenden Ausflügen am Saalufer benutzt. Weiterhin bot den Musikfreunden einen seltenen Genuss die sorgfältig geleitete Aufführung des Glückschen Tonwerks Orpheus und Eurydicé. Der Abend vereinigte zahlreiche Festgenossen in den weiten Räumen des Stadt-Schiessgrabens auf Einladung der städtischen Behörden. Dort erfreuten sie sich der geschmackvollen und gefälligen Bewirthung, zum Theil bis in die Frühstunden des nächsten Tages, in behaglicher Stimmung: viele werden gewiss der daselbst verlebten angenehmen Stunden noch lange sich gern erinnern.

Dritte allgemeine Sitzung,

Donnerstag, den 3. October 1867. Anfang 10¼ Uhr.

Zuerst erhielt Herr Hofrath Prof. Urlichs, der einen Vortrag über den Tempel des Zeus in Olympia angekündigt hatte, das Wort.

Ueber den Tempel des Zeus in Olympia.

Zu einem ausführlichen Vortrage über den Tempel des Zeus in Olympia, meine hochverehrten Herren, wäre es ja wohl an der Zeit, und es würde auch dazu das Material sehr ausreichend sich darbieten, Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Es wäre an der Zeit, wenn eben die Zeit da wäre. Ich würde Sie ermüden, wenn ich die Gestalt des Baues, seinen bilderreichen Schmuck, seine Statuen Ihnen von neuem beschreiben wollte; dies liegt nicht in meiner Absicht, sondern ich werde mich, indem ich alles das, was die neueste Forschung ins Klare gebracht hat, als bekannt voraussetze, nur auf einen einzelnen Punkt in diesen meinen Mittheilungen beschränken, von dem ich glaube, dass er sich sehr kurz abmachen lässt, dass er evident ausgeführt werden soll, dass die Folgen, die sich daraus ergeben, ausserordentlich wichtig sind.

Nämlich man ist bis jetzt, und das sind die Folgen der Irrthümer bedeutender Männer, die oft ebenso nachhaltig fortwirken, wie ihre wahren Entdeckungen, entweder ohne weiteres auf die von O. Müller in seiner berühmten Abhandlung *de Phidiae vita* ausgesprochene Ansicht eingegangen, dass der Bau des Tempels des Zeus in Olympia eine Folge des Sieges gewesen sei, welchen die Eleer Ol. 52 gegen die unter Anführung des Königs Damophon von

Sparta gegen sie ins Feld getretenen Pisaten davon getragen hatten; oder man ist, wenn man dieser Meinung nicht unmittelbar beitrat, mit einer gewissen Scheu daran vorüber gegangen. Ich nehme einzelne Historiker aus. Aber von den Archäologen, wenigstens von den neuesten, glaube ich mit ziemlicher Sicherheit zu wissen, so von Bursian[1]) und Brunn,[2]) dass sie der O. Müllerschen Ansicht im wesentlichen beipflichten. Diese Ansicht geht dahin: Nachdem die Eleer die unter Anführung des Damophon ihnen gefährlich entgegengetretenen Pisaten besiegt hatten, verwandten sie die Beute dieses Krieges, um daraus den Tempel des Olympischen Zeus zu erbauen. Sie verwandten, oder mit andern Worten, sie liessen sie liegen, denn so sagt O. Müller p. 25: *Eleos illam pecuniam quodammodo sacram habuisse et ad sacros usus deposuisse.* Sie haben 150 Jahre wenigstens die aus dieser Beute sich ergebenden Summen unbenutzt liegen lassen und endlich, man weiss nicht aus welchen Gründen, zu welcher Zeit, in welcher Absicht, sie aus diesem Verwahrsam herausgenommen und daraus den Tempel des Zeus gebaut. Und andere (wie Bursian) sind der Meinung gewesen, man habe den Bau des Tempels alsbald nach jenem Siege angefangen, dann wäre er aber mit einer exemplarischen Langsamkeit betrieben, so dass man erst nahezu 140 Jahre später, um die 86. Ol. damit fertig gewesen ist. Dies ist etwas Unerhörtes in der griechischen Baukunst, dass man einen Bau, wenn man ihn angefangen hatte, so lange Zeit liegen liess. Freilich wo politische Gründe einwirkten, mochte es wol vorkommen, dass ausnahmsweise an einem Tempel nicht weiter gebaut wurde. Aber selbst der weit grössere Tempel in Ephesos wurde doch wenigstens in 120 Jahren fertig, und zwar unter erschwerenden Umständen äusserer und innerer Streitigkeiten; wir kennen die Namen der verschiedenen dabei betheiligten Architekten. Aber in Elis herrschte tiefer Friede und von dem Tempel des Olympischen Zeus, dem berühmten nationalen Heiligthume wissen wir nichts, als dass ihn ein einheimischer Künstler, der Eleer Libon gebaut hat (Paus. V, 10, 3), und dass er gebaut worden ist, wie Pausanias V, 10, 1 ausdrücklich berichtet: *ἐποιήθη δὲ ὁ ναὸς καὶ τὸ ἄγαλμα τῷ Διὶ ἀπὸ λαφύρων, ἡνίκα Πῖσαν οἱ Ἠλεῖοι καὶ ὅσον τῶν περιοίκων ἄλλο συναπέστη Πισαίοις πολέμῳ καθεῖλον,* der Tempel und die Statue wurden dem Zeus errichtet von der Beute, als die Eleer Pisa und die übrigen Periöken, welche mit den Pisaten abgefallen waren, im Kriege unterwarfen.

Diese beiden Zeugnisse des Pausanias, dass Libon der Architekt des Tempels gewesen sei, und die Zeitangabe desselben Schriftstellers sind die Substrate von O. Müller's Ansicht. Es ist ein hohles, ganz unmögliches Substrat; denn *ἡνίκα* heisst doch wol nicht 140—50 Jahre nachher, sondern zu der Zeit, als die Pisaten von den Eleern besiegt wurden, und ebenfalls brauche ich nicht zu beweisen, dass man es nicht mit *ἀπὸ λαφύρων* verbinden darf, sondern dass es einfach heisst, der Tempel wurde gebaut, als die Pisaten besiegt wurden. Also mit jenen 140 Jahren ist es nichts. Die Eleer haben die Beute nicht jenem alten, sondern einem anderen, spätern Kriege entnehmen müssen, der mit der Aufstellung der Bildsäule durch Phidias möglichst gleichzeitig war. Diese einfache Wahrnehmung hat O. Müller nicht gemacht, es sind diejenigen, welche später gefolgt sind, wenigstens nicht eindringend genug darauf eingegangen; ja es hat sogar, und dies veranlasst mich hauptsächlich zu der heutigen Mit-

---

[1]) Allg. Encyklopädie 82 S. 400.

[2]) Gesch. d. griech. Künstler 2 S. 326. So auch wie es scheint, Duncker Gesch. d. Alterth. II, 597. Dagegen im wesentlichen richtig ältere, z. B. Siebenkees, T. zu Olympia S. 8.

theilung oder Frage an Sie, Brunn in der trefflichen Abhandlung „über das Alter der Aeginetischen Bildwerke" S. 4 den Schluss ziehen wollen, wenn der Bau des berühmten Tempels in Olympia so langsam vor sich gegangen ist, dass man den Tempel aus der Beute eines Ol. 52 erfochtenen Sieges erbaute, den Giebelschmuck aber während der Anwesenheit des Phidias um Ol. 86 ausführte, was wollen wir dann an den 12 Olympiaden in Aegina so grossen Anstoss nehmen; was kann es bei dergleichen Dingen auf 12 Olympiaden mehr oder weniger ankommen? Es ist aber immer gerathener, die historisch äusserlich fixirbaren Punkte zum Ausgangspunkte einer Untersuchung zu wählen, welche dann vor- und rückwärts ihre Resultate verspricht, selbst auf die Gefahr eines Irrthums hin, der freilich bei dem Versuch vereinzelte Notizen zu verknüpfen nicht ausbleiben kann. Hier ist sie nicht zu fürchten. Wir haben nämlich — denn die Negation oder Widerlegung der Müllerschen Ansicht ist gleich im Vorlesen der Stelle des Pausanias gegeben — die verwickeltere Frage nach dem positiven Gehalt der Notiz zu beantworten, die Frage, was ist das für ein Sieg, wann haben die Eleer die Pisaten und alle, mit denen sie abgefallen waren, im Krieg sich unterworfen? Liest man die Stelle bei Herodot IV, 148, so ist die Frage leicht beantwortet, nur muss man das Wort Pisa durch andere Worte erklären. Herodot spricht in jener Stelle von der Einwanderung des Theras und der Minyer überhaupt in Elis und sagt, sie hätten sich gewandt *ἐς Παρωρεήτας καὶ Καύκωνας*, hätten sie aus dem Lande vertrieben, also aus dem südlichen Theile von Elis, sich selbst und ihr Gebiet in 6 Theile gegliedert und hätten folgende Städte gebaut: Lepreon, Makiston, (Phrixa oder) Phrixae, ich bitte Sie, blos den letztern Namen behalten zu wollen, Pyrgon, Epion und Nudion; und nun fährt der Geschichtschreiber fort: *τούτων δὲ τὰς πλεῦνας ἐπ' ἐμέο Ἠλεῖοι ἐπόρθησαν*, von diesen genannten Städten sind die meisten von den Eleern zu meinen Lebzeiten *ἐπ' ἐμέο* zerstört worden. Bringen wir die Lebzeiten des Herodot mit dem Bau des olympischen Tempels, mit dem Künstler Phidias und andern, die daran betheiligt waren, zusammen, so sehen wir, dass sie gleichzeitig sind.

Es fragt sich nun, was ist *ἐπ' ἐμέο*? Es kann ein Zeitraum sein, der sich über 60 bis 70 Jahre erstreckt. Wenn wir vom Jahre 484, dem muthmasslichen Geburtsjahre Herodot's heruntergehen zunächst auf die Perserkriege, und wenn wir versuchen hier zu entscheiden, ob nicht innerhalb dieser Zeit oder bald nach den Perserkriegen wirklich ein solcher Krieg in Elis geführt worden ist, der eine bedeutende Erhebung von Seiten der Eleer und eine bedeutende Bereicherung derselben durch Kriegsbeute zu Stande gebracht hat, so ist die Frage wieder eine sehr leichte, aber nur auf einem Umwege zu beantworten. Sie erinnern sich sämmtlich des verheerenden Krieges, der Ol. 95, 3 von Sparta aus im Interesse der Triphylier, Lepreaten und andrer Städte gegen die eigentlichen Herren in Elis, gegen die Eleer oder die nördlichen Bewohner der Landschaft geführt worden ist. Sie wissen, dass nach fruchtlosem Widerstande die Eleer genöthigt wurden, die von den harten Siegern ihnen auferlegten Bedingungen anzunehmen, das heisst, sie mussten mehrere Städte als unabhängig erklären, Städte, die theils in Triphylien gelegen waren, theils nicht in Triphylien, sondern nördlich davon; und unter diesen letztern, welche sich entweder unmittelbar südlich vom Alpheios oder nördlich und nordwestlich befanden, sehen wir insbesondere dieses Phrixae, das ich Ihrer Aufmerksamkeit eben empfohlen hatte, liegen. Hierfür zeugt natürlich nicht die Stelle des Herodot, sondern das Zeugniss Xenophons tritt erweiternd und bestätigend hinzu. Wir finden darin einige Namen von Städten mehr. Xenophon sagt Hellen. III, 2, 30, dass die Spartaner unabhängig machten erstlich den östlichen Grenzstrich des Landes Lasion und die Akroreier, zweitens

die triphylischen Städte Phrixae (so auch bei Polyb. IV, 77) und die nördlich vom Alpheios und südlich davon gelegenen Orte Epitalion, Letrinoi, Marganeis und wie sie weiter heissen, wurden sämmtlich unabhängig, und es wurde dergestalt Elis, das Land der eigentlichen Eleer, zurückgeführt auf seinen alten Bestand, das heisst auf das Land der Eleer, mit einer einzigen Ausnahme, mit der Vorstandschaft über den Tempel in Olympia. Die Eleer erklärten vergeblich, sie hätten längst diesen Landstrich durch das Recht der Eroberung erworben (*ἐπιληίδας γὰρ ἔχοιεν τὰς πόλεις* Xen. Hell. III, 2, 23), es seien Beutegegenstände. Es half ihnen dieser Einwurf nichts; nur die Oertlichkeit von Olympia wurde ausgenommen, und die Hauptstadt Elis durch einen schmalen Landstrich mit diesem Olympia weiter verbunden; deswegen, wie Xenophon sagt, weil die Spartaner glaubten, dass diejenigen, welche auf die Vorstandschaft in Olympia Anspruch machten, blosse Bauern seien (*νομίζοντες τοὺς ἀντιποιουμένους χωρίτας εἶναι καὶ οὐχ ἱκανοὺς προεστάναι*). Also Ol. 95, 3 war die Eroberung im frischen Andenken; die Eleer bewahrten ihren Anspruch, die Bauern waren ausgeschlossen, blos aus dem Umstande, weil sie Bauern waren, von der Vorstandschaft des olympischen Tempels, und so wurde sie jenen reservirt. Combinirt man diese Berichte, so sieht man, dass die Stellen bei Herodot und Xenophon sich aufs wünschenswertheste ergänzen. Die Eleer haben erobert erstlich die Pisatis Ol. 50, zweitens Triphylien, nicht ganz, denn wir wissen, dass Lepreon, wenn es auch tributpflichtig war, doch eine halbe Unabhängigkeit bewahrte, die später zu dem verderblichen Kriege führen sollte. An der Schlacht von Plataeae nahm es noch selbständig Theil und erhielt auch später seine Ansprüche aufrecht. Doch ist wahrscheinlich die Auferlegung einer jährlichen Abgabe von 1 Talent, welche die Eleer für ihre gegen die Arkader geleistete Hilfe von den Lepreaten erhoben (cf. Thuc. V, 51) eine Folge des Krieges, wenn sie nicht in unmittelbarem Zusammenhange damit stand. Es war also derselbe Prozess in Elis vor sich gegangen wie in Argolis. Wie die Argeier Mykene und Tirynth zerstörten, annektirten die Eleer, nachdem sie ihre Hauptstadt (Herodot. VII, 72) gegründet hatten, den Süden ihres Landes; aber Triphylien nicht allein; denn von den von Herodot genannten Städten und Orten lag Phrixae undzweifelhaft in der Pisatis.[1]) Nun hatten auch früher schon mit den Pisaten zusammen die Makistier und nördlich vom Alpheios die Dyspontier gegen Elis gekämpft (Paus. 6, 23), und dass später Ol. 95, 3 die nordwestlich vom Alpheios liegenden Gegenden mit den Pisaten feindlich gegen die Eleer auftraten, hat uns Xenophon gelehrt. Es haben also mehrere Aufstandsversuche stattgefunden, von denen der letzte bald nach den Perserkriegen zu Lebzeiten Herodots mit der Unterwerfung der Pisaten, das sind jene *χωρῖται* oder Bauern, geendigt hat. Es lässt sich daher kein Unterschied finden zwischen der Stelle des Pausanias V, 10 und der des Herodot, und der Krieg bei Pausanias und Herodot ist also identisch. Nur dass sich bei Pausanias die Abweichung findet, dass bei ihm Pisa und die Periöken von Pisa ausdrücklich genannt werden. Aber der Unterschied ist unwichtig, denn der Ort war keineswegs verschwunden. Wenn man von älteren Gewährsmännern absieht, wenn man den Pindar nicht erwähnen, den Herodot nicht anführen will, der II, 27 die Entfernung nicht von Athen nach Olympia, sondern von Athen nach Pisa misst, so mache ich nur auf die allerletzte Entdeckung aufmerksam, auf die Inschrift des Dionysos-Theaters in Athen, wo noch in der hadrianischen Zeit der *φαιδυντής* der Priester des

[1]) Pausan. VI, 21. 5. Bei Polyb. IV, 77 wird es zu Triphylien gerechnet, weil der Pisatis überhaupt keine Erwähnung geschieht.

Zeus nicht der olympische, sondern der ἐκ Πίσης genannt wird und also wol auch seinen Platz in Pisa gehabt haben wird. So war für die Oertlichkeit Pisa der eigentlich klassische Name und mit seiner bekannten Gelehrsamkeit hat Pausanias Pisa genannt, anstatt die Bauern zu nennen, die auf der Stelle von Pisa wohnten. Drehen wir die Sache um, so ist die Congruenz und Identität wieder vollkommen erwiesen. Also Xenophon nennt Phrixa unter den von den Eleern eroberten Orten; diese Eroberung fand zu Herodots Lebzeiten statt; Phrixa gehörte zur Pisatis, und die Pisaeer machten, auch als sie Bauern waren, ihre alten Ansprüche geltend. Wenn also alle Periöken von Pisa abfielen und unterworfen wurden, so geschah dies zu derselben Zeit, als nach Herodots Zeugniss Phrixa zerstört wurde.

Ich nehme also als sicher an, zur Zeit des Herodot, zu seinen Lebzeiten wurde jener Krieg geführt, dessen Erfolg die Gründung des Tempels in Olympia ist. Ich muss nun aber die weitere Frage beantworten, wann zur Zeit des Herodot, wann zu seinen Lebzeiten?

Sie ist sicher zu beantworten, wenn man von bestimmt datirbaren Weihgeschenken im Tempel zu Olympia ausgeht. Wir haben unmittelbar nach der Schlacht bei Plataeae aufgestellte Weihgeschenke in Olympia, die ich nicht aufzählen will, welche im Freien standen, das heisst in jenem heiligen Bezirk des Zeus, der durch den Altar die alte Ehrfurcht bezeichnete. Aber nach den Perserkriegen haben wir sehr bald ein ganz bestimmtes Datum, welches in meinen Augen die Vollendung des Tempels dokumentirt. Als die Lakedämonier die Schlacht bei Tanagra Ol. 80, 3 gewonnen hatten, setzten sie, als Zehent der Beute, ein künstliches Weihgeschenk, bestehend aus zwei vergoldeten Kesseln aus einem Schilde und darüber einer Nike, wie Pausanias V, 10, 4 sich ausdrückt, auf die Dachenden und in die Mitte an dem Giebel d. h. die Nike in die Mitte zwischen die Akroterien. Auf die Akroterien konnten sie aber blos ein Weihgeschenk setzen, wenn der Tempel bis zu dieser Höhe gediehen war. Also mit vollkommener Sicherheit lässt sich annehmen, dass bald nach der Schlacht bei Tanagra Ol. 80, 4 oder Ol. 81, 1 der Tempel fertig war, wenn wir auch den Schmuck des Giebelfeldes abrechnen.

Bedenken wir auf der andern Seite, dass unmittelbar nach der Schlacht bei Plataeae noch kein Werk im Innern des Heiligthums aufgestellt war und Herodot ausdrücklich in seine Lebzeiten jenen Krieg fallen lässt, dessen Frucht der Tempel war, so ergibt sich daraus, dass gegen das Ende der Perserkriege oder rund von Ol. 75 bis 80 der Tempel gebaut sein muss. Wir dürfen aber nicht annehmen, dass unmittelbar nach Ol. 75, 2 oder 3 der Tempel gebaut werden konnte, denn (das ist das einzige, was ich muthmasslich aussprechen muss) es ist diese Frucht, der Tempelbau, und ebenso der Sieg, welcher vorhergegangen ist, nicht ausser Zusammenhang zu lassen mit der Concentration, welche sich in Elis selbst dokumentirt durch den Synökismus der Eleer. Das erste, was sie thaten, war, weil ihre Führer in der Schlacht bei Plataeae zu spät angekommen waren, die Vernichtung der aristokratischen Häuser, also die Demokratisirung des Landes, nicht blos auf ihre eigne Macht sich dabei verlassend, sondern auch gestützt auf das freundschaftliche Verhältniss mit Sparta, welches erfüllt war von Eifersucht gegen die Arkader. Der Krieg gegen die Arkader scheint beide Mächte, Sparta und die Eleer zusammengeführt zu haben. Die Lepreaten ergaben sich freiwillig in die tributpflichtige Abhängigkeit von Elis, um gegen die Arkader von diesen Hilfe zu erlangen. Die Schlacht aber, in der die Lakedämonier über Tegea siegten, muss zwischen Ol. 75, 2 und 78, 2 gefallen sein, weil Simonides, der in dem letztern Jahre starb, ein Epigramm auf die

gefallenen Tegeaten machte[1]), der Sieg bei Dipaia im mainalischen Felde wahrscheinlich ins folgende Jahr. Die Demokratisirung des Landes scheint aber vollständig vollzogen worden zu sein in der 77. Ol., vielleicht 77, 2. Die Concentration in Elis hatte jedoch eine starke Reaction der unfreiwillig gehorchenden Elemente hervorgebracht, und der Krieg, der vor Ol. 80 vollendet ist, hängt unmittelbar zusammen mit der Demokratisirung, er hängt auch wahrscheinlich zusammen (doch dies kann ich ebenfalls nicht mit voller Sicherheit annehmen) mit den Waffenerhebungen in Arkadien. Da die Arkader vor Ol. 78, 2 besiegt wurden und die Pisaten und andere Staaten überhaupt sich gern an Arkadien anlehnten, so dürfen wir wol vermuthen, dass eben jener Synökismus die Periöken zur Unzufriedenheit und gestützt auf die Freundschaft der Arkader zum Abfall veranlasste, was zum guten Theil mit zu den Schlachten bei Tegea und Dipaia geführt haben mag. Wir wissen ja auch aus Thucydides, wie schon bemerkt, dass die Lepreaten ein Talent jährlicher Abgabe zahlen mussten, weil sie von den Eleern gegen die Arkader geschützt waren, und dass die Arkader, die sich auf die sich auflehnenden Staaten in Elis stützten, temporär die Vorstandschaft des Tempels in ihre Hand bekamen.

Was ich nun glaube behaupten zu dürfen, ist: der Bau des Tempels ist Ol. 77, 3—4 angefangen, als Frucht eines Ol. 77, 2 oder etwas später erfochtenen Sieges, und er ist im wesentlichen Ol. 80, 3—4, mit derselben bewundernswürdigen Energie und Raschheit concipirt, fortgeführt und vollendet worden, womit gleich darauf der Parthenon und später die Propyläen gefördert wurden, und Libon der Eleer tritt ebenbürtig dem Iktinos nicht allein in der Construktion, sondern auch in der Durchführung seines Planes zur Seite. Ja wenn man den Plan des um wenige Jahre ältern Tempels in Olympia mit dem des jüngern in Athen vergleicht, wird man die grössere Originalität, den Preis der Erfindung dem Tempel in Olympia beimessen. Wir wissen ferner, dass der Künstler nicht blos einheimisches Material zum Bau verwendet hat, sondern auch ausländisches; so bezeugen die Dachziegel aus pentelischem Marmor, der aus der Gegend von Attika zugeführt war, den Verkehr mit Athen. Wenn wir nun also diesen Umstand als vorläufiges Resultat uns merken wollen, dass der Tempel in Olympia Ol. 80, 3 fertig geworden ist, so werden wir zweitens eine Bestätigung dieses Resultats aus einer kurzen Musterung der im Vorhofe des Tempels aufgestellten Weihgeschenke entnehmen können, wie sie Pausanias V, 12, 8 aufführt. Es gibt deren gar nicht viele. Die ehernen Pferde unter Lebensgrösse der Kyniska sind offenbar eine Wiederholung der grösseren im Freien aufgestellten Wagengruppe (Paus. V, 12, 5 vgl. mit VI, 1, 8). Die ausserordentliche Auszeichnung, dass sie noch einmal und zwar im Pronaos des Tempels geweiht werden durften, erklärt sich durch das Ansehen des Bruders der Siegerin, Agesilaos, welcher Ol. 95, 3 König wurde. Aelter war ohne Zweifel das Weihgeschenk eines Barbaren, das deswegen kein uraltes zu sein brauchte, wozu es u. A. Mommsen röm. Gesch. I 142 zu machen scheint, das von dem etruskischen Könige Arimnos[1]) in den Tempel geschickt worden war, ein

---

[1]) Nr. 103 und 104 Bergk. Nach O. Müller Dor. I 188 dem Simonides namentlich das erste Epigramm abzusprechen, sehe ich keinen Grund, und auf das Treffen bei Laodikion (Thucyd. IV, 154) passt der von Bergk beanstandete Schluss des zweiten auch nicht recht.

[1]) Die Variante Arimnestos ist aus einer Verwechselung mit einem griechischen Namen entstanden. Die Endung entspricht dem Lar Tolumnius in Veji, dessen Namen man leider ebensowenig hier vermuthen darf wie den scherzweise von mir genannten Consul Herminius in Rom.

Thron, ohne Zweifel von Erz. Bedenkt man nun, dass die etruskischen Erzarbeiten, Trompeten, Schalen und alles mögliche Hausgeräth gerade im 5. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland ebenso geschätzt und beliebt (Soph. Aiax 17, Kritias fr. 1, 7—8) waren, wie die griechischen bemalten Thongefässe in Etrurien, z. B. in dem 396 v. Chr. zerstörten Veji, so wird man dies undatirte Kunstwerk füglich der Zeit zuschreiben dürfen, welche in dieser Kunstgattung sich auszeichnete. Ueber welche Stadt der etruskische König herrschte, welche sich beeilte dem neuen Tempel die erste Gabe darzubringen, ist natürlich auch nicht vermuthungsweise zu bestimmen, aber die Thatsache, dass die Kunde des Neubaues früh nach Etrurien gelangte, ist durch die Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs sehr erklärlich. Das dritte Stück, der Dreifuss für die Siegerkränze[1]), beweist nichts: er wurde bis zur Verfertigung des prachtvollern Tisches, also bis zur Anwesenheit des Kolotes, gebraucht. So viel ist also sicher: unter diesen Weihgeschenken kommt nichts vor, was über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinausreicht. — Ich glaube also, dass man von Ol. 80, 3 wirklich die Vollendung des Tempels datiren kann.

Ich gehe zur letzten Frage über, wie verhält sich der vollendete Tempel zu seinem plastischen Schmuck? Es ist ein wichtiges, auffälliges Zeugniss, dass derjenige Künstler, welcher die Giebelgruppe der Vorderseite des Tempels gearbeitet hat, Paionios aus Mende war, einer Stadt auf der macedonischen Halbinsel Pallene; es ist der Name eines in der athenischen Kunstgeschichte nicht weiter vorkommenden Meisters. Denn was man gewöhnlich sagt, er war ein Schüler des Phidias, das sagt man nur so. Man weiss weiter nichts von ihm, als dass er aus Mende gebürtig war, höchst wahrscheinlich in Athen gebildet, denn Mende gehörte zu der athenischen Symmachie; aber eine nähere Verbindung zwischen ihm und Phidias wird nirgends hervorgehoben. Wenn Phidias seine Schüler zur Verherrlichung der einzelnen Theile des Tempels benutzte, so ist es unbegreiflich, dass er bei Alkamenes sollte vorbeigegangen sein. Dass die Vorderseite eines Tempels mehr gilt als die Rückseite, springt in die Augen. Wenn Phidias beide Seiten zu vertheilen hatte, warum gab er die Skulpturen des vorderen Giebels nicht dem Alkamenes, den er doch schon wegen seines Sieges über den Agorakritos als seinen besten Schüler kennen gelernt haben musste? Dass er ihn die ehrenvollere Stellung würde haben einnehmen lassen, liegt in der Natur der Sache. Nehmen wir nun aber an, Paionios hänge gar nicht mit der Künstlerschule des Phidias zusammen, so können wir die Arbeiten für die Skulpturen an dem Tempel, die unmittelbar nach der Vollendung des Tempelbaues gemacht wurden, mit ihm ungezwungen in Beziehung bringen. Nämlich durch ein ausdrückliches Zeugniss ist uns überliefert, dass dieser Künstler noch vor der Ankunft des Phidias in Olympia beschäftigt war. Nach Pausanias V, 26, 1 verfertigte er daselbst eine Nike, welche die Messenier von Naupaktos dedicirten wegen eines Sieges, den sie über die Akarnanen und Oeniaden davon trugen: *ἀπὸ ἀνδρῶν πολεμίων, ὅτε Ἀκαρνᾶσι καὶ Οἰνιάδαις, ἐμοὶ δοκεῖν, ἐπολέμησαν*. Den Sieg kennen wir, wenn er auch von Sillig und Brunn falsch datirt und mit dem Kriege der Peloponnesier gegen die Akarnanen (Ol. 87, 4. Thucyd. II, 80) verwechselt ist. Es ist vielmehr der Sieg, welchen das tapfere Volk der Messenier in der 81 Ol. erfocht, als es sich ausbreitend von Naupaktos hinüberging, Oeniadae mit stürmender Hand nahm, hartnäckig vertheidigte und erst nach anderthalb Jahren unter blutigen Kämpfen unbesiegt verliess (Paus. IV, 25. von Ol. 81, 3—82, 1). Die

[1]) Bei Paus. V, 12, 5 ist wol *ἐπίχρυσος* statt *ἐπίχαλκος* zu lesen.

Einnahme von Oeniadae war eine wirkliche Kriegsthat der Messenier, nicht die Eroberung von Sphakteria, die nur in sehr geringem Grade ein Werk der Messenier war, und weil in diesem Kriege die Akarnanen auf Seiten der Athener und Messenier standen, gegen sie also die Messenier keinen Sieg erfechten konnten (cf. Thuc. II, 80). Der wohlverdiente Siegesruhm wurde durch jenes Werk des Paionios verherrlicht, es musste also vor der Räumung von Oeniadae verfertigt sein, das heisst Ol. 81, 3 oder 4. Wenn also Paionios schon Ol. 81, 3 für Olympia thätig war, vielleicht auch das Anathem seiner Vaterstadt verfertigt hatte (Paus. V, 27, 12), so liegt es am nächsten, dass er zuerst mit den nöthigsten Bildhauerarbeiten für den Tempel beauftragt wurde. Dies wird eben der vordere Giebel gewesen sein. Sehen wir daher von einer Verbindung zwischen ihm und Phidias ab, so haben wir kein Räthsel mehr zu lösen. Warum soll nun derselbe Künstler, der die Vorderseite des Tempels geschmückt hat, nicht auch die Metopen gearbeitet haben? Ich meine die Metopen mit den Arbeiten des Herakles, welche zu beiden Seiten über den Thüren der Cella angebracht waren (Paus. V, 10, 9), die wir glücklicherweise noch grossentheils besitzen. Die beiden Schmalseiten der Cella sind ohne Zweifel Werke eines Meisters, da die Arbeiten des Herakles in gleicher Zahl auf beide vertheilt waren. So sehr sie auch durch ihre Schönheit hervorragen, so weit entfernen sie sich doch von den Werken des Parthenon. Ganz richtig bemerkt Müller[1]), dass diese Skulpturen schon fertig gewesen sein müssen, als um Ol. 86 Phidias mit seinen Schülern für denselben Tempel arbeitete. Es ist aber nicht nothwendig mit Bursian an einen peloponnesischen Künstler zu denken, sondern am einfachsten einen jener athenischen Meister zu vermuthen, die, wie wir wissen, von den Eleern beschäftigt wurden. Alkamenes wird es freilich nicht sein, da dieser gewiss den Stil des Phidias repräsentirte. Es wird Ihnen an den Skulpturen der Metopen die gänzliche Vernachlässigung des Haares an dem Kopfe des Herakles, die geringere Ausführung an der Nymphe aufgefallen sein: das einfache kunstlose, nur angedeutete Haar war aber dem Phidias und seiner Schule fremd. Auch die gedrungenen derben Formen, das Geistlose des Ausdrucks der Nymphe lassen eher auf einen andern Lehrer schliessen, der sich sowohl durch seine Stiere und Kühe wie durch seine Heraklesstatuen berühmt machte und in Olympia wie sein Sohn Lykios vielfältig beschäftigt war, auf Myron. Die herrliche Gruppe des Stierbändigers hat etwas ganz Myronisches an sich. Es konnte ja auch die Schule des Myron in Olympia ebensogut beschäftigt werden, wie die Schule des Kalamis in Delphi. Wir gewinnen also in dieser Beziehung an den Skulpturen von Olympia eine interessante Zwischenstufe zwischen den Skulpturen von Aegina und dem Parthenon.

Endlich ist noch die Frage zu beantworten (wir haben eben festgestellt, dass Paionios Ol. 83 und 84 für Olympia thätig gewesen ist): wann hat Phidias gearbeitet? Das unterliegt keinem Zweifel, wenn die Eleer aus dem vollen Schatz schöpften, den sie erworben hatten, werden sie an das bedeutendste Werk nicht am letzten gedacht haben, und sehr bald wird von ihnen die Frage aufgeworfen sein, wer soll die Hauptzierde, die Statue des olympischen Zeus anfertigen? Ich bezweifle nicht, dass sie dem Phidias den Auftrag früh gegeben hatten, sobald sie der Vollendung des Tempels entgegen sehen konnten, meinetwegen Ol. 83 oder selbst 82. Dass Phidias den Auftrag nicht früher ausgeführt hat, lag in dem unvorhergesehenen Ereigniss dass, nachdem um Ol. 81, 4 = 454 der Schatz nach Athen geschafft war, sich auf einmal für den eifrigen Patrioten eine Aussicht auf ruhmreiche Thätigkeit eröffnete und

[1]) Hall. Litt.-Zeit. 1835 S. 233.

ihm Ol. 83, 2 (nach einem von Sauppe richtig fixirten Beschluss des Perikles) eine Reihe von Arbeiten übertragen wurde, die den Zeus in Olympia mehrere Jahre hindurch zurücktreten liessen. Wie Thorwaldsen hat Phidias alle Bestellungen angenommen, aber er hat sie ausgeführt, wenn es ihm passte und die Besteller warten lassen. Dass er sich aber schon in Athen mit dem Modell des Zeus für Olympia beschäftigt und es vielleicht schon früher fertig gemacht hat, ehe er an die Arbeit des grossen Elfenbein-Kolosses in Olympia ging, beweist ganz evident das Beispiel seines Schülers Theokosmos, dessen Zeusstatue für Megara vor dem peloponnesischen Kriege im Modell und theilweise in kostbarem Material in Gold und Elfenbein unter der persönlichen Betheiligung des Phidias ausgeführt war, die aber nicht fertig wurde, weil der peloponnesische Krieg anfing. So wird auch der Zeus für Olympia schon im Modell angefertigt gewesen sein, ehe Phidias die letzte Reise nach Olympia antrat; und wie oft und wie lange die Eleer nach Phidias ausgeschaut und auf ihn gewartet haben mögen, bis er endlich das ersehnte Werk in der staunenswerthen Grösse ausführen sollte, können wir leicht bemessen. Endlich kam er, vielleicht nach Paionios Tode in Folge jener Ereignisse, die seine Reise nach Elis hinausschoben, um Ol. 85, 3 in Begleitung seiner Schüler Alkamenes, Kolotes und anderer, und nun begann die zweite Periode der Kunstthätigkeit in Olympia, die von der ersten durch eine kurze Frist von Jahren geschieden ist. Die Ausführung des Modells in Gold und Elfenbein ging nun rasch und glänzend von Statten. Phidias aber kam als Flüchtling, und zwar (auch dies hat uns Sauppe[1]) gelehrt), um nicht wieder nach Athen zurückzukehren.

Die Vermuthungen des Hrn. Hofrath Urlichs über Zeit und Dauer des Baues riefen folgende Entgegnung des Herrn Professor Curtius aus Göttingen hervor.

Professor Curtius:

Ich kann hier nicht auf die scharfsinnigen Vermuthungen des verehrten Vorredners eingehen. Nur wollte ich mir erlauben darauf hinzuweisen, dass die Vollendung eines Tempelbaues durch zwei, drei Menschenalter hindurch an und für sich keine solche unwahrscheinliche ist wie sie eben von meinem Herrn Vorredner hervorgehoben ist, der darauf seine ganze Combination gebaut hat. Wir werden, wenn wir die griechische Baugeschichte betrachten, ähnlich wie bei den Dombauten des Mittelalters Tempel finden, an denen Menschenalter hindurch gebaut ist, wie wir es in Delphi, in Ephesos, in Samos nachweisen können, und dass eine solche Energie, wie sie in Athen aufgeboten wurde, um den Parthenon und die Propyläen herzustellen, etwas ganz aussergewöhnliches ist, was höchst selten in der griechischen Baugeschichte stattfand. Was ferner die ausgeführten Verhältnisse betrifft, so glaube ich, dass die Eleer, als sie Ol. 50 nach der Zerstörung von Pisa die Vorstandschaft des Heiligthums übernahmen, auch verpflichtet waren nach der Sage, gleich ein neues grossartiges Heiligthum zu gründen und gleich damals den Beschluss dazu fassten. Den Ausdruck, dass aus der Beute von Pisa der Tempel gegründet wurde, können wir kaum auf etwas anderes beziehen als auf diese Beute, welche aus der ersten Unterwerfung von Pisa und aus der gründlichen Aufhebung von Pisa als Stadt hergenommen war. Ich glaube hiermit nur das Bedenken, was mich jetzt nach Anhörung des Vortrags erfüllt, anzudeuten, dass wir von dem Punkte, von welchem der Redner ausgegangen ist, nicht gerade gezwungen sind eine ganz neue historische Fixirung des Tempelbaues zu Olympia anzunehmen.

---

[1]) Nachr. der K. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen 1867 No. 10.

Prof. Urlichs:

Sie erlauben mir hierauf zwei Worte zu erwidern. Ich bekämpfe die Richtigkeit der Einwendung natürlicherweise, und will nur darauf aufmerksam machen, dass der Unterschied zwischen den Dombauten des Mittelalters und den griechischen Tempeln hauptsächlich darin bestanden hat, dass die Dombauten höher hinaus wollten, aber nicht fertig wurden, weil das Geld ausblieb, und so lange Zwischenräume der Unthätigkeit, jahrelanges Liegenlassen des Baues eintrat. Mir ist aber in der griechischen Baugeschichte kein Beispiel bekannt, abgesehen vom Olympieion in Athen, wo particuläre Verhältnisse obgewaltet haben, und von Delphi, wo man kein Geld gehabt zu haben scheint, dass irgend welche andre Umstände, als Kriege, Streitigkeiten oder Geldmangel, die alle in Elis nicht hinderten, einen angefangenen Bau längere Zeit unterbrechen liessen. Nur dass in Ephesos am Tempel 120 Jahre gebaut wurde, habe ich bereits bemerkt. Im Gegentheil die Bauthätigkeit durch ganz Griechenland — ich brauche Sie nur auf die ausgedehnten Bauten in Agrigent zu verweisen — war so lebhaft und anhaltend, dass die Bauten mit einer ausserordentlichen Schnelligkeit gleichsam aus der Erde heraussprangen. Was aber die Eleer genöthigt haben soll Ol. 50, als sie Pisa unterwarfen, neben der Vorstandschaft des Tempels auch die Baupflicht zu übernehmen, das sehe ich nicht wol ein, denn wenn sich der olympische Zeus 50 Olympiaden mit seinem hohen Altar, den Aschenopfern u. s. w. begnügt hatte, so konnte er das möglicher Weise auch noch längere Zeit. Der olympische Tempel des Zeus war keine Erfüllung irgend einer frommen Pflicht, sondern etwas Ausserordentliches, Schönes, Luxuriöses. Der Tempel der Hera in Olympia ist der eigentliche Tempel der Eleer, der des Zeus ein Schau- und Prachtstück fast modernen Glanzes. Gerade darin sehe ich den Hauptunterschied des Tempels des Zeus und des der Hera. Indessen darüber lässt sich streiten. Dass aber *ἡνίκα* nichts anders heissen kann als „zu der Zeit, als“ und dass demnach die Annahme von 150 Jahren als Irrthum zurückgewiesen werden muss, daran halte ich fest.

Hiermit war die Besprechung des Themas erledigt, und der Präsident ertheilte Herrn Hofrath Prof. Sauppe das Wort für einen kurzen Vortrag.

Prof. Dr. Sauppe:

Meine Herren! Dass Herr Rector Eckstein ein ausgezeichneter Pädagoge sei, ist Ihnen allen bekannt. Der Wirksamkeit seines Wortes verdanken Sie es, dass ich jetzt Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch nehme. Sie erinnern sich, dass er mich in der ersten Sitzung admonirte, und ich will sofort den Willen der Besserung zeigen: ich will Ihnen einen kurzen Vortrag halten. Wenn Sie ihn nicht beachtenswerth finden, so werden Sie wenigstens als Schulmänner den Willen der Besserung anerkennen. Eins hat mein Vortrag für sich: er enthält etwas ganz Neues. Wenn also die Philologen dem Beispiele der Attiker folgen und wie diese gern fragen: *τί νεώτερον*, so wird dies von dem, was mein Vortrag bietet, mit vollem Rechte gesagt werden können. Ich habe hier erst durch die Güte des Herrn Professor Conze vorgestern von der Zeitschrift *Ἐφημερὶς τῶν Φιλομαθῶν*, die in Athen erscheint, das Blatt 641 vom 14. August d. J. in die Hände bekommen, in welchem eine kleine Inschrift mitgetheilt ist, die einen ausserordentlich interessanten Beitrag zu der viel behandelten Frage über die Urkunden in den attischen Rednern gibt. Es ist Ihnen bekannt, welche Schicksale und Wandelungen diese Frage durchgemacht hat. Böckh fand die Namen der Archonten, die namentlich in der Rede *περὶ στεφάνου* in den Aktenstücken vorkommen, nicht übereinstim-

mend mit den sonst überlieferten. Er stellte daher eine ausserordentlich scharfsinnige, sehr künstliche Hypothese auf, dass diese Namen nicht Namen der Archonten, sondern der Prytanienschreiber sein möchten, welche in dem Archiv zu Athen über den Fächern standen, in welche die Acten der einzelnen Prytanien jedes Jahres eingereiht wurden. Spengel hat nachher diese Aufschriften der *ψηφίσματα* als durchaus unrichtig verworfen. Winiewsky machte den Versuch, wieder die Hypothese von Böckh zu vertheidigen. Indessen durch die Abhandlung von Droysen in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft vom J. 1839 wurde die Frage durchaus in neue Wege geleitet. Droysen leugnete zuerst die Echtheit aller *ψηφίσματα* und sonstigen Urkunden, die in der Rede *de corona* vorkommen, und nach ihm haben Friedrich Franke und Anton Westermann die Untersuchung weiter ausgedehnt und für die einzelnen Urkunden oder doch für Theile derselben die Unmöglichkeit, dass sie echt seien, nachgewiesen. „Echt" ist aber genauer zu definiren. Wenn man im allgemeinen sagt, diese Urkunden sind unecht, so kann man damit Verschiedenes meinen. Man kann zunächst nur meinen, der Redner hat sie nicht in seine Rede selbst bei der Herausgabe eingeschoben, sondern sie sind später von Grammatikern, von Rhetoren hinzugesetzt worden. Gibt man das zu, so ist ein Irrthum möglich, und es können von diesen Grammatikern oder Rhetoren Urkunden, die wirklich einmal existirt haben, nur an eine falsche Stelle gebracht sein. Sie sind also in so fern unecht, als sie nicht an die Stelle gehören, wo sie jetzt stehen, aber nicht in so fern, als sie wirklich einmal von dem Volke von Athen oder wo sonst beschlossen worden sind. Es kommen später, z. B. von Krateros, Sammlungen von Psephismata vor, und aus einer solchen konnten die Rhetoren, die frühzeitig die Hauptwerke der griechischen Redner in ihren Schulen erläuterten, leicht jene Documente entnehmen. Es hat freilich in neuerer Zeit ein ausserordentlich überraschender Fund gezeigt, dass diese Sammlung des Krateros nicht ganz zuverlässig war, dass Krateros nicht überell den ganzen Wortlaut der Psephismata in seine Sammlung aufgenommen hat. Nämlich ausdrücklich aus der Sammlung des Krateros wird ein *ψήφισμα* zu Ehren des bekannten Redners Lykurg angeführt, und aus diesem selben *ψήφισμα* haben sich vor etwa acht oder neun Jahren in Athen zwei Bruchstücke aufgefunden. Man hat sie erkannt, weil sie in vielen ihrer Theile genau dieselben Worte geben, wie sie in dem *ψήφισμα* über Lykurg sich finden. Aber — und das ist das Wichtige — was auf dem Stein in Athen erhalten ist, stimmt in mehreren Zeilen mit der Abschrift des Krateros gar nicht überein. Es scheint vielmehr, als habe Krateros entweder nur excerpirt, oder als habe er irgend eine andere Fassung des Decrets bei der Aufnahme in seine Sammlung zu Grunde gelegt. Zuletzt hat Böhnecke in seinen Forschungen zur Geschichte der attischen Redner sämmtliche Urkunden der Rede *περὶ στεφάνου* zu vertheidigen gesucht. Aber als das Ergebniss meiner sorgfältigsten Prüfung und Untersuchung kann ich nur aussprechen, dass die Beweisführung von Böhnecke eine durchaus unzureichende ist. Diese *ψηφίσματα* können unmöglich echt sein. Dafür haben wir wenigstens in einer Beziehung neuerlich eine ausserordentlich hübsche Bestätigung bekommen. Es werden in § 154 zwei Decrete der Amphiktyonen angeführt. Man hat an diesen Decreten, andere Gründe nicht zu erwähnen, auch deshalb Anstoss genommen, weil sie decretirt sind *ἐπὶ ἱερέως Κλειναγόρου*. Denn die Urkunden derselben, die wir in ziemlicher Anzahl besitzen, die mein theurer College Curtius zusammengestellt und die später Wescher herausgegeben hat, nennen immer zur Bestimmung der Zeit der Abfassung einen Archon, nicht einen Priester. Indessen gehören alle diese Delphischen Inschriften späterer Zeit an; man

hätte also sagen können, dass die Datirung der beiden Decrete, die Demosthenes anführt, doch richtig sei, dass man aber in der früheren Zeit, in welche diese Decrete fallen, anders datirt habe, nach einem ἱερεύς. Nun hat sich aber vor etwa zwei oder drei Jahren eine Inschrift in Athen aufgefunden, die zuerst in der Zeitschrift Χρυσαλλίς in Athen mitgetheilt wurde, dann von Freund Leutsch im vorigen (24.) Bande des Philologus abgedruckt ist. Es sind zwei Delphische Ehrendecrete für die Genossenschaft der τεχνῖται Διονύσου zu Athen. Das ältere gehört in die Zeit des Demosthenes, und dies hat ebenfalls die Datirung: ἐπὶ ἄρχοντος, sodass die Datirung ἐπὶ ἱερέως Κλειναγόρου in jedem Falle falsch ist. Auch dadurch also erweisen sich diese Decrete der Amphiktyonen als die Fälschung irgend eines Rhetors, der beispielsweise ein solches ψήφισμα fabricirte. Ferner ist voriges Jahr in Athen eine Inschrift zwar nicht zuerst aufgefunden, aber doch, kann man sagen, zuerst wahrhaft entdeckt worden. Der Ihnen allen bekannte Dr. Ulrich Köhler hat einen Stein, der längst bekannt war, zuerst genauer untersucht und mit ausserordentlichem Geschick und bewundernswerthem Scharfsinn, unter Vergleichung einer Stelle in der Rede πρὸς Μακάρτατον, die Inschrift zum guten Theil ergänzt. Wir sehen jetzt, dass sie sich auf die neue Aufschreibung der drakonischen Gesetze zu Athen bezieht und genau dasselbe wie jene Urkunde bietet, die in die Rede gegen Makartatos eingeschoben ist. Mein Freund Köhler macht deswegen die Bemerkung, es dürfe diese Entdeckung wohl dazu beitragen, die Frage über die Echtheit der Urkunden in ein neues Licht zu stellen. Indessen es ist zu beachten, dass allerdings die Worte, die bei Demosthenes stehen, in der Urkunde auf dem Steine wiederkehren — aber die Paragraphen des Gesetzes auf dem Stein in anderer Ordnung stehen, als in der Urkunde, die in die Rede eingeschoben ist. Die Inschrift ist von Köhler im Hermes, dem ersten Heft des zweiten Bandes, mitgetheilt. Wir erkennen also: der Rhetor oder Grammatiker, der zur Erläuterung der Rede gegen Makartatos diesen νόμος des Drako zurechtmachte, hatte Quellen vor sich, aus denen er den Inhalt desselben schöpfte. Aber er schrieb das Gesetz nicht vollständig, wie es überliefert war, ab, sondern er componirte es frei, indem er das ursprüngliche Gesetz in andere Ordnung brachte, den Paragraphen desselben eine im Zusammenhang der Rede nach seiner Ansicht besser entsprechende Form gab. Also auch die von Köhler aufgefundene Urkunde beweist nicht, dass die Urkunden, die bei Demosthenes sich finden, wirklich ursprünglich vorhanden gewesen seien. Aber die ganze Frage, meine Herren, würde auf einmal entschieden sein, wenn die kleine Inschrift, die ich vorgestern kennen lernte, wirklich echt wäre. Ich habe früher einmal darauf aufmerksam gemacht, dass wir ein sehr unscheinbares Kriterium haben, um beweisen zu können, dass die Urkunden, die in der Rede περὶ στεφάνου stehen, in derjenigen Handschrift, die sich in der Bibliothek zu Alexandria befand, nicht enthalten waren. Und auf dieses Exemplar in der Bibliothek in Alexandria gehen wahrscheinlich alle unsere Handschriften des Demosthenes als auf ihre erste Quelle zurück. Es ist Ihnen bekannt, dass in mehreren derselben unter jeder Rede die Zahl der Zeilen angegeben ist, welche sie in irgend einer Handschrift enthielt. Diese Zahlen sind in den altattischen Zahlzeichen angegeben, und der Grammatiker Herodian sagt ausdrücklich, dass diese altattischen Zahlzeichen durchaus nicht mehr gebraucht würden und nur noch vorkämen in den Zeilenangaben der alten Handschriften. Es sind diese Zahlzeichen zum Theil in wunderbar entstellter Gestalt erhalten, sodass die Abschreiber offenbar selbst gar nicht wussten, was sie nachmalten. Sie finden sich in dem Codex Σ in Paris, dem Venetus F, dem Bavaricus und einigen anderen. Stellen wir diese Zahlzeichen zusammen, so erhalten

wir folgendes gewiss interessante Resultat. Wenn wir irgend eine Ausgabe des Demosthenes nehmen, die den blossen Text bietet, z. B. die Tauchnitzer, und wir zählen die Seiten, welche die Rede περὶ στεφάνου enthält, und ebenso die der Rede περὶ παραπρεσβείας, so trifft die Gleichung nicht zu: Seitenzahl bei Tauchnitz περὶ στεφάνου und Seitenzahl περὶ πρεσβείας verhalten sich nicht wie die Zahl unter περὶ στεφάνου zu der Zahl unter περὶ πρεσβείας. Erst dann wird die Gleichung richtig, wenn man die Urkunden der Rede περὶ στεφάνου ihrem Zeilengehalte nach in der Tauchnitzer Ausgabe abzieht. Thut man dies und vergleicht nun die Seiten- und Zeilenzahl beider Reden in der Tauchnitzer Ausgabe mit einander, so entsprechen sie genau dem Verhältniss der beiden in den alten Handschriften vorkommenden Zeilenzahlen. Ich wenigstens bin also überzeugt, dass in der alten Handschrift in Alexandria diese Urkunden nicht da waren. Wie steht es nun mit der kleinen Inschrift? In der Rede περὶ στεφάνου erzählt Demosthenes, welche Ereignisse dem Frieden des Philokrates gefolgt seien, welche Ereignisse endlich dazu geführt, dass die Athener den Frieden für gebrochen erklärten und den Krieg von neuem gegen Philippos begannen. Er zählt eine Reihe von Ereignissen auf und schliesst diese ganze Erzählung damit, dass er sagt: Bei allen diesen Ereignissen, durch welche Philippos den Frieden verletzt zu haben schien, habe ich die Psephismata nicht verfasst, sondern es sind Andere, die sie beantragt haben. Ich bin also nicht Schuld daran, dass der Krieg gegen Philippos wieder ausgebrochen ist. Er schliesst die Darstellung mit den auffallenden Worten: „Ihr Männer von Athen! die Stadt hat nicht den Frieden gebrochen, sondern Philippos, der die Schiffe weggenommen hat“. Damit bricht die Auseinandersetzung ab, und Demosthenes lässt den Schreiber die ψηφίσματα verlesen. Das sind also die ψηφίσματα derjenigen Staatsmänner Athens, die im Laufe der Ereignisse bis zum Ausbruch des Krieges solche Beschlüsse des Volks in Athen beantragt hatten. Vergleichen wir nun eine zweite Stelle, die § 139 vorkommt, so sehen wir, dass jene Wegnahme von Getreideschiffen, durch welche Philippos flagrant den Frieden gebrochen zu haben schien, der Besetzung des Chersoneses und der Belagerung von Byzanz vorausging.

In der ersten Stelle, § 73, fordert also Demosthenes den Schreiber auf, verschiedene ψηφίσματα zu verlesen. Wir erwarten eine ganze Reihe von Psephismata. Indessen es folgt ein einziges, in dem von einer Gesandtschaft die Rede ist, welche die Athener an Philippos wegen der Wegnahme der Getreideschiffe schickten. Dem muss eine Anzahl von andern vorausgegangen und also vorher verlesen worden sein. Denn nach jenem einen ψήφισμα, das jetzt dasteht, heisst es bei Demosthenes weiter: „Das Psephisma hat Eubulos beantragt, nicht ich, das folgende Aristophon, das folgende Hegesippos, das folgende dann wieder Aristophon, dann Philokrates, dann Kephisophon und dann alle möglichen Anderen. Ich habe nichts über diese Dinge beantragt“. Wir sehen also, dass erst éin ψήφισμα verlesen worden ist, und zwar das erste nach der Reihenfolge der Ereignisse. Dies früheste kann sich aber nicht auf die Wegnahme der Schiffe bezogen haben. Denn in der Aufzählung der vorausgegangenen Ereignisse wird dasjenige zuerst erwähnt, was auf Euböa vorkam; also das ψήφισμα, das einst von Eubulos beantragt worden war und das jetzt zuerst gelesen ist, muss sich auf die Angelegenheiten auf Euböa bezogen haben. Nachdem Demosthenes diese Bemerkung eingeschoben hat, dass alle möglichen Staatsmänner, nur nicht er, etwas beantragt haben, fährt er fort: Λέγε τὸ ψήφισμα, und es folgt dann ein allerdings abenteuerliches ψήφισμα. Indessen die Worte λέγε τὸ ψήφισμα stehen nicht in dem besten Codex Σ, sondern nach ihm hat der Redner nur gesagt: λέγε, also nur: „lies die weiteren ψηφίσματα“. Aber anstatt

dass nun noch andere ψηφίσματα folgen, die sich auf die folgenden Ereignisse beziehen, kommt jenes, wie ich sagte, ganz abenteuerliche ψήφισμα. Obwohl ψήφισμα darüber steht, heisst es: „Unter dem Archonten Neokles (oder Nikokles), am letzten des Boëdromion, nach der Meinung des Rathes, verhandelten die Prytanen und Feldherren, indem sie das, was in der Versammlung vorgekommen war, vorlasen, dass es dem Volke gefallen habe, Gesandte an Philippos zu schicken über die Aufbringung der Getreideschiffe und ihnen Aufträge zu geben nach den Beschlüssen der Versammlung". (Ich kann Ihnen nichts Besseres übersetzen, als im Griechischen dasteht.) „Und sie wählten folgende: Kephisophon, des Kleon Sohn, aus Anaphlystos, Demokritos, des Demophon Sohn, aus Anagyrus, Polykritos, des Apemantos Sohn, aus Kothokidae. Unter der Prytanie der hippothontischen Phyle beantragte dies Aristophon aus Kollytos, der Vorsitzende".

Das ist ja — bedarf das der Erinnerung? — kein ψήφισμα, sondern wenn wir es irgend rubriciren sollen, eine protokollarische Vormerkung. Und diese protokollarische Vormerkung hat sich nun in Athen auf einem Steine gefunden. Wie der kenntnissreiche und thätige Professor Rhusopulos die Inschrift mittheilt, lautet sie ganz dem Texte gleich, den ich Ihnen eben nach Bekker's Ausgabe des Demosthenes mitgetheilt habe. Nur steht statt Neokles oder Nikokles (das sind Namen, die sich in den Fasti Attici nicht finden) der Name Nikomachos: *ἐπὶ Νικομάχου ἄρχοντος*. Und dies ist in der That ein Name, der zu den Ereignissen passt. Die Wegnahme der Schiffe fällt in das Jahr 341 und in diesem Jahre trat, in der Mitte des Jahres, der Archon Nikomachos sein Amt in Athen an. Das ist die eine Abweichung. Für sie müssen wir also nur dankbar sein. Eine zweite ist, dass der Antragsteller Aristophon nicht von Kollytos, sondern aus Azenia ist. Auch das ist ohne Zweifel Vielen sehr willkommen, denn Sie wissen aus dem Buche meines Freundes Arnold Schäfer, dass es höchst wahrscheinlich einen Staatsmann Aristophon von Kollytos gar nicht gegeben hat, wohl aber von Azenia, der eine sehr lange Reihe von Jahren eine bedeutende Rolle in Athen spielte. Auch das wäre mit vielem Danke anzunehmen. Die einzige Abweichung, die nun noch vorkommt, ist ziemlich gleichgültig. Sie besteht in dem Namen des Demos für Polykritos: ΔΗΜ⁝, wofür Rhusopulos ΔΙΟΜ(ιεύς) oder ähnlich ändern will. Aber, meine Herren, immer bleibt, dass das nur eine protokollarische Eintragung ist. Und eine solche sollte jemals auf Stein eingegraben sein? Sie sollte in solcher Form eingegraben sein, dass ganz am Schluss derselben angegeben wird: „Unter der Prytanie der Hippothontischen Phyle. Aristophon von Azenia als Vorsitzender beantragte dies"?: das ist ganz unmöglich. Was hat er denn beantragt? Drei Männer zu wählen, die in der attischen Geschichte gar nicht vorkommen, sondern die willkürlich zusammengesucht sind. Es existirt, soviel mir bekannt ist, weder in den Inschriften noch bei den Schriftstellern ein Beispiel, dass der Antragsteller bei einem solchen Vorschlag genannt werde, in Folge dessen irgend welche Gesandtschaft gewählt und abgeschickt worden ist. Schon das ist unglaublich, dass das Volk von Athen die Wahl nicht selbst vorgenommen, sondern dem Rathe Vollmacht dazu gegeben habe. Aber wir würden doch trotz all dieser Bedenken nichts machen können, sondern uns zurecht zu finden haben, wenn diese Inschrift wirklich vorhanden wäre. Indess da ist nun höchst merkwürdig, dass Rhusopulos sagt: „Gesehen habe ich die Inschrift nicht. Ich habe auch keinen Abklatsch davon nehmen können. Mir hat ein Bekannter, ein ἀγαθὸς ἀνήρ, die Abschrift gegeben und versichert, dass er die Inschrift gesehen habe". (*Heiterkeit.*) Ich will keinen weiteren Schluss ziehen. Ich habe die Sache vorgelegt, wie sie ist,

und ich bitte Sie mit mir abzuwarten, ob die Inschrift sich als wirklich vorhanden erweist[1]). Bis dahin bitte ich dabei zu bleiben, dass die Actenstücke in der Rede *de corona* sämmtlich unecht seien, und zum grössten Glück für die schwierige Geschichte jener Zeiten in neuerer Zeit vollständig bei Seite geschoben sind. Sie haben unendliche Verwirrung hervorgebracht, und erst in Folge davon, dass man sich endlich entschlossen sie nicht zu berücksichtigen, ist Licht in jene Zeit gekommen, die dem schicksalsschweren Ereigniss, der Schlacht bei Chäronea, unmittelbar vorausgeht.

Zum Schluss wird Herr Professor Lincker aufgefordert den von ihm angekündigten Vortrag über eine besondere Art von Interpolationen in den lyrischen Gedichten des Horaz zu halten.

Prof. Dr. Lincker:

Hochgeehrte Versammlung!

Die in der Ankündigung des Vortrags bezeichnete Frage nach den historischen Interpolationen in den lyrischen Stücken des Horaz ist bekanntlich eine, die in neuerer Zeit von rechts und links her auf die eifrigste Weise erörtert worden ist. In keiner Weise haben aber die litterarischen Abhandlungen und Aufsätze, die in Zeitschriften erschienen, bis jetzt die Sache zum Abschluss geführt. Wir sehen wie manche sich bemühen, stets von neuem den Stein zu rollen, und zwar mit vereinten Kräften, damit nicht das Wort wahr werde „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor", wie es dem Einzelnen so leicht begegnen mag; bis jetzt aber sehen wir, mögen wir conservative oder revolutionäre, wenn ich es so nennen darf, Ansichten mustern, grösstentheils den Standpunkt bei Berücksichtigung dieser Frage hervorgehoben, den Hermann vor allen zu dem seinigen gemacht hat, den Standpunkt der ästhetischen Kritik und Beurtheilung, über welchen natürlich die Ansichten mehr oder minder variiren können, je nachdem ein ästhetischer Wagen besser construirt ist als der andere. Ich wollte mir jetzt erlauben, nachdem ich selbst früher in dieser Beziehung manches pro und contra versucht, was ich wohl jetzt nicht mehr alles dem Buchstaben nach vertheidigen möchte — ich möchte mir jetzt erlauben einen andern Gesichtspunkt hervorzuheben, von dem aus sich wenigstens die Frage über das Vorhandensein von Interpolationen oder nicht vielleicht einigermassen zur Gewissheit bringen liesse, nämlich die Frage nach der historischen Interpolation der Horazischen Gedichte und vor allem die Berücksichtigung politischer Anspielungen auf damalige Zeitereignisse oder politische Strömungen, welche noch immer die Gesellschaft unter August und in der nächsten Zeit bewegten; genug die Frage „ob nicht einzelne Strophen förmlich das Abbild des politischen Glaubensbekenntnisses des Dichters oder der Dichter gewesen sein mögen, denen wir die in den vorliegenden vier Büchern enthaltene Sammlung zuzuschreiben haben". Richten wir den Blick auf diesen Punkt, so stellt sich, um hier nur kurz das Hauptresultat zu bezeichnen, meiner Meinung nach wenigstens, heraus, dass wir auf der einen Seite von dem sonst so sehr das richtige Mass auch *in politicis* haltenden Dichter geradezu Angriffe auf denjenigen Mann finden, dessen Name allein dem neuentstehenden Kaiserhaus den Lorber des Ruhmes darbot, Angriffe auf den echten Cäsar, dessen Name so oft dazu dienen musste, den erkünstelten Schimmer seiner spätern Epigonen mit wirklichem Goldglanz zu umkleiden; aber nicht nur Angriffe auf Cäsar,

[1]) [Die vermeinte Inschrift hat seitdem C. Curtius mitgetheilt und besprochen im Philologus XXVI p. 190—193].

sondern auch directes Lob des Mannes, dessen Name allein schon unter Augustus Regierung und später gleichsam unzertrennlich verbunden war mit der Idee der früheren Republik, ich meine directes Lob des Marcus Porcius Cato: während auf der andern Seite sich daneben in unserm Horaz Stücke finden, die im Anklang förmlich byzantinischer Hofpoesie den schlimmsten Leistungen des Vergil oder gar des Ovid in diesem Fache kaum etwas nachstehen. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn gar in einem und demselben Gedichte diese beiden Richtungen, um es kurz zu sagen, die monarchische und republikanische, hervortreten? Gewöhnlich ist es dabei so der Fall, dass zunächst irgend eine auffällige revolutionäre oder republikanisch-oppositionelle Aeusserung erfolgt und darauf gegen den Schluss des Gedichts oder überhaupt im folgenden gleichsam als Gegengift eine ebenso direct monarchische Aeusserung oder geradezu die grösste Schmeichelei auf August angefügt wird, ja oft sogar unter dem bekannten Bilde, dass Augustus als der Besieger der Giganten hervorgehoben wird — unter dem Bilde der Gigantenkämpfe, welches wir freilich aus Vergil schon kennen als Darstellung zunächst des der Regierung des Augustus vorhergegangenen Bürgerkrieges, unter einem Bilde, welches später sogar officielle Geltung erhielt; in dem Jahre 20 vor Christo, wenn ich nicht irre, ist der Tempel des Mars Ultor auf dem Forum des Augustus aufgeführt, auf dem diese Kämpfe ihre Darstellung fanden.

Hier bei der Kürze des uns zugemessenen Zeitraums wollte ich mir bloss erlauben kurz auf zwei Stellen und dann zum Beschluss auf die dritte entscheidende Hauptstelle in dieser Beziehung hinzuweisen, indem ich die verehrten Herren, die zum Theil ja schon ein Menschenalter länger als ich dem Dichter ihre Sorgfalt gewidmet haben, auffordern wollte, vielleicht uns aus der Fülle ihrer Erfahrungen weitere Beobachtungen über diesen Punkt mitzutheilen oder vielleicht in weiterer Ferne die Frage in Betracht zu ziehen.

Sehen wir zunächst die bekannte herrliche Ode an, mit der Horaz dem Vergil ein Lebewohl zuruft I, 3, so finden wir hier eine Verherrlichung des Menschengeistes, ähnlich dem bekannten Sophokleischen Chorliede „*πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει*“ u. s. w. In diesen herrlichen Strophen finden wir plötzlich eine directe Anklage des Menschengeistes, welcher weder die *infames scopulos Acroceraunia* noch auch fürchtet den Ocean zu überschreiten „*impiae non tangenda rates transiliunt vada*“; also die Klage, dass *impiae rates* selbst den *dissociabilis oceanus*, den scheidenden Ocean zu überschreiten gewagt. Kann Horaz zu seiner Zeit, diese Frage tritt, glaube ich, entschieden an uns heran — kann Horaz hiermit ein anderes Ereigniss bezeichnet haben oder — lassen wir Horaz bei Seite — konnte ein Leser einer solchen Strophe zu jener Zeit, wenn er die Worte las, an ein anderes Ereigniss denken, als an die einzige damals bekannte Ueberbrückung oder Ueberschreitung des Oceans durch Cäsar bei seinen britannischen Expeditionen? Es ist bekannt dass die Lobredner des Cäsar bei Catull schon die beiden, die doppelten beiden Züge über den Rhein und ebenso über den Ocean nach Britannien, wie einmal die schmeichlerischen Stichworte lauteten, vor allen als eine früher unerhörte Heldenthat hinzustellen pflegten. Zur Zeit unseres Dichters hätte ein Leser und vor allen ein Leser bei Hofe diese Ode nicht mit sehr angenehmen Empfindungen überblicken können, namentlich da neben dem Ocean auch noch die eben vorausgehenden *Acroceraunia* wieder auf Cäsar hinweisen, auf die bekannte gefährliche Expedition über das Meer bei Dyrrachium und die sich daran knüpfenden Kämpfe in der Gegend der ceraunischen Felsen; aber unmittelbar nach diesen Angriffen auf Cäsar, dessen Schiffe geradezu als *impiae* bezeichnet werden, das ständige Wort, was in den Bürgerkriegen

jede Partei zur Bezeichnung der andern brauchte, selbst nach diesen Angriffen finden wir, dass die Ode schliesst in monarchischer Tendenz mit der Klage:

„neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Iovem ponere fulmina“;

„Selbst das wahnsinnige Rom hört demnach nicht in der Opposition gegen August auf und deswegen mag der irdische Vertreter des Jupiter sich noch nicht geneigt fühlen den Blitz aus der Hand zu legen“. Also wieder Augustus gleichsam im Kampf mit den Giganten.

Noch entschiedener oder wenigstens eben so klar tritt uns ein solcher politischer Zwiespalt entgegen in der Ode I, 12, in der merkwürdigen Cumulation von Göttern, Heroen und Menschenkindern:

Quem virum aut heroa u. s. w.

Hier schwankt der Dichter in einer sonst formell sehr prosaischen Strophe, ob er Romulus besingen solle oder die ruhige Herrschaft des Pompilius oder etwa den Gegensatz zwischen den *superbi fasces Tarquini* und dem *Catonis nobile letum.* Konnte wiederum, drängt sich hier die Frage auf, ein zeitgenössischer Leser bei einem Gegensatze zwischen den *superbi fasces* des Terquinius und dem *nobile letum* des Cato an etwas anderes denken als an den Gegensatz des Cato zu dem Manne, den Cicero vor allen in *Officiis* und sonst eben als den Typus, als die Verkörperung einer jeden Tyrannis hinstellt und direct mit dem Namen des *Tarquinius Superbus* so besonders gern schmäht, konnte jemand dieser Auslegung entrinnen, da im Gegensatz zu den *superbi fasces Tarquini* gerade bei Cato das *nobile letum* eben als derjenige Punkt hervorgehoben wird, der auf Seiten der spätern republikanischen und besonders stoischen Opposition stets das Stichwort zur Verherrlichung ihres Heros bildete, das *nobile letum*, soviel als *nobilitatum*, der durch die Litteratur schon verherrlichte Tod. Der Dichter fragt sich gleichsam: „Soll ich nochmals von neuem auch in den Ton einstimmen, der schon in so vielen Tonarten erklungen ist seit den *laudes Catonis* und den *Anticatones* und der Zusammenstellung des Sallust?“ Dennoch aber finden wir auch in dieser Ode den Schluss wiederum in der Art der vollendetsten Hofpoesie auslaufend, wir finden hier jene Verherrlichung der Marceller, des *Iulium sidus*, das da glänzt wie Luna unter den kleineren Gestirnen, endlich jenes Gebet an den Jupiter, den Cäsar zu erhalten, nur Cäsar allein solle Jupiter nachstehen „*tu secundo Caesare regnes*“. Wie lassen sich hier die Gegensätze in einem und demselben Carmen vereinigen?

Noch schroffer aber tritt uns diese politische Bedeutung einzelner Strophen bei Horaz entgegen, um eben nur noch ein Beispiel zu berühren, aber, ich glaube, das wichtigste, in der merkwürdigen Zusammenstellung der sechs ersten Oden des dritten Buchs, die man so oft als den eigentlichen Kern der Horazischen Lyrik, als die Römeroden κατ' ἐξοχήν bezeichnet hat, während der Sache nach es schwierig werden möchte, die Disposition auch nur einer einzigen Ode zu entwerfen. Die berühmteste Stelle unter diesen sechs zusammengehörigen Oden ist wohl eben jener Anfang der dritten Ode, das „*Iustum et tenacem propositi virum*“. Betrachten wir hier die zunächst allein zusammengehörigen zwei ersten Strophen des Gedichts:

Iustum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus instantis tyranni

Mente quatit solida, neque Auster
Dux inquieti turbidus Adriae,
Nec fulminantis magna Iovis manus;
Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae;

betrachten wir dann weiter zwei in dem vorigen Gedichte eben vorausgehende Strophen, die beide mit „*virtus*“ beginnen,

Virtus repulsae nescia sordidae,
Intaminatis fulget honoribus

und wieder

Virtus, recludens immeritis mori
Coelum, negata tentat iter via:

so finden wir, denke ich, eine *laus Catonis* aus dem Alterthum erhalten, wie wir sie vielleicht nach dem Verlust von Cäsar's Schriften nicht wieder zu entdecken geglaubt hätten. Wir finden eben ein Gedicht, das, um es kurz hier in eigner Uebersetzung mitzutheilen, ungefähr so lauten würde:

Den rechten Mann, der klar sich des Ziels bewusst,
Schreckt nicht der Menge thörichter Unverstand,
In seines Strebens Bahn zu wandeln
Noch des ergrimmten Tyrannen Drohblick.
Vergebens dräut auf wogender See der Sturm,
Vergebens schreckt aus Jupiter's Hand der Blitz,
Und bricht die Welt in Trümmern, blickt er
Ohne zu zagen dem Tod in's Auge.
Der Tugend magst du weigern den Ehrenpreis,
Sie strahlt nicht minder leuchtend im eignen Werth,
Und nimmer hebt und senkt ihr Glanz sich
Je nach dem wechselnden Hauch der Volksgunst.
Zum Himmel selbst führt sie den verdienten Mann
Und überfliegt die Schranken der Endlichkeit;
Aus niederm Weh und Erdentrübsal
Schwingt er beflügelt sich auf zum Aether.

Freilich sind es gerade diese Strophen, die man bekanntlich ebenso vom ethischen wie ästhetischen Standpunkte aus förmlich zu einem internationalen Ausstellungsstück gemacht hat, eben die Strophen, in denen und wegen deren man unsern Dichter Horaz der Jugend empfehlen zu können und zu müssen glaubte. Bei einer solchen Interpretation ist eben die nationale und historische Bedeutung der Stelle verwischt, man hat eben auch hier bis jetzt wohl nicht beachtet, welchen Eindruck sie auf den zeitgenössischen Leser haben konnte und desshalb auch auf die Majorität, auf die politisch gebildete Majorität haben musste. Wir finden hier nicht blos die eigentlichen Stichworte zur Verherrlichung des Cato wieder, *iustitia* und *integritas*, nicht blos die Opposition des Cato gegen den *instans tyrannus*, eben gegen den Cäsar, weiter nicht blos das Bild mit dem *fractus orbis*, das so bekannte Bild, um die drohende Gefahr Roms beim Sturze der Republik zu bezeichnen, sondern, was uns so ganz

nothwendig auf den Mann hinführt, wir finden besonders die *repulsa Catonis* unmittelbar nach der *virtus* hervorgehoben, als deren Ideal ja Cato unter den Stoikern stets gegolten hat.

Virtus, repulsae nescia sordidae,
Intaminatis fulget honoribus.

Zweimal hat Cato bekanntlich eine solche *repulsa* erlitten, er hat es deshalb nicht bis zum Consulate selbst gebracht; er musste einem Manne wie Vatinius zuletzt nachstehen; wohl aber dieser Punkt ist es, den wir nicht blos bei seinen stoischen Verehrern, wie vor allen bei Seneca stets wiederkehrend hervorgehoben finden, sondern selbst bei rein zufälligen Erwähnungen, wie in der Vorrede zu Plinius' Naturgeschichte, wo gerade zum Lob des Cato blos das eine Verfahren, die eine unbeugsame Haltung desselben gegenüber jenen schimpflichen *repulsae* hervorgehoben wird. Die Massen haben ihn voll Staunen umstanden, wie ein solcher Mann einen solchen Schimpf, der in Rom für den grössten galt, ungebeugt, weder rechts noch links schauend, in seiner Art unbeirrt, zu tragen vermochte.

Dazu kommt freilich an unsrer Stelle der Umstand, dass die angegebenen vier Strophen, in denen ich die *laus Catonis* zu erblicken glaubte, nicht unmittelbar zusammenhängen, dass sogar die zwei ersten Strophen hinter den zwei letzten der Reihenfolge nach stehen, dass sie sogar in verschiedene Gedichte zertheilt sind. Aber sollten wir vielleicht in der bekannten Notiz des Porphyrion, dass das zweite und dritte Gedicht ursprünglich ein Ganzes bildete, darin einen Anklang eben von Zusammenhang unserer Strophen zu erkennen haben; es wäre das wenigstens wohl der einzig erklärliche Zusammenhang beider Gedichte, während im übrigen es schwer genug sein würde, wenn wir beides vereinigen, eine wirkliche Einheit nachzuweisen und nicht eine Einheit, welche wieder nach bekannten modernen Beispielen rasch in Dualismus oder gar Föderalismus zu zerfallen droht.

Beschränken wir uns einstweilen auf die angegebenen drei Oden, so ist endlich wohl ein Punkt nicht zu übersehen: sowohl das dritte und zwölfte Gedicht des ersten Buchs, wie bekanntlich das dritte Gedicht des dritten Buchs, eben jenes „*Iustum et tenacem propositi virum*“ gehören zu den längsten Carmina des Horaz. Gerade aber von der Horazischen Poesie lässt sich nicht behaupten, was ein späterer Lobredner des Cicero meint, es sei immer dasjenige Stück des Cicero das *optimum*, welches zugleich das *maximum* sei, während bei Horaz ziemlich das umgekehrte gilt, nämlich für seine Lyrik. Freilich ist das eine relative Angabe von Länge und Kürze. Im allgemeinen lässt sich festhalten, dass ein jedes Gedicht des Horaz, welches die Zahl von sechs bis sieben Strophen überschreitet, immer der Art ist, dass es nach Form und Inhalt eine Menge Anstösse erregt, eben solche Anstösse, wie die sind, von denen ich eine Probe zu geben gesucht habe. Die folgende Ode, die vierte, gehört nicht blos zu den längsten, sondern wiederum den auffälligsten des Dichters, indem wir hier sogar das Thema der Gigantenkämpfe nicht blos im Vorübergehen benutzt finden, wie in den früheren Beispielen, sondern eigentlich als Kern des ganzen Gedichts; ja der Dichter geht sogar so weit, von den Kriegen zu sprechen, *vires omne nefas animo moventes*, und eben den Ausdruck zu gebrauchen, den nur einmal der Schmeichler Ovid in einer seiner schlimmsten Stellen vom Brutus und Cassius zu gebrauchen gewagt hat, wo er sie als *nefas ausi*, die gegen den Himmel anstürmen, zu bezeichnen wagt. Und das sollten wir demselben Dichter zuschreiben, der vorher in der zwölften Ode des zweiten Buchs es geradezu von sich ablehnt, gerade solche Stoffe, wie die Gigantenkämpfe, d. h. die Bürgerkriege zu besingen, der es ebenso ablehnt auch nur die Thaten des Agrippa zu preisen, I, 6, die Thaten eben des Mannes,

der vor allen den frühern Feldherrn des Horaz Brutus gestürzt. Bis jetzt sind dies allerdings nur blosse Facta, wie ich sie hingestellt habe; natürlich drängt sich dabei die Frage auf: lassen sich solche Strophen, wie die drei hier angeführten Beispiele, vorausgesetzt dass die angegebene Interpretation die richtige ist, einem und demselben Dichter zuschreiben, und zwar einem Dichter, wie Horaz, der Zeitlebens auf der einen Seite ein aufrichtiger Freund der neuen Ordnung der Dinge seit Augustus gewesen war, der die neue *Pax concordia* zu Rom aus vollem Herzen preist, aber auf der andern Seite sich eine solche Unabhängigkeit zu wahren sucht, dass er den von Augustus angebotenen Hofdienst verschmähte, bei welchem Anlass Sueton die berühmten Worte aufbewahrt hat „*an vereris, ne apud posteros tibi infame sit, quod .... videaris esse*". Eben diese Worte aber zeigen uns, wie stark damals noch die Gegensätze zu Rom sich gegenüber standen und wie leicht ein denkender Leser zeitgenössischer Poesie bei solchen Stellen, wie wir sie eben betrachtet haben, auf Sympathie und Antipathie den Hofkreisen gegenüber rechnen durfte.

Damit glaube ich einstweilen hier eine Probe dieser, so zu sagen, politischen Interpolationen gegeben zu haben, wie sie sich auch sonst mehrfach in allen lyrischen Gedichten des Horaz aufdrängen. Es sollte mich vor allem freuen, wenn andere und bessere Kenner des Horaz sich dazu veranlasst sehen sollten, ihre Ansichten mitzutheilen, vor allen der Mann, der nie gefehlt hat, wo es galt eine Horazische Stelle oder Horazische Frage im Kreise dieser Versammlung zu behandeln, ich meine den verehrten Rector Eckstein.

Präsident:

Dieser Vortrag betrifft einen Dichter, welcher das Gemeingut der ganzen gebildeten Welt ist; seine lyrischen Gedichte gehören in einen Kreis nicht blos vorübergehender, sondern bleibender Studien, aus denen sich jeder eine Ansicht gebildet hat oder zu bilden pflegt. Es kann daher nicht fehlen, dass auch Ansichten sehr eigenthümlicher Art vorgetragen werden, gegen die sich ein Widerspruch hörbar machen darf. Wollten wir aber hier in Masse auf den Kampfplatz treten, so dürfte weder Zeit noch Lust ausreichen; man wird die Controversen über die Lyrik des Horaz nicht so leicht erschöpfen. Ich ersuche daher die Herren, deren Ansichten wir sonst gern vernehmen möchten, wenn sie sprechen wollen, sich auf ein knappes Zeitmass zu beschränken, schon weil wir nicht viel Zeit übrig haben; denn wir müssen, wenn auch in äusserster Kürze, der Ordnung gemäss die Berichte der Sectionen vernehmen. Vor andern aber möchten wir unsern Freund Eckstein hören, um so mehr, als er sich immer einer löblichen Kürze befleissigt.

Rector Eckstein:

Ich glaube, die Mahnung des Herrn Präsidenten erledigt sich ganz von selbst. Ich habe manchmal mit Freund Lincker über diese Frage gestritten, weil mich die masslose Willkür rein subjectiver Annahmen bei diesem Aufspüren von Interpolationen abstiess. Darum begrüsse ich es mit Freuden als einen Fortschritt, dass nicht mehr Gründe wie z. B. das Vorkommen von *Appulus* und dergleichen gegen die Echtheit geltend gemacht, sondern dass heute wirkich ein neuer Weg eingeschlagen, ein bestimmtes Princip aufgestellt wird, das ist die politische Interpretation; aber politische Interpolation — das ist noch nicht klar geworden, was da herauskommen wird, zumal die einzelnen Strophen, welche in den verschiedenen Gedichten interpolirt sein sollen, nicht bezeichnet werden. Ich habe den Interpolationen seit langer Zeit eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, bin aber hier Reactionär vom

reinsten Wasser geworden, sodass ich namentlich mit Freund Lincker (mancher Andern mag ich gar nicht gedenken) in den meisten Stücken nicht übereinstimmen kann. Den Horaz hat man ja dahin gebracht, dass er in Zukunft auf einem oder einigen Octavblättern vollständig Platz findet; es ist, soweit ich berechnet habe, nur eine einzige Ode, an die sich noch niemand gewagt hat „*Donec gratus eram tibi*". Aber das, was unser verehrter Freund heute hervorgehoben hat, die politische Seite, ist allerdings bisher von unsern Horazianern vernachlässigt worden. Die Franzosen haben vor zwei Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass eine Reihe von Vorahnungen von politischen Plänen und Absichten des Augustus in den Gedichten des Horaz gleichsam vorspukend liegt, und dies weiter auszuführen, wäre wirklich eine vortreffliche Aufgabe. Sie haben uns heute mit einer *laus Catonis* in zwei verschiedenen Oden des Horaz beglückt und mit einer ganz neuen Interpretation über die *impiae rates* sogar überrascht — ein paar Fragen, die weiter entwickelt zu werden verdienen. Ich muss mich aber, wie schon gesagt, reactionär dagegen verhalten, und dass ich heute nicht mit Ihnen weiter streite, liegt in der Erbschaft unseres seligen Haase, die ich heute antrete, der Heiserkeit. (*Heiterkeit.*)

Professor Wolff:

Ich habe nur eine kurze Bemerkung eines Hauptpunktes, nämlich die *laus Catonis;* ich möchte für diese eine exceptionelle Stellung im Alterthum beanspruchen. Wir lesen dass Augustus selbst ihn gelobt hat; es gibt aber keinen Schriftsteller, der ihn zu tadeln gewagt hätte. Ich erinnere an Lucan, Seneca, der ihn als Ideal hinstellt; auch die andere Stelle des Horaz selbst, welche *atrox* hinzufügt, lobt den Cato auf besondere Weise. Ich möchte also glauben dass man daraus nichts gegen August oder Cäsar lediglich herleiten kann, wenn man nur dem Horaz gestattet dass er auch hier seine alte Ansicht durchleuchten lasse, die ja, wie gesagt, gegen die des August nicht aufgetreten ist, der sie vielmehr theilte.

Prof. Lincker:

Gegen Herrn Professor Wolff möchte ich mir erlauben zu erinnern, dass allerdings eine Zusammenstellung wie des Cato und Tarquinius, gerade die Herabsetzung, gerade der Angriff des Cäsar gegenüber dem Cato doch etwas ganz anderes ist als ein blosses Lob des Gegners von Cäsar. Dann aber sehen wir ja bei andern Schriftstellern, wie keineswegs das Lob des Cato in Hofkreisen als etwas ungefährliches und sich von selbst verstehendes durchzugehen pflegte. Betrachten wir Velleius, so finden wir allerdings bei der ersten Erwähnung des Cato ein Lob des Mannes, wie es sonst seit Sallust gewöhnlich war; aber das *nobile letum Catonis* finden wir wohlweislich ganz unberührt gelassen. Das ist eben der Unterschied zwischen der angeführten Stelle des Horaz von denen eines Velleius, der theilweise Hofmann war.

Hierauf folgt die Berichterstattung über die Verhandlungen der Sektionen. Herr Direktor Dr. Kramer berichtet über die pädagogische, dann über die mathematische, deren Vertreter nicht anwesend war; Hr. Prof. Conze über die archäologische; Hr. Dr. Mühlau über die der Orientalisten; Hr. Prof. Zacher über die der Germanisten.

Nachdem hierauf die Tagesordnung erschöpft war, sprach das Schlusswort der

Präsident:

Wir haben die vorgelegten Aufgaben erschöpft und stehen jetzt am Ziel. Indem wir nunmehr zurückschauen und die Eindrücke dieser gemeinsam verlebten Tage sammeln, ge-

winnen wir ein heiteres ungetrübtes Bild. Alte Genossen und Freunde haben, zum Theil nach längerer Zeit, sich wieder gesehen und mit einander ausgesprochen, neue Gesichter sind herzu getreten, manches neue Band ist geknüpft worden, geselligen und wissenschaftlichen Interessen blieb mitten unter den Festlichkeiten immer ein willkommener Raum vergönnt. Auch ist der Himmel uns günstig gewesen und die Menschen haben sich um uns verdient gemacht, wie der gestrige Abend in freundlichen Räumen noch zuletzt bewies. Die Bürger Halles wollten nichts versäumen um den zahlreichen Gästen anspruchlos aber gemüthlich entgegen zu kommen .Wir sind den städtischen Behörden und so vielen Einwohnern der Stadt, die für Empfang und Aufnahme ihrer Besucher thätig gewesen, zu besonderem Dank verpflichtet und werden ihn billig auch in einigen Zeilen aussprechen. Noch bleibt uns übrig manche Worte des Dankes darzubringen: wir wollen nicht wiederholen was diese Versammlung der Liberalität und Geneigtheit des Hohen Kult-Ministeriums schuldig geworden; wir gedenken demnächst der guten Dienste, welche viele Männer aus unserer Mitte mit Aufopferung schätzbarer Zeit aber mit praktischem Geschick und wie gesagt werden darf zur Befriedigung der grossen Mehrzahl in Comités und Bureaus, in Schrift und That geleistet haben, dann der Aufmerksamkeit die von kundigen Männern durch Widmung belehrender Druckschriften erwiesen ist; zuletzt danken wir den verehrten Mitgliedern, welche durch ansprechende Vorträge in öffentlichen Sitzungen und in Sektionen angeregt und erfreut haben. Die in einer noch nicht gesehenen Anzahl (484) hier zusammengetretene Versammlung wird hoffentlich nicht bereuen aus den fernsten Landschaften nach Halle gewandert zu sein; wir wünschen und vertrauen, dass die guten Erinnerungen an die hier verlebten Stunden Ihnen noch lange frisch und lieb bleiben mögen. In dem Augenblick wo die verehrten Theilnehmer von uns scheiden und in ihre Heimat zurückkehren, rufen wir, die Einheimischen, Ihnen ein herzliches Lebewohl zu. Die 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist hiermit geschlossen.

Hierauf sprach Rector Eckstein:

Verehrte Herren! Wir sind niemals auseinander gegangen ohne Worte des Dankes der Staatsregierung, der Stadt und dem Präsidium zu widmen, unter dessen Leitung wir zusammengetreten sind. Da ich einer von denen bin, die es zu verantworten haben, dass wir in dieser Stadt unsere Versammlung gehalten haben, da ferner die Berufenen alle schweigen, so gestatten Sie mir einige Worte zum Schlusse. Alles was hier gefehlt sein sollte, will ich gern auf meine Schultern nehmen und will das verehrte Präsidium von jeglicher Verantwortlichkeit frei machen. Halle ist seit 1852 oder auch, glaube ich, noch früher immer in Frage gekommen bei der Wahl des Versammlungsorts, aber es ist erst jetzt, gerade für diese bedeutungsvolle Versammlung, nicht ohne Absicht gewählt worden. Hier in dieser alten ehrwürdigen Stadt, mit ihren krummen Strassen und ihrem unverdienten übeln Rufe, mit den Resten des Alterthums und den Neubauten einer rüstig vorwärts schreitenden Bürgerschaft, an diesem Sitze einer hochberühmten Universität, an der unsere Wissenschaft von Cellarius ab stets im Dienste der Schule wirksam gewesen ist und wo an Wolf, an Reisig und andere Namen sich glänzende Erinnerungen knüpfen, in dieser Schulstadt, wo der Francke'sche Pietismus der höhern Schule ebenso wie der Volksschule neue segenbringende Bahnen angewiesen hat, hier waren wir so recht an einer Stätte, welche die Wissenschaft und die Praxis, die Universität und die Schule, die beiden Angelpunkte einer grossen Vergangenheit und die Garantien einer

grossen Zukunft, in gleicher Weise pflegt; wenn ich auch nicht unseres Oberbürgermeisters grosses Wort unterschreiben möchte, dass Halle einmal der geistige Centralpunkt sein werde.

Meine Herren! Göttling hat einmal gesagt, der Philologe habe eine trockne Seele, die von Rührung nichts wisse: ich kann nicht ohne Rührung von meiner theuern Vaterstadt scheiden; knüpfen Sie auch nicht so innige Bande an diesen Ort, so werden Sie sich gewiss gern dem Danke anschliessen, den ich, meine Herren, gegen das Präsidium und die Secretäre, gegen Universität und Stadt, insbesondere gegen die Regierung des Staates ausspreche, der nach langer Unterbrechung uns wieder einmal freundlich aufgenommen hat. Gedenken wir schliesslich auch des Vaterlandes, das in deutscher Wissenschaft für alle Zeiten uns einigt; darum, meine Herren, wollen wir uns noch einmal erheben, dem Vaterlande unser jubelndes Hoch zu bringen.

Hoch! Hoch! Hoch!

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung, Dienstag den 1. October.

Herr Director Kramer begrüsst als Mitglied des Präsidiums die zahlreich Versammelten mit einigen Worten und fordert dieselben zunächst auf, sich durch die Wahl eines Vorsitzenden als pädagogische Section zu constituiren, worauf er durch Acclamation dazu gewählt wird. Er ersucht alsdann die Herren Oberlehrer Drr. Thilo und Weicker die Functionen der Secretäre zu übernehmen, wozu sich dieselben bereit erklären. Hierauf erklärt er, dass, da die Zeit bereits zu weit vorgerückt sei, um noch in die Verhandlung über die in dem gedruckten Programm auf die Tagesordnung der ersten Sitzung gesetzten Thesen des Herrn Rector Dr. Eckstein und Professor Dr. Baltzer über die Ferienordnung einzutreten, dieselben auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu setzen sein möchten. Er berichtet ferner, dass noch zwei Gegenstände zur Verhandlung vorbereitet seien, die Erörterung der Frage „wie weit die Resultate der vergleichenden Sprachforschung für die Schule zu verwerthen seien", und „die Regelung der deutschen Rechtschreibung". Was den ersten Gegenstand betreffe, so sei allerdings der Herr Professor G. Curtius, der es übernommen gehabt habe, Thesen darüber aufzustellen und die Discussion derselben einzuleiten, leider durch plötzlich eingetretene Erkrankung daran verhindert worden, indessen habe sich Herr Dir. Haacke aus Torgau freundlich bereit erklärt, in seine Stelle einzutreten. Ebenso sei Herr Prof. Zacher bereit, die ursprünglich von ihm für die germanistische Section vorbereiteten Thesen über die deutsche Orthographie in einer combinirten Sitzung beider Sectionen, der germanistischen und der pädagogischen, zu behandeln. Herr Dr. Eckstein erinnert ausserdem an eine von ihm eingereichte These, die man schon früher habe berathen wollen, über die gleiche Berechtigung der Prüfungszeugnisse in den verschiedenen deutschen Staaten. Bei einer Abstimmung über die drei zuletzt genannten Gegenstände entscheidet sich die Majorität dafür, dass von ihnen zuerst die an erster Stelle gesetzte Frage behandelt werden solle. Herr Rector Dr. Peter aus Pforta, der ums Wort bittet, fragt hierauf, ob man denn wirklich die Ferienfrage als Tagesordnung für die nächste Sitzung festhalten wolle. Es werde schwer halten bei der Menge localer Verhältnisse, die von Einfluss wären, darin zu einem Resultate zu kommen. Ihm scheine es viel erspriesslicher, die Verhandlung über die Verwerthung der Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft für die Schule gleich morgen zu beginnen. Herr Schulrath Dr. Gotschick schliesst sich dem an, auch Herr Director Dietrich aus Hirschberg. Herr Dr. Eckstein empfiehlt dagegen seine These durch einige Worte, indessen entscheidet sich die Versammlung für den Antrag des Herrn Dr. Peter. Hierauf erhält noch Herr Geh. Ober-

Regierungsrath Dr. Wiese das Wort zu einer Mittheilung. Diese bezieht sich auf die These des Hrn. Dr. Eckstein über die Gleichberechtigung der Prüfungszeugnisse. Er erkärt, dass es in Aussicht genommen sei, zunächst unter den verschiedenen Regierungen des norddeutschen Bundes eine derartige Uebereinstimmung in den Anforderungen sowohl an die Candidaten des Schulamts, als an die Schüler herzustellen, dass einer Gleichberechtigung der Zeugnisse in allen diesen Staaten nichts mehr im Wege stehe. Hr. Dr. Eckstein begrüsst diese Erklärung mit Freuden.

Hiermit wird die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung, Mittwoch den 2. October.

Vorsitzender Director Kramer:

Wir beginnen also heute mit der gestern beschlossenen Verhandlung über die Frage: „In wie weit sind die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft für die Schule zu verwerthen?“ Der Herr Director Haacke aus Torgau wird die Güte haben, durch einige Worte die Verhandlung einzuleiten und die Thesen, die er in Vorschlag zu bringen hat, Ihnen dann zu verlesen. Ich bitte den Herrn Director das Wort zu nehmen.

Dir. Haacke:

Eine Stunde nach meinem Eintreffen in Halle wurde ich gefragt, ob ich nicht geneigt wäre, an Stelle des erkrankten Prof. Dr. Curtius einzutreten und einige Thesen über die heute zur Discussion gestellte Frage in Vorschlag zu bringen. Ich erklärte mich dazu bereit, indem ich auf die Nachsicht rechnete, die ich als ein unvorbereitet zur Sache Kommender wohl beanspruchen durfte. Die Nachsicht, auf welche ich rechnete, als ich in die erledigte Stelle einzutreten versprach, erlaube ich mir jetzt ausdrücklich in Anspruch zu nehmen. Es empfiehlt sich, wenn man etwas auseinandersetzen will, besonders wenn es streitiger Art ist, und wenn man dafür gewinnen will, die Prämissen, die gebraucht werden, vorausgehen zu lassen, damit die Schlüsse, die der Sprechende macht, den Hörern nicht aufgedrungen werden, sondern gewissermassen als Ergebniss ihres eigenen Nachdenkens auftreten. So erlaube ich mir denn, eine kurze Auseinandersetzung vorausgehen zu lassen, die ich damit zu beschliessen gedenke, dass ich die einzelnen Thesen verlese. Die Sprache gehört zu den vielen Dingen in der Welt, die ihre zwei Seiten haben. Eine Seite ist diejenige, welche für die Periode der Sprachbildung vorausgesetzt werden muss, die andere diejenige, die jeder aus eigener Erfahrung, aus täglichem Gebrauche der Sprache selbst kennt. Für die Periode der Sprachbildung ist ein solches Verhältniss vorauszusetzen, dass die Sprache eine Begriffswelt enthielt, die der Mensch zwischen sich und die Dinge stellt, zu dem Zwecke, die Dinge, die ausser ihm vorhanden sind, und die er nicht anders, als durch Begriffe in sich aufnehmen kann, durch Unterordnung unter die Begriffe sich anzueignen. Selbstverständlich gilt dabei die Annahme, dass die in den Worten versinnlichten Begriffe jedem lebendig gewesen sind.

Anders verhält es sich in der historischen Zeit. Da ist die Sprache nur ein Mittel seine Gedanken zu äussern. Von den meisten Wörtern ist uns gegenwärtig nicht mehr zu-

gänglich, als die Anwendung auf die Dinge. Die Begriffe, welche ursprünglich die Vermittlung für die Dinge gebildet haben, sind uns entschwunden und können nur durch etymologische Zergliederung der Wörter wieder zugänglich gemacht werden. Es folgt daraus nicht, wie Steinthal annimmt, dass drei Elemente der Sprache vorhanden seien; in Wahrheit handelt es sich blos um zwei, um den Laut und den (sprachlichen) Begriff, der den Laut ursprünglich hervorgebracht hat. Hierzu kommt die Sache, auf welche der Begriff angewendet wird, die aber stets ausserhalb der Sprache bleibt. In der historischen Zeit tritt an Stelle des ursprünglichen sprachlichen Begriffes der Sachbegriff, durch den jeder, der die Sprache erlernt, sich die Worte verdeutlicht, der einfach auf dem Wege der Abstraction gefunden wird, indem man das Gemeinsame der unter dem bestimmten Worte zu denkenden Dinge heraus- und zusammenzieht. Der sprachliche Begriff des Wortes ist stets einer und bleibt, so lange das Wort in seinen lautlichen Elementen unverändert bleibt, derselbe, der Sachbegriff kann sich verschieden gestalten bei demselben Worte, weil dasselbe verschiedene Anwendungen zulässt. Auf diesen Unterschied im Gebrauch des Wortes Begriff bitte ich genau zu achten. Nach diesen beiden Seiten der Sprache ergiebt sich eine doppelte Behandlungsweise derselben: die eine, wobei es auf das Verstehen, die andere, wobei es auf das Können ankommt. Wer eine Sprache verstehen will, ist auf etymologische Zergliederung angewiesen, denn nur auf diese Weise ist der ursprüngliche Sinn der Wörter zu ermitteln. Um eine Sprache zu können, d. h. um sie schreiben und sprechen zu können, muss man vor allem die Anwendung der Wörter auf die Dinge kennen. Ob ich dabei die ursprünglichen sprachlichen Begriffe kenne oder nicht, thut nichts zur Sache. Im Gegentheil, es ist zu sagen, dass wenn jemand bei jedem Worte, das er spricht, sich den sprachlichen Begriff desselben verdeutlichen wollte, er in ähnliche Lage kommen würde, wie ein Seiltänzer, der sich während des Tanzens die Gesetze des Gleichgewichtes, oder wie ein Barbier, der während er das Messer ansetzt, sich den Winkel, unter welchem er es anzusetzen hat, abgesondert verdeutlichen wollte.

Die Sprachforschung selbst theilt sich nach diesen beiden Richtungen. Die Linguistik hat es mit Ermittelung der ursprünglichen sprachlichen Begriffe und demgemäss mit etymologischer Zergliederung zu thun, die philologische Beschäftigung mit der Anwendung der Worte auf die Dinge. Der Philolog kann keinen Schritt thun, wenn er den Sprachgebrauch nicht inne hat. Mehr als Luxusartikel und Liebhaberei erscheint ihm die etymologische Zergliederung der Worte. Dies konnte man den Philologen namentlich früher nicht verdenken, wo die etymologische Forschung nicht viel mehr als ein Spiel der Willkühr war. Jetzt freilich steht die Sache anders. Nachdem die etymologische Zergliederung auf bestimmte Gesetze zurückgeführt und man zu der Einsicht gekommen ist, dass die Mehrzahl der Worte etymologisch erkannt werden kann, seitdem ist das auf etymologische Zergliederung gegründete Verständniss der Sprache bedeutend in den Vordergrund getreten. Halten wir die Sache, wie sie jetzt wirklich steht, dem Bedürfniss der Schule gegenüber, so kann, denke ich, kein Zweifel sein, dass, was die Schule in sprachlichen Dingen zu leisten hat, vornehmlich und zuerst auf das Können gerichtet sein muss, d. h. darauf, dass die Schüler die Schriftsteller lesen und die Sprache schreiben, auch, wenn es sein kann, sprechen können, was heute leider nicht mehr in dem Masse, wie früher cultivirt wird. Das Können ist das Erste. Dazu kommt, wo es sein kann, die Rücksicht auf das Verständniss, schon um das sprachliche Interesse zu wecken. Ich für meinen Theil habe mich nach beiden Seiten hin mit der Sprache viel beschäftigt. Schon vor siebzehn Jahren habe ich eine Darstellung der Flexion des grie-

chischen Verbums nach den Resultaten der Sprachvergleichung gegeben, soviel ich weiss, der erste Versuch eines Philologen, der neuerdings aber in Vergessenheit gerathen zu sein scheint. Dagegen dient dem Können der Sprache das in diesem Sommer von mir herausgegebene Buch zur lateinischen Stilistik. Ich bin immer der Meinung gewesen, dass ein Gymnasiallehrer beide Seiten zu vereinigen habe, dass er beide Seiten verstehen müsse. Der Unterricht im Lateinischen und Griechischen auf den Gymnasien stellt sich indess verschieden, weil der lateinische Unterricht mit kleinen Jungen, der griechische mit grösseren Schülern begonnen wird. Bei dem griechischen Elementarunterrichte können ganz andere Anforderungen an den Schüler gemacht werden als beim lateinischen. Dazu kommt, dass die Resultate der Sprachvergleichung für das Lateinische weniger Bedeutung haben als für das Griechische. Es findet sich im Lateinischen viel undurchsichtiges Material. Vieles ist noch dunkel und räthselhaft, selbst Sachen, wie die Declination und die gewöhnlichsten Formen der Conjugation scheinen mir noch nicht hinreichend aufgehellt. Das Beste in dieser Art hat Corssen geleistet, was ich nicht unterlassen will zu erwähnen. Da die Resultate der Sprachvergleichung für das Latein noch wenig festgestellt sind, auch keinen grossen Umfang haben, der lateinische Unterricht aber mit Kindern von zehn Jahren, wo man die Reflexion nicht voraussetzen kann, begonnen wird, so bin ich der Meinung, dass für das Latein die Resultate der Sprachvergleichung von vorn herein auszuschliessen sind, dass man sich darauf beschränken wird, in den oberen Classen gelegentlich auf dies und das aufmerksam zu machen, nicht blos um das Interesse der Schüler für das Lateinische zu wecken, sondern auch um sie für später anzustellende eigene Untersuchungen über die Sprache zu befähigen. Was das Griechische betrifft, so liegt die Sache anders. Erstens hat man nie daran gedacht, an die Schüler im Griechischen dieselben Anforderungen zu machen, die im Lateinischen gestellt werden, dass sie die Sprache selbstständig für das Schreiben und Sprechen handhaben sollen, sondern die Hauptrücksicht ist immer gewesen, dass die Schüler in den Stand gesetzt werden, die bedeutendsten Autoren selbstständig zu lesen. Andrerseits wird mit dem Griechischen etliche Jahre später, etwa im zwölften Jahre, begonnen, wo die Schüler schon einigermassen sprachlich rutinirt sind. Ferner sind die Resultate der Sprachvergleichung für die griechische Sprache für einen Jeden, der sie kennt, ausserordentlich einleuchtend. Es kommt in eine Menge Erscheinungen, die bisher keinen Sinn hatten, Sinn und Verstand und Zusammenhang. Nun bin ich stets der Meinung gewesen, dass ein Lehrer die Verpflichtung habe, eine Sache, die er lehrt, so gut zu lehren, als er sie versteht. Hat er einmal gewisse Erklärungen zu geben, so verdient es gewiss den Vorzug richtige Erklärungen zu geben, nach menschlichem Wissen, als handgreiflich falsche, oder solche, die eigentlich keine sind. Denn eine Menge der gangbaren Erklärungen sind von der Art, dass sie in Wahrheit nicht als Erklärungen gelten können, sondern im günstigsten Falle als Beschreibungen dessen, was da passirt. Da die Resultate der Sprachvergleichung für das Griechische, namentlich für das Verbum, so ziemlich feststehen, da die Schüler in den Jahren stehen, wo sie dergleichen Dinge aufzufassen im Stande sind, da endlich — das ist vielleicht subjective Ansicht von mir — der griechische Unterricht hauptsächlich dazu verwendet werden kann, sprachliche Erscheinungen überhaupt den Schülern zu verdeutlichen und sie für eingehende Beschäftigung mit der Sprache zu befähigen, aus diesen drei Gesichtspunkten bin ich der Meinung, dass man als Lehrer die Verpflichtung habe, die Schüler mit den Resultaten der Sprachvergleichung, so weit sie in die bisher unklare und dunkle Masse Licht und Verständniss bringen, bekannt zu machen.

Nun fragt sich's wie? Oft bin ich, wenn im Privatverkehr davon die Rede gewesen ist, gefragt worden: „Sie wollen also nach Curtius unterrichtet haben?“ Ich habe dann wohl geantwortet, dass es mir auf das Lehrbuch nicht gerade ankomme. Auch heute möchte ich nicht die Discussion auf diejenigen Bücher bringen, die einander jetzt auf diesem Gebiete Concurrenz machen. Nach meinen Erfahrungen reicht es zunächst aus, wenn vor allen Dingen der Lehrer der Sache gewachsen ist, wenn er sie nicht blos aus Compendien kennt, sondern aus grösseren Werken, die man darüber zur Hand hat, studirt und durch eigenes Nachdenken die Sache fördert. Die Sache ist von der Art, dass jeder, welcher sich damit beschäftigt, etwas Neues zur Vervollständigung beibringen kann. Dass die Schüler in den oberen Classen an der Arbeit des Lehrers wesentlich Theil nehmen und infolge dessen an Interesse für die Sache gewinnen, das ist auch mit in Anschlag zu bringen. Für den Augenblick würde ich also als Erforderniss für eine Verwendung der Resultate der Sprachvergleichung im Griechischen das hinstellen, dass die Lehrer sich dieses Studiums annehmen, namentlich mache ich Sie darauf aufmerksam, die jüngeren Lehrer, die sich diesmal in grösserer Zahl eingefunden haben. Doch muss ich dringend vor Zersplitterung warnen. Es kann leicht vorkommen, dass ein junger Mensch allerhand schwierige Formen erklären kann, dass er aber in Verlegenheit kommt, wenn er einige Seiten gut Latein schreiben soll. Man muss aber darauf bestehen, erst können, dann verstehen. Es ist gewiss eine schöne Sache Beides zu vereinigen; hat man aber nur die Wahl zwischen dem Können und dem Verstehen, so würde ich immer dem Können den Vorzug geben. Denn das Können ist ja etwas, womit der Mensch etwas machen kann. Darauf müssen wir also das meiste Gewicht legen.

Dem Bedürfnisse der Schüler wird zunächst genügt, wenn sie die Paradigmata in den Händen haben, welche ja jede Grammatik bietet, das Weitere aber aus dem Munde des Lehrers erhalten. Es ist überhaupt schlimm, dass heutzutage die Schüler so wenig in den Unterrichtsstunden zu lernen geneigt sind und dass sie vielfach auf Bücher verwiesen werden. Das Meiste sollte doch in den Stunden selbst gelernt werden. Beim Unterrichte selbst empfiehlt es sich indessen, die vorauszusetzenden Zwischenformen, die der Gebrauch nicht kennt, nur auszusprechen, nicht an die Tafel zu schreiben. Auch ist vor der Weise zu warnen, bei Formen, die häufig falsch gebildet werden, ausser der richtigen nachträglich auch die falsche angeben zu lassen, weil sich immer einige Unglückliche finden, welche blos die letztere behalten, nicht die erstere.

Es entsteht weiter die Frage: Wie soll es mit der Syntax gehalten werden? Es hat in meinen Augen wenig Sinn, wenn man in der Formenlehre der Sprache so auf den Leib geht, dass man alle die Analogieen, nach denen sie ihre Formen bildet, ausmittelt, nachher aber in der Syntax die Wörter als unbekannte Grössen hinnimmt, die man einfach mit den unter ihnen gedachten Sachen oder mit den entsprechenden deutschen Wörtern identificirt. So sagt man z. B.: In den Worten *ἀπεχώρησαν ἡμέρας* bezeichnet der Genetiv die Zeit, in der etwas vorgeht, in dem homerischen *ἀτύζεσθαι πεδίοιο* den Ort, wo etwas vorgeht. Wie jedes Wort seinen bestimmten Sinn hat, der trotz der verschiedenen Anwendungen immer derselbe bleibt, so ist dasselbe vorauszusetzen für sämmtliche einzelne Flexionsformen. Wo der Genetiv steht, muss sprachlich ja dieselbe Auffassung sein, woraus für die wirkliche sachliche Beschaffenheit nichts folgt. Es soll einmal (was jedoch nicht unbestritten hingestellt werden kann) der Genetiv das bezeichnen, was Grund und Bedingung des Werdens für etwas Anderes ist. Ich stimme nämlich nicht der Erklärung bei, wonach der Genetiv der casus

generalis ist, d. h. der allgemeine, der die übrigen Casus mit umfasst. Es ist mir dies nicht wahrscheinlich, weil, wenn man so etwas hätte annehmen wollen, man wahrscheinlich dazu den Accusativ gewählt hätte. Lassen wir das einmal gelten und denken wir den Genetiv als das, was er aussagt, so handelt es sich in den genannten Fällen sprachlich um ein Weggehen das durch den Tag, um ein Dahineilen, das durch die Ebene zu Stande kommt. Dass sachlich der Tag zum Weggehen ein ganz anderes Verhältniss hat als die Ebene zum Dahineilen kommt für die Sprache nicht in Betracht. Es ist aber, weil die Sprache hier den Genetiv setzt, nicht daraus zu folgern, er müsse da und da angewendet werden. Dieser Schluss geht irre. Es wäre ein vergeblicher Versuch, wenn man einen sachlichen Zusammenhang unter den verschiedenen Dingen herstellen wollte, da was dieselben einigt nur die subjective Auffassung der Sprache ist, welche ebensogut eine andere sein könnte. Danach würde es eine Syntax zur Aufgabe haben, nachdem gezeigt worden ist, der Genetiv wird so gebildet, der Conjunctiv so, der Optativ so, wenn überhaupt die Mittel dargelegt sind, welche die Sprache verwendet, festzustellen, was der jedesmalige Sinn dieses Mittels ist und auf welche Sachverhältnisse es angewendet wird. Wenn man z. B. sagt: Der Nominativ ist der Casus des Subjects, so kommt ein Schüler damit für den Gebrauch der Sprache vollkommen aus. Jetzt erfahren wir: Der Nominativ wird gebildet mit ς, und Bopp hat mit Erfolg nachgewiesen, dass dies ursprünglich das τ des Demonstrativums ist. Wie kommt nun das pronomen demonstrativum dazu, die Selbständigkeit (Persönlichkeit, Geschlechtlichkeit) zu bezeichnen? Es bezeichnet das Selbständige, Persönliche als etwas, auf das sich hinweisen lässt. Es ist vielleicht eine geringfügige Eigenschaft des selbständig Existirenden, dass sich auf dasselbe hindeuten lässt, indess in der Sprache ist alles nur subjectiv. Sie ist eben eine Begriffswelt, oder, wenn wir die Begriffe an den Dingen messen, nach Wilhelm v. Humboldt's Ausdruck eine Weltansicht, die ihrer Natur nicht anders als subjectiv sein kann; objectiv ist nur die Anschauung. Ob ein Neger oder ein Europäer den Tisch da sieht, beide sehen ihn auf dieselbe Weise. Aber sobald sie ihn in ihrer Sprache bezeichnen, denkt ihn ein Jeder in einem anderen Begriffe. Ob der Sprechende davon ein Bewusstsein hat oder nicht (die meisten Menschen haben es nicht und können es nicht haben), darauf kommt es nicht an. Wenn wir z. B. bei dem Worte „Elend" jetzt etwas Anderes denken, als es eigentlich besagt (Ausland), so folgt daraus nicht, dass der Sinn des Wortes geändert worden sei. Der Sinn ist noch derselbe, die Anwendung hat sich geändert, und diese ändert sich fortwährend, schon innerhalb zehn bis zwanzig Jahren. Am auffallendsten bemerken wir das am Französischen. Man sehe nur, wie sich die Anwendung der französischen Wörter seit der französischen Revolution geändert hat.

Eine Frage betrifft noch den Homer. Da bin ich ganz und gar der Meinung, dass auf der zweiten Stufe des griechischen Unterrichts die homerischen Formen auf die Analogieen der gewöhnlichen Sprache zurückgeführt und als Weiter- oder Umbildungen derselben nachgewiesen werden. Die wirklichen Unregelmässigkeiten, so weit ich sie übersehe, reduciren sich doch hauptsächlich auf Uebertragung falscher Analogie, wie es ja auch im Deutschen der Fall ist. Weiter empfiehlt es sich, dass in Prima oder auch schon in Secunda bei schwierigen homerischen Wörtern, welche die Alten selbst zum Theil nicht mehr verstanden haben, auf die Resultate der Sprachvergleichung, soweit sie einigermassen sicher stehen, zu recurriren. Es bleibt freilich der eigenen Forschung hier noch sehr viel überlassen.

Ich glaube genug gesprochen zu haben, zumal die Zeit drängt, für Motivirung folgender fünf Thesen, die ich jetzt vorzulesen mir erlaube.

1. Die Schule ist verpflichtet, von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung beim griechischen Unterrichte in der Art Gebrauch zu machen, dass sogleich beim ersten Unterrichte die Formenlehre denselben gemäss gestaltet und eingeübt wird.

Die zweite These betrifft das Lateinische. Ich hätte sie nicht aufgenommen, wenn ich nicht gesehen hätte, dass bereits eine Anzahl Elementarbücher für den ersten lateinischen Unterricht von wenig gesicherten Resultaten der Sprachvergleichung Gebrauch gemacht hat.

2. Der Unterricht in der lateinischen Formenlehre ist wie bisher zu geben: die Resultate der Sprachvergleichung sind nur gelegentlich in den oberen Klassen mitzutheilen.

3. Der Unterricht in der homerischen Formenlehre auf der zweiten Stufe des griechischen Unterrichts hat sich durchaus an die elementare Formenlehre anzulehnen, so dass die homerischen Formen als Fortwirkungen und Umbildungen der in der gewöhnlichen Sprache ausgeprägten Analogieen erkannt werden. Auch ist bei Erklärung schwieriger und dunkler homerischer Wörter in den beiden oberen Klassen von den Resultaten der Sprachvergleichung Gebrauch zu machen.

4. Der Unterricht in der griechischen Syntax (sollte heissen Syntaktik, denn die *σύνταξις* ist lediglich Sache des Sprechenden, welcher wie Buchstaben zu Wörtern, so Wörter zu Sätzen und Sätze zu Satzfügungen verbindet) ist der durch die Formenlehre gewonnenen Einsicht gemäss zu gestalten, indem zunächst der Sinn der jedesmaligen Sprachformen festgestellt und dann in seinen verschiedenen Anwendungen verfolgt wird.

5. Das Haupterforderniss für den griechischen Unterricht in der bezeichneten Weise liegt zunächst nicht in Schul-Grammatiken, in welchen die Resultate der Sprachvergleichung vorgetragen werden, sondern darin, dass die betheiligten Lehrer sich aus grösseren Werken nur durch eignes Nachdenken mit der Sache bekannt zu machen suchen. Für die Schüler genügen dabei zunächst Paradigmen.

Vors. Kramer:

Meine Herren! Wir werden nun zur Discussion übergehen, und es wird zunächst also mit der ersten These zu beginnen sein. Ich ersuche den Herrn Secretär Dr. Weicker, sie nochmals zu verlesen, und würde dann diejenigen Herren, die ums Wort bitten, ersuchen, mit Nennung des Namens sich zu melden.

Dr. Lattmann:

Ich muss mir doch erlauben, von den Thesen zuerst über die fünfte ein Wort zu sagen, weil ich gerade in diesem Punkte mit dem Herrn Antragsteller vollständig übereinstimme. Die Einführung dieser sogenannten neuen Methode ist nicht zu machen mittels eines Buches, sondern es muss durch die Persönlichkeit des Lehrers geschehen. Ich habe selbst mit meinen Collegen in Göttingen zehn Jahre lang nach Rost's griechischer Grammatik unterrichtet. Wir haben uns aber wenig um das Buch bekümmert, sondern wir haben ganz nach unserer Weise den Unterricht ertheilt.

Vors. Kramer:

Ich möchte aber doch bitten, bei der ersten These zu bleiben, sonst kommen wir nicht weiter.

Dr. Lattmann:

Die Thesen stehen in einem inneren Zusammenhange zu einander. Es ist wohl schwer das Eine vom Anderen abzureissen. Ich will nicht viel darüber sagen, sondern blos diesen

Punkt feststellen, dass die Einführung eines Buches nicht nothwendig ist für die Einführung der Methode. Es lag mir daran, dieses eben nur vorher festzustellen, weil ich in einigen anderen Punkten dem Herrn Antragsteller widersprechen werde. Mit der ersten These bin ich selbstverständlich vollständig einverstanden. Aber das Verhältniss des Griechischen zum Lateinischen kann ich nicht billigen. Allerdings ist für das Latein durch die Sprachwissenschaft vielleicht noch nicht so viel Licht geschaffen, als für das Griechische. Das Griechische ist durchsichtiger, leichter zu verstehen! Aber so viel scheint im Lateinischen doch auch gewonnen zu sein, dass es eine Möglichkeit ist, auch hier schon in dem elementaren Unterricht von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung Gebrauch zu machen. Ich habe es ja selbst versucht, deshalb glaube ich auch dass es geht, und nicht blos literarisch versucht, sondern ich habe den Unterricht von Sexta an bis nach Tertia in der Weise in jeder Klasse ein volles Jahr geführt, um mich praktisch davon zu überführen.

Vors. Kramer:

Ich erlaube mir die Bemerkung, dass dies die zweite Thesis ist. Vielleicht kommen wir rasch zur zweiten Thesis, wenn wir über die erste, wogegen sich schwerlich viel Widerspruch erheben wird, vielleicht zu einer Art Abstimmung kommen könnten. Ich glaube, die erste These, meine Herren! ist wenig disputabel. Wenn irgend jemand also hiergegen, dass die Schule verpflichtet sei, beim griechischen Unterricht gleich von Anfang an die Resultate der Sprachvergleichung zu berücksichtigen, geneigt ist zu sprechen, so bitte ich ihn, das Wort zu nehmen.

Rector Peter aus Pforta;

Ich möchte mir erlauben, eine Bitte auszusprechen. Nämlich die Frage ist doch von sehr grosser Wichtigkeit, was von dieser neuen Methode aufgenommen werden, wie weit man in der Aufnahme der Resultate der Sprachvergleichung gehen soll. Soll man also z. B. wenn in der griechischen Formenlehre das Paradigma *εἰμί* gelernt wird, ausgehen, wie man es doch eigentlich muss, von der Sanskrit-Wurzel *as*? Soll man dann den kleinen Knaben sagen: Nach den Regeln der Lautverschiebung wird aus dem a im Sanskrit im Griechischen *ε*? Soll man ihnen dann weiter sagen: Das *μι* ist das pronomen personale, das damit zusammengesetzt ist? Soll man durch die mancherlei Stufen, die auch hier nöthig sind, hindurchgehen, um zunächst zu der Form *ἐσμί* zu kommen und endlich zu *εἰμί* übergehen? Ich glaube es ist von Werth, dass wir es uns an einem Beispiel vollkommen klar machen, und ich möchte den Herrn Thesensteller ersuchen, uns darüber zu belehren, wie weit man in dieser Hinsicht zu gehen habe.

Dir. Haacke:

Was zunächst die Einmischung des Sanskrit betrifft, so meine ich, dasselbe bleibt vollständig ausgeschlossen. Die Wurzel des verbum substantivum ist für das griechische *ἐς*. Dass das Sanskrit a hat und dass der indische A-Laut sich im Griechischen zu *α ε ο* gestaltet, dürfen wir dem Tertianer nicht sagen. Für ihn gilt eben nur das griechische *ἐς*. Was die Conjugation betrifft, so bin ich der Meinung, da die Schüler frühzeitig in den Fall kommen müssen, zusammenhängende Sätze zu lesen und zu übersetzen, dass das verbum substantivum zunächst einfach mechanisch auswendig gelernt werde. Erst später würde ich den Schülern begreiflich machen, wie *μι, σι, τι* u. s. w. die Personal-Suffixe sind, wie man damit die Pronomina, also *μοῦ, μοί* etc. mit *μι*, *σοῦ, σοί* mit *σι* und *τοῦ, τῷ, τόν* mit *τι* zusammenbringen kann, wie aus *τ* in *τι σ* wird, und wie durch den Uebergang von *τ* in *σ* überhaupt erst die Unterscheidung zwischen der zweiten und dritten Person zu Stande gekommen ist.

Denn es hat wohl eine Zeit gegeben, wo dieser Unterschied nicht bestand, wie noch aus dem Dual hervorgeht, wo der Unterschied noch nicht ganz durchgeführt ist. Wenn das Verbum *εἰμί* sicher eingeübt ist (denn das Können bleibt immer die Hauptsache), dann lässt sich bei den übrigen Verben der durch die Sprachvergleichung gewonnenen Einsicht gemäss verfahren. Nur wird man nicht gerade zwischen Verben auf *ω* und Verben auf *μι* unterscheiden, da *τύπτοιμι* nicht nach der Conjug. auf *μι* und *ἐτύπην* nicht nach der Conjug. auf *ω* flektirt wird

Vors. Kramer:

Ich glaube, man könnte, um die Bemerkung des Herrn Rector Peter in ihrem Werthe auch hier gleich geltend zu machen, der ersten These das hinzufügen: „Wobei jedoch auf Lautverschiebungen, die ausserhalb des Griechischen liegen, keine Rücksicht zu nehmen ist." Dann würden die Schwierigkeiten wegfallen.

Dir. Wentrup:

Ich möchte constatiren, dass nach meiner Meinung dies die hauptsächlichste praktische Frage ist für uns, wie weit man gehen muss. Eigentlich ist ohne die Lautverschiebung nichts zu machen; denn es ist ja bekannt, dass diese Lautverschiebung sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, in manchen Fällen unwirksam erwiesen hat, dass gegen die eigentliche Norm der Sanskrit-Vocal sich erhalten hat. Also kommt man auf diese Art, wenn man sich auf die beiden Sprachen beschränkt, nicht auf den Grund, nicht auf den eigentlichen, letzten, tiefsten Grund, und deswegen scheint es mir eine besondere Aufgabe zu sein, uns die Frage zu stellen, und wir haben uns klar zu machen, wie weit zu gehen ist. Ich glaube so im allgemeinen ein Princip aufzustellen, genügt nicht.

Vors. Kramer:

Ich glaube aber nicht, dass wir das heute in einzelnen Fällen würden feststellen können. Es ist eine Einzelausführung schwer, und wir würden uns doch nur, wie die Thesen allgemein gestellt sind, auf Allgemeinheiten beschränken müssen.

Dir. Wentrup:

Ich bin Ihnen schon sehr dankbar dafür, dass Sie diese Norm aufgestellt haben, also nicht Sanskrit, nicht Lautverschiebung. Damit ist die Sache aber nicht erschöpft.

Dir. Haacke:

Ich habe im Jahre 1850 das griechische Verbum dargestellt (ich denke nicht, dass sei dieser Zeit bedeutende Fortschritte gemacht sind) und bin dabei überall durchgekommen ohne Einmischung des Sanskrit.

Dir. Wentrup:

Das *μι* als Personalpronomen ist im Griechischen und Lateinischen nicht vorhanden.

Dir. Haacke:

Das *ι* in *μι* ist blos ein anderer Vokal neben *μου, μοι, με*: das Wesentliche ist das *μ*.

Schulrath Schrader:

Dem, was der verehrte Herr Vorsitzende gesagt hat, dass die erste These wenig disputabel sei, weil wohl Niemand etwas dagegen einwenden würde, kann ich mich in dieser Allgemeinheit nicht anschliessen. Mag man auch der Ansicht sein, dass von den Resultaten der Sprachvergleichung gleich beim ersten Unterrichte für die Formenlehre Gebrauch gemacht werden müsse, so kommt es doch, worin ich dem Herrn Rector Peter beistimme, ganz wesentlich darauf an, nach welcher Weise und in welchem Umfange von diesen Dingen Anwendung gemacht werden soll. Nehme ich das Wort auf, welches der Herr Referent im

Anfange und im Verlaufe seines Vortrages wiederholt betont hat, so kommt es doch darauf an, die Schüler in den Besitz eines bestimmten Materials zu setzen, mit welchem sie arbeiten können, und das Verständniss, so weit es das Gefüge und die innere Genesis der Sprache selbst anbetrifft, für spätere Zeit, mindestens für diejenigen Stufen aufzusparen, auf denen ein solches Verständniss überhaupt nicht blos vorausgesetzt werden kann, sondern wiederum bei diesem Verständniss auch ein praktischer Gebrauch möglich ist. Sind diese Sätze — und ich glaube hierin mit dem Herrn Referenten übereinzustimmen — richtig, so ist für die erste These die allerwesentlichste Frage: Wie weit soll von dieser Sprachvergleichung Anwendung gemacht werden? Ich glaube nicht, dass wir damit auskommen, was der Herr Vorsitzende gesagt hat, dass die Lautverschiebung auszuschliessen sei. Auch wird es nicht genügen, meiner Ansicht nach, wenn man sagt: Es soll vom Sanskrit nicht die Rede sein. Ich würde Sanskrit nicht blos vom Elementarunterricht, sondern von der Schule überhaupt ausschliessen. Andrerseits bin ich mit dem Herrn Vorsitzenden einverstanden, dass wir hier nicht bestimmt feststellen können: was ist anzuwenden, was ist auszuschliessen? wohl aber kann ein allgemeiner Grundsatz festgestellt werden, der uns über die Schwierigkeit weghilft und zu einem allgemeinen Verständniss verhilft. Ich möchte vorschlagen, vorbehaltlich einer besseren Formulirung, die mir nicht gleich gegenwärtig ist, als Zusatz zu sagen: „Unter der selbstverständlichen Beschränkung, welche die Bewältigung des Sprachmaterials erfordert," oder: „Mit der Rücksicht und derjenigen Beschränkung, welche durch die nothwendige Bewältigung des Sprachmaterials geboten ist."

Vors. Kramer:

Ich erlaube mir nur die kurze Bemerkung, dass ich mit dem Schluss, den ich aus der Bemerkung des Herrn Rector Peter gezogen hatte, keineswegs die einzige Beschränkung angeben wollte, die festzuhalten sei, sondern da die Lautverschiebung als eine Schwierigkeit hervorgehoben war, so wollte ich hervorheben, dass sie jedenfalls auszuschliessen sei. Uebrigens wollte ich nicht sagen, dass damit die Sache erschöpft sei.

Schulr. Schrader:

Anstatt „nothwendige Bewältigung" setzen wir vielleicht besser: „feste Erlernung des Sprachmaterials". Das ist ja wohl klarer (Ruf: Ja wohl, das ist klarer!).

Vors. Kramer:

Also setzen wir: „die feste Erlernung des Sprachmaterials" dafür. Wünscht jemand über diese These noch das Wort zu nehmen?

Dr. Pfitzner aus Parchim:

Meine Herren! Diese These, wie sie hier gestellt ist, setzt voraus, dass jeder Lehrer verpflichtet ist, fortan, was von der Mehrzahl für wesentlich nothwendig gehalten wird, sich dem auch zu fügen. Ich sehe aber noch mehrere Bedenken da. Wir fangen in unserem Lande, wie es auch in Preussen ist, bei den meisten Schulen das Griechische in Quarta an; der Cursus der Classe ist einjährig, aber die Schüler bleiben meistens zwei Jahre in derselben, weil sie namentlich das Griechische nicht behalten können. Sie haben schon zu thun, die Formen auswendig zu lernen, — Der Herr Referent legt grosses Gewicht darauf, dass das Können namentlich zu betonen sei. Wenn nun das Können schon an sich so schwer sich herausstellt, dass sie zwei volle Jahre damit zu thun haben, und nun kommt noch etwas Anderes hinzu, die Sprachvergleichung, so möchte dies schon ein praktischer Grund sein, dass sie nicht hineingezogen wird. Dann zweitens. Ich kann auch darin nicht mit dem Herrn Referenten übereinstimmen, dass

es irgend etwas Erspriessliches haben sollte für diese Quartaner, die den Unterricht im Griechischen erst beginnen. Ich kann dem wohl hinzufügen, dass ich einverstanden bin, wenn die Sprachvergleichung in den oberen Klassen als nothwendig bezeichnet ist. Doch wenn darauf hingewiesen wird, dass dann auch dafür in den unteren Klassen ein Grund gelegt werden muss, so entsteht ein Bedenken. Wenn jeder Lehrer etwas Neues hinzufügt oder hinzufügen kann, so wird auch vieles, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, Ungehörige in den Unterricht hineinkommen. Wie sollen nun die Schüler, die die Schulen wechseln, die von einer zur anderen gehen, die verschiedene Lehrer haben, sich durchfinden. Der Eine sagt das, der Andere das. Ich mache darauf aufmerksam, dass dies doch immer zu beschränken sei.

Dr. Lattmann:

Ich wollte mir erlauben auf das Amendement, das der Herr Schulrath Schrader gestellt hat, etwas zu erwidern. Es setzt voraus, dass neben dem praktischen Erlernen der Formenlehre in Quarta nun noch nebenher eine rationale Erklärung geht, so dass zu der Aufgabe der Klasse ein Plus hinzukommt. Das ist die sehr gewöhnliche Meinung und sehr verbreitete Ansicht von der Sache. Allein Diejenigen, die den Unterricht schon länger danach gegeben haben, vielleicht nach der Curtius'schen Grammatik, die werden der Meinung sein, dass gerade das Betreiben in dieser Weise durch Einführung der neuen Methode darauf abzielt, ein tüchtiges, schnelles, festes Erlernen zu erreichen. Es ist nicht ein Neues, das hinzukommt, sondern ein Mittel, um das Ziel, das einmal gesteckt ist, schneller und besser zu erreichen.

Dir. Wentrup:

Ich wollte eigentlich dasselbe sagen, was der Herr Vorredner gesagt hat. Es ist eben falsch, wenn man glaubt, die Schüler hätten dadurch etwas Grösseres zu lernen. Im Gegentheil. Die Einführung der neuen Methode erleichtert das Verständniss. Zweitens möchte ich noch bemerken, dass vorläufig wohl nicht die Rede sein kann, dass einzelne Lehrer gezwungen werden, nach dieser Methode zu unterrichten, sie dazu zu verpflichten. Es ist dies eine Frage, die später erst entschieden werden kann. Zunächst haben wir nur allgemeine Grundsätze aufzustellen. Wie dies dagegen in jedem einzelnen Falle durchzuführen sein wird, das wird wesentlich davon abhängen, wie die Lehrer in Bezug auf das Griechische ihre Vorkenntnisse haben, und wie sie überhaupt zu dieser Frage stehen. Die Praxis ... (wird unterbrochen).

Vors. Kramer:

Ich wollte nur bemerken, es heisst in der These: „Die Schule ist verpflichtet.“ Ob diese Verpflichtung gleich überall ins Leben, in die Ausführung tritt, meine Herren, das ist eine andere Frage. Ueberhaupt haben wir ja hier kein Gesetz zu machen. Es ist diese Verpflichtung hier nur als ein Wunsch nachdrücklich auszusprechen.

Schulr. Schrader:

Die Bedenken des Herrn Pfitzner sind wohl erledigt. Im übrigen möchte ich in Beziehung auf das, was Hr. Lattmann und Hr. Wentrup (Meine Herren! Sie erlassen mir wohl die Titel) gesagt haben, bemerken, dass ich die Sache ebenso verstehe, wie Sie, dass man nicht erst lernen und ausserdem noch etwas Neues hinzunehmen müsse; aber dass ich meine, das Bedenken ist darin, dass bestimmte Wege, welche in dieser neuen Methode eingeschlagen sind, noch nicht fest genug sind, um der alten substituirt zu werden. Ich will mich auf ein Beispiel beziehen. Die Einwirkung des ι, z. B. auf die Gestaltung des Comparativs, erkenne ich als berechtigtes Moment im Unterrichte an. Aber von anderen Sachen kann ich nach meiner Ueberzeugung nicht annehmen, dass sie geeignet sind, das feste Gefüge der Sprache

zur Anschauung zu bringen, wie bisher. In allen diesen Fällen bin ich der Ansicht, dass, wo die Sprachforschung vorläufig nicht überall feststeht, wir davon keinen Gebrauch machen sondern versuchen, auf diesem Wege zu bleiben, auf dem Wege, der die möglichst sichere, übersichtliche und rasche Erlernung des Sprachmaterials verspricht.

Vors. Kramer:

Ich möchte mir erlauben, eine kurze didaktische Bemerkung hier einzuschieben. Es ist meiner Ueberzeugung nach nicht gut, wenn man zu früh damit anfängt, beim Erlernen der Sprachen die Reflexion zu wecken, sondern vor allen Dingen kommt es darauf an, das Gedächtniss fest und sicher mit den Grundlagen der Sprache zu erfüllen. Das ist ja Dasjenige, was der Herr Referent mit vollem Rechte hervorgehoben hat, die Grundlage des Könnens, worauf es beim Schüler besonders ankommt. Führen wir die Knaben zu sehr auf das Reflectiren in der Formenlehre und der Syntax, so sind wir sicher, dass von ihnen auf diesem Wege das Können weniger gut gewonnen wird. Wünscht jemand noch das Wort?

Dr. Lattmann:

Ich möchte mir erlauben, hier noch etwas zu bemerken. Die Kenntniss der Lautgesetze und die danach auszuführende Bildung der Formen muss den Schülern auch gedächtnissmässig so vollständig geläufig werden, dass er nicht immer von neuem zu reflectiren hat. Die einzelnen Lautgesetze müssen ihm mechanisch fest eingeprägt werden.

Rector Peter:

Ich möchte bitten, eilen wir doch nicht so sehr über diese These hinweg. Ich halte gerade die erste These für das Wichtigste. Ich halte es auch nicht für gleichgiltig, wenn wir, 2—300 Philologen, hier aussprechen: „Die Schule ist verpflichtet, von den Resultaten der Sprachvergleichung Anwendung zu machen.“ Das ist in meinen Augen etwas sehr Wichtiges, und ich glaube, wir dürfen diesen Beschluss nicht übereilen. Was der Herr Vorsitzende eben bemerkt hat, ist mir etwas sehr Wesentliches, nämlich, ob nicht überhaupt der Sicherheit der Einprägung Eintrag geschieht durch das Reflectiren. Aber wichtiger ist mir die Frage, ob diese Anreizung zur Reflexion auch bei Knaben in einem so zarten Alter pädagogisch ganz unbedenklich ist. Also ich möchte das eine noch hinzufügen. Mir ist es etwas Wesentliches, das nicht zur Erklärung von etwas Dunklem etwas gezogen wird, was selber dunkel ist. Also mit *μι* ist nichts zu machen. Das heisst eine unbekannte Grösse durch eine andere besimmen zu wollen. Für die Schüler ist das nichts.

Vors. Kramer:

Ich würde bitten, statt des Wortes „verpflichtet“ vielleicht ein anderes in Vorschlag zu bringen.

Rector Peter:

Dann möchte ich vorschlagen, statt „verpflichtet“ etwa zu sagen: „Die Schule mag immerhin einen Versuch machen“ (Heiterkeit).

Vors. Kramer:

Ich glaube, es ist wohl besser, diese Fassung nicht weiter zur Erörterung zu bringen. Die Abstimmung ist bereits erfolgt (Ruf: Nein!)

Dir. Haacke:

Ich möchte noch einige Worte erwiedern auf das vom Herrn Rector Peter gesagte. Das *μι* ist allerdings unklar. Deswegen hat Pott schon das *ι* als den Blitzbuchstaben bezeichnet, dem sich schwer beikommen lässt. In dem *μ*, das dem *ι* vorausgeht, erkennt Pott

eine symbolische Bezeichnung: Verschluss der Lippen soll die Rückbeziehung auf die sprechende Person gleichsam malen. Dergleichen beruht freilich auf subjectiven Ansichten, denen man so weit traut, als man Lust hat.

Dir. Wentrup:

Ich wollte mir die Bemerkung erlauben. Ich glaube, die Schule hat allerdings die Verpflichtung, die Resultate jeder Wissenschaft aufzunehmen. Das kann gar keine Frage sein. Sonst würde die Schule eben selbst nicht mehr wissenschaftlich sein. Die Frage ist freilich eine ganz andere, wie diese Resultate verwendet werden sollen. Wir können also ganz unbedenklich die erste These annehmen. Darüber ist ja gar kein Zweifel.

Prof. Schmalfeld aus Eisleben:

Meine Herren! Es lehrt wohl eine allgemeine Erfahrung, dass nicht jede Methode für jeden Lehrer und nicht jeder Lehrer für jede Methode passt, dass also der Fall vorkommen kann, dass jemand, der der Sprachvergleichung sehr mächtig ist, diese Resultate in einer solchen Weise vielleicht nicht einem Quartaner, aber einem Schüler in einer höheren Klasse mittheilen kann, ohne dass das Können dabei irgendwie beeinträchtigt wird. Denn das Können ist denn doch die Hauptsache. Weil dieses aber die Hauptsache ist, und wir für jetzt wohl noch damit zufrieden sein müssen, wenn die Schüler bei ihrem Abgange nach der Universität einige Autoren, z. B. den Homer, ohne grosse Mühe und Anstoss zu übersetzen und zu erklären verstehen, wenn sie auch die sprachlichen Formen, die darin vorkommen, dem Gedächtniss eingeprägt haben, wenn sie, dass ich mich kurz fasse, diese und jene grammatische Kenntniss haben. Also möchte für jetzt das Urtheil so zu fassen sein, dass diejenigen Lehrer, die im Stande sind, von der sprachvergleichenden Wissenschaft eine solche Anwendung zu machen, dass nicht nur die nothwendig zu fordernden Resultate des Könnens in Bezug auf das Verständniss und die sonstigen Leistungen im Griechischen, sondern auch noch eine ganz desondere geistige Förderung der Schüler entsteht, — dass den Lehrern also, die diese Methode, diese wissenschaftliche Vervollkommnung besitzen, freisteht, Anwendung davon zu machen, dass es dagegen denen, die nicht diese sprachvergleichende Wissenschaft in der Weise haben, nicht gerade zur Pflicht gemacht wird.

Schulr. Schrader:

Ich habe eben versucht, mich mit dem Herrn Rector Peter telephonisch über eine Fassung zu verständigen. Er hat sich bereit erklärt, anstatt „Die Schule mag den Versuch machen" setzen zu lassen: „Es ist der Schule gestattet". Ich gestehe allerdings, dass ich damit nicht meine eigene Ansicht vertrete. Ich bin bei der These, vorbehaltlich des Zusatzes, den ich vorgeschlagen habe, stehen geblieben. Aber ich glaube für Herrn Rector Peter das Andere in Vorschlag bringen zu müssen.

Vors. Kramer;

Ich erlaube mir eine Bemerkung. Natürlicher Weise ist ja diese These von dem Herrn Referenten aufgestellt in der Ueberzeugung, dass durch Verwendung der Resultate der Sprachvergleichung in den angemessenen Grenzen das Können, das Aneignen des Könnens der Sprache erleichtert und gefördert werde. Diese Ansicht wird von den Einen getheilt, Andere haben Bedenken dagegen. Da wird sich also die Trennung gut machen. Die Einen werden sicher der Ansicht sein, die Schule sei verpflichtet, die Andern werden vorziehen zu sagen: „Es möge der Schule gestattet sein." Das scheint mir der trennende Punkt zu sein. Es ist noch ein anderes Amendement gestellt von Herrn Dir. Eckstein.

Dir. Eckstein:

Ich bin für die Berechtigung und für die Verpflichtung.

Vors. Kramer:

Dann brauchen wir keine Berechtigung. Die Verpflichtung geht weiter. Wünscht noch Jemand das Wort über diese These, den bitte ich sich zu melden.

Dir. Haacke:

Meine Herren! Gestatten Sie mir für die ganze Sache noch auf die Analogie, welche die Geschichte bietet, aufmerksam zu machen. Der Hr. Rector Peter hat mit vielem Erfolge seit Jahren dahin gearbeitet, dass die Schüler nicht blos Geschichte wissen, sich nicht blos gedächtnissmässig ein Register von Namen und Zahlen einprägen, sondern möglichst eingeführt werden in das Wesen historischer Processe selbst, dass die Gesammtheit des historischen Materials möglichst aufhört eine undurchsichtige Masse zu sein. Er hat sich dadurch in meinen Augen ein ausserordentliches Verdienst erworben. Wenn man dort darauf besteht, dass nicht blos gelernt, sondern auch verstanden wird, so muss man der Analogie gemäss auch in den Sprachstudien das Verständniss ebenso fördern. Der mit anwesende Prof. Dietsch hat sich schon im Jahre 1850 dahin geäussert, dass es kein besseres Mittel gebe, den Schülern Sicherheit in den griechischen Formen zu verschaffen, als wenn man ihnen eine gehörige Einsicht, wie die Formen entstanden sind, gewähre. Dann würden sie sie schon besser behalten.

Vors. Kramer:

Es liegen also zwei Fassungen der ersten These vor. Sie unterscheiden sich blos im Anfang, indem ich das von Herrn Dr. Schrader gestellte Amendement als angenommen betrachte. Ich habe wohl nicht nöthig die ganze These noch einmal vorzulesen. Es handelt sich darum, ob wir sagen: „Die Schule ist verpflichtet" oder „Der Schule ist es gestattet." Ich würde — um doch endlich zum Abschluss zu kommen — diejenigen Herren, die für die ursprüngliche Fassung: „Die Schule ist verpflichtet" sind, bitten die Hand zu erheben.

Dir. Eckstein (zur Fragestellung):

Ich bitte doch dringend, nicht eine Abstimmung vorzunehmen. Es ist ja eine wissenschaftliche Frage.

Vors. Kramer:

Aber wir müssen doch zu einem Abschluss kommen. Auf die Majorität kommt ja an sich gar nichts an. Das ist meine Ueberzeugung. Wir kommen dadurch nur zu einem Abschluss für uns, nicht für die Welt noch für die Wissenschaft. Denn es giebt ja freilich wohl Stimmen, von denen Eine mehr wiegt als hundert von uns, die wir hier vereinigt sind. Aber für unsere Discussion ist es wichtig durch Abstimmung zu einer Erledigung der Sache zu kommen. Ich bitte also diejenigen Herren, die für die Fassung sind: „Die Schule ist verpflichtet", die Hand in die Höhe zu heben. — Es ist die Majorität. — Nun bitte ich diejenigen Herren, die für die Fassung: „Der Schule ist es gestattet" sind, die Hand in die Höhe zu heben. — Das ist die Minorität meiner Ansicht nach. Die These heisst also nunmehr nach der angenommenen Fassung: „Die Schule ist verpflichtet, für den griechischen Unterricht von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung in der Art Gebrauch zu machen, dass mit derjenigen Vorsicht und Beschränkung, welche die feste Erlernung des Sprachmaterials verlangt, gleich bei dem ersten Unterricht die Formenlehre denselben entsprechend gestaltet und eingeübt wird."

Gehen wir nun zur zweiten These über (zu Dr. Weicker): Wollen Sie so gütig sein dieselbe zu verlesen.

Dr. Weicker:

„Der Unterricht in der lateinischen Formenlehre ist wie bisher zu geben. Die Resultate der sprachvergleichenden Forschung sind nur gelegentlich in den oberen Classen mitzutheilen".

Vors. Kramer (zu Hrn. Dr. Lattmann):

Sie hatten vorher schon darüber gesprochen; es würde jetzt vielleicht am Orte sein, dasselbe nochmals hervorzuheben.

Dr. Lattmann:

Es ist blos eine factische Mittheilung, dass wir in Göttingen anders verfahren sind. Wir haben es versucht, die lateinische Formenlehre von Sexta ab in dieser Weise zu behandeln, und ich glaube, dass der Versuch gezeigt hat, dass es wohl geht. Und nun ist es von grosser Wichtigkeit für das Griechische, dass diese Vorbereitung vorhergeht. Was man im Lateinischen gebraucht von der wissenschaftlichen Begründung, ist im Vergleich zum Griechischen sehr einfach. Es sind eine geringe Zahl von Lautregeln, damit kann man das für den Schüler nothwendige zu Stande bringen, und die Aufgabe ist wohl so einfach, dass sie auch in Sexta überwunden werden kann; und geht diese Vorbereitung vorher, so ist die Behandlung des Griechischen in Quarta ausserordentlich erleichtert.

Dir. Haacke:

Ich habe mit gutem Grunde die These so gestellt und zwar deswegen, weil ich glaube, dass die gefundenen Resultate für das Latein wenig umfangreich und wenig gesichert sind. Ich wenigstens habe mich bei einer ganzen Reihe von Fällen nicht beruhigen können. So ist mir z. B. die Ableitung des Passivs aus dem Activ, wie sie jetzt meist angenommen wird, höchst unwahrscheinlich. Das Lateinische ist eben sehr undurchsichtig, und ein Sextaner ist in der That nicht der Mann dazu, solche Sachen zu capiren. Ich bin also ganz und gar dagegen, einem Sextaner dergleichen begreiflich machen zu wollen.

Dr. Lattmann (?):

Es kommt nicht darauf an, jeden Punkt dem Sextaner begreiflich zu machen. In sehr vielen Fällen muss man sich darauf beschränken, nur das Factische, nur den Thatbestand darzulegen. Weiter kann man da nicht gehen. Man kann im Latein nicht so weit in den Gründen zurückgehen, wie in Quarta im Griechischen. Aber gewisse Grundsätze lassen sich auch hier zur Erleichterung und Förderung des Unterrichts benutzen.

Dir. Wentrup:

Ich wollte den Herrn Dr. Lattmann ersuchen, uns an einem Beispiel zu zeigen, was im Latein vielleicht anzuwenden sein würde.

Rector Peter:

Z. B: Ob der Locativus eingeführt werden soll, ob derselbe gleich von vornherein erklärt werden müsse.

Dir. Wentrup:

Und vom Verbum in der Reduplication.

Dr. Lattmann:

Beim lateinischen Verbum muss man sich verhältnissmässig wenig einlassen auf die Sprachvergleichung und sich nur auf das Thatsächliche beschränken, der Behandlung der frü-

heren Schulweise nachgehen. Aber die Declinationen lassen sich vollständig auf ein entsprechendes Schema wie die drei Declinationen im Griechischen zurückführen. Z. B. das Gesetz über die Bildung des Nominativs in der dritten Declination mit s ist wichtig bei der Bildung von Wörtern wie *nox*, *vox*, *plebs* u. s. w.

Vors. Kramer:

Ich möchte mir hier nur erlauben, ganz entschieden auf den vom Referenten Herrn Haacke geltend gemachten Grundsatz hinzuweisen, dass allerdings in der Sexta die Rücksicht auf die Aneignung des Könnens noch unendlich viel wichtiger ist, als in der Quarta; ich möchte daher die Sextaner mit diesen Erklärungen verschonen und mich auf das ganz einfache Einprägen der Paradigmata beschränken. Das ist meine Ueberzeugung.

Rector Peter:

Ich muss darauf zurückkommen: mir scheint es vor allen Dingen darauf anzukommen, was gemeint wird; nämlich ob gemeint wird, dass unsere jetzige lateinische Grammatik durchcorrigirt und verbessert werden soll auf Grund der durch die Sprachvergleichung gewonnenen Resultate. Und wenn das mit durchgängiger Rücksicht auf das praktische Bedürfniss geschehen soll, so glaube ich, kann kein Mensch etwas dagegen einwenden. Im Gegentheil, es muss geschehen. Aber ich möchte mir erlauben meine Frage zu wiederholen. Soll z. B. der Locativus eingeführt werden, sollen ferner die fünf Declinationen im Lateinischen cassirt werden?

Dir. Haacke:

Nein!

Rector Peter:

Dann haben wir eben keine Sprachvergleichung und wir haben keine Anwendung derselben auf die Schule.

Dir. Eckstein:

Die Frage hat ja ihre grossen Schwierigkeiten und die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, dass es uns bis jetzt noch an einer Grammatik fehlt im Lateinischen, die auf die vergleichende Sprachforschung gegründet, das ganze Gebäude durchgeht. Es ist von Hrn. Dr. Lattmann ein Versuch gemacht in dieser Art, und er hat es auch für den Elementarunterricht ganz geschickt und praktisch angewendet. Warten wir doch ab, bis etwa Schwabe in Dorpat oder Schweizer-Sidler in Zürich ihre lateinischen Grammatiken fertig haben, die jetzt damit beschäftigt sind, das ganze Gebiet einmal durchzuarbeiten. Ich glaube, dass wenn die Herren, die jetzt noch gegen den Locativ und gegen die drei Declinationen sprechen, diese Grammatiken erst einmal gesehen haben werden, sie vielleicht etwas gnädiger über diese Dinge reden können. Mir scheint die Sache eigentlich etwas verfrüht.

Vors. Kramer:

Sie würden also etwa für die Hinzufügung der Wörtchen „für jetzt" stimmen?

Dir. Eckstein:

Ja, mit dem grössten Vergnügen.

Schulr. Gravenhorst:

Ich bin der Meinung, dass diese Thesis insofern überflüssig ist, wenn in der ersten Thesis schon der Zusatz beliebt ist, dass soweit diese neue Methode nicht der festen Einprägung Eintrag thut. Dann versteht sich ganz von selbst, dass natürlich auch die lateinische Sprache nur in so weit von der wissenschaftlichen Begründung Notiz nehmen kann, da in der lateinischen Sprache aus andern praktischen Gründen nicht so viel davon Gebrauch ge-

macht werden kann. So würden wir die zweite These in die erste mit hinübernehmen. Denn ich halte es nicht für ganz indicirt, dass wir die beiden Sprachen so trennen, da sie nur in den Grenzen der Anwendbarkeit der neuen wissenschaftlichen Resultate unterschieden sind, wir im Princip aber keinen Unterschied statuiren dürfen. Im Princip wird sowohl die lateinische wie die griechische Sprache von dem Einfluss der neuen Richtung berührt werden müssen, und der Lehrer ist nur verpflichtet, von den Fortschritten der Wissenschaft Notiz zu nehmen und so viel davon für den Unterricht zu verwerthen als möglich, wird auch verpflichtet sein, in der lateinischen Sprache davon Notiz zu nehmen. Deshalb glaube ich, dass es nicht richtig ist, die lateinische Sprache durch eine besondere Thesis hiervon auszunehmen, obgleich ich gern einräume, dass der Unterricht in der lateinischen Formenlehre nicht ganz so viel davon afficirt wird. Aber Einiges ist (das können wir nicht leugnen) nach der bisherigen Methode so unpraktisch, dass ich glaube, es hat auch da ein intelligenter Lehrer etwas Notiz davon zu nehmen. Bei den Hauptformen, bei den vier sogenannten *a verbo*, wird in jeder Elementarclasse gesagt: so und so sind sie abgeleitet. Ist da etwas Anderes, als dass es zwei Systeme sind, wie im griechischen Verbum, das eine aus dem Perfect, das andere aus dem Präsens. Also praktisch hat man davon schon Notiz genommen. Wie weit man darauf eingeht, dass man zufällig das Präsens vorn setzt, das Perfect dahinter steht, das Futurum, das in das erste System gehört, zuletzt setzt, kann ein praktischer Lehrer gut beseitigen, ohne dadurch den Schülern irgend etwas schwerer zu machen. Und so muss ich sagen, dass die syntaktischen Regeln von den Städtenamen ohne den Begriff des Locativus durchaus so confus, verworren und geradezu unbegreiflich sind für einen Schüler, der von Natur einigen Verstand hat: dass die erste Declination anders behandelt wird, als die andern; und gerade diese Unbegreiflichkeit macht die Schwierigkeit, dass eine solche kleine Regel, die so leicht erklärt werden kann durch den Locativ, so lange getrieben werden muss. Wenn man einfach gerade den verschrieenen Ausdruck des Locativ an die Stelle setzt und sagt: Derselbe sieht in der ersten so aus, in der zweiten so, so ist die ganze Geschichte fertig, und alle Schüler haben durch dieses grosse Geheimniss der Sprachforschung eine vollkommene Klarheit gewonnen. Also bin ich der Meinung, dass man diese These mit hineinzöge in die erste und das Latein wieder in sein volles Recht, neben dem Griechischen, einsetzt.

Dir. Haacke:

Ich habe ganz absichtlich die Trennung gemacht und ich denke sie auch begründet zu haben. Die Aufgabe, die der lateinische Unterricht hat, ist eine wesentlich andere, als beim griechischen Unterrichte. Die Schüler sollen nicht blos Schriftsteller verstehen, sondern auch lateinisch schreiben und, wenn's sein kann, sprechen lernen. Dazu gehört grosse Sicherheit in der Handhabung der Sprachformen, so dass ich glaube, wenn wir anfangen die Resultate der Sprachvergleichung in den Elementarunterricht einzumischen, wird es noch viel schlechter werden, als es schon so ist. Jeder, der sich die Mühe nehmen will, die Programme von jungen Philologen durchzulesen (und ich habe sie mir zuweilen genommen), wird mit Schrecken wahrnehmen, wie das Geschick, lateinisch zu schreiben, mehr und mehr abnimmt. Schon vor Jahren sagte Schopenhauer, der Philosoph: Dem Himmel sei es geklagt, dass die Kenntniss der neueren Sprachen nicht in dem Masse zugenommen, wie die der alten abgenommen hat. Weil die Sicherheit in Handhabung des Lateinischen mit jedem Jahre abnimmt, deshalb habe ich verlangt, das Können nicht zu vernachlässigen. Ich glaube, mischen wir die Sprachvergleichung ein, so thun wir uns für unser Latein den grössten Schaden.

Nochmals komme ich auf den Unterschied zurück, der durch die Resultate der Sprachvergleichung für das Lateinische gegeben ist. Ich kann mich nicht davon überzeugen, dass eine erhebliche Anzahl von Resultaten von der Sprachvergleichung für das Latein erreicht wäre, wie es beim Griechischen der Fall ist. Nehmen wir z. B. Corssen's Beiträge zur lateinischen Formenlehre. Manches ist dort überzeugend, Anderes lässt der Verfasser selbst in Zweifel. Kurz die Sprachvergleichung ist in Betreff des Lateinischen noch nicht so weit, dass ihre Resultate beim ersten Unterrichte Anwendung finden könnten.

Vors. Dr. Kramer:

Wünscht noch Jemand in der Sache das Wort?

Dr. Dinter aus Grimma:

Ich muss vor allen Dingen dem widersprechen, dass der Zweck der Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache ein wesentlich verschiedener sein soll. Es ist ganz klar, dass man das Latein eben so wie das Griechische erlernt, um die lateinischen Schriftsteller zu lesen. Dass das Latein ausserdem noch seit langer Zeit Buchgelehrtensprache κατ' ἐξοχήν gewesen ist, bringt noch etwas Neues hinzu; dadurch wird der Zweck nicht wesentlich, sondern durch etwas Unwesentliches einigermassen modificirt, d. h., man muss in Folge dessen noch darauf halten, dass Lateinisch und Griechisch gesprochen und geschrieben wird und zwar Latein mehr als das Griechische. Ich wollte blos constatiren, dass wesentlich kein Unterschied zwischen dem Zweck der Erlernung des Lateinischen und des Griechischen ist. Und von diesem falschen Grundsatze ausgehend hat der Herr Referent, der Antragsteller auch einen Unterschied zwischen der Anwendung der Sprachvergleichung auf das Lateinische und das Griechische gemacht. Aber das Lateinische muss eben so wie das Griechische mit Anwendung der Sprachvergleichung von Anfang an getrieben werden, weil der Zweck ganz derselbe ist, und der Zweck auch durch dieses Einmischen der Sprachvergleichung gar nicht wesentlich alterirt wird.

Vors. Kramer:

Ich glaube, meine Herren, wir werden dahin getrieben werden, den praktischen Gesichtspunkt vor allen Dingen ins Auge zu fassen, wie er schon vielfach hervorgehoben wurde, das zu thun was für die Förderung der festen Aneignung auf den unteren Stufen nützlich und förderlich ist. In der Sexta schon und in der Quinta die Resultate der Sprachvergleichung, soweit sie sich überhaupt empfehlen, zu berücksichtigen, das scheint mir unwesentlich zu sein, meine Herren.

Schulr. Gravenhorst:

Ich würde sagen, dass ganz dasselbe von der lateinischen Sprache gilt, wie von der griechischen; nur mit der nöthigen Unterscheidung, welche in der praktischen Anwendbarkeit gegeben ist.

Vors. Kramer:

Das ist ja schon hervorgehoben.

Schulr. Gravenhorst:

Ich möchte mir noch ein kleines Wort erlauben über das, was der Herr Referent berichtet hat, über die Abnahme der Fertigkeit im Gebrauch der lateinischen Sprache. Dieselbe kann natürlich nicht geleugnet werden. Der Grund davon ist aber ganz entschieden darin zu suchen, dass das Reich der Ideen und das Interesse für die in der Alterthumswissenschaft herrschenden Ideen bei weitem prävalirt hat. Die Bemerkung ist schon gemacht

in den Zeiten, als die reale Schule im Gegensatz zu der formalen sich dadurch auszeichnete, dass sie weniger Buchlatein sprach und weniger gewandt war, und alle Lehrer, welche vorzugsweise Interesse hatten an Mythologie und den übrigen Realien, weniger Werth legten auf die schnelle Beherrschung der Sprache. Wir sind in derselben Gefahr, dass unsere jungen Philologen sich abzweigen in die beiden, die eigentlichen Philologen und die sprachvergleichenden Philologen; und es ist die Gefahr sehr gross, dass diejenigen jungen Philologen, die von einem Interesse für dieses neue Feld erglühen, zuletzt dahin kommen könnten, den Aeschylus nicht höher zu achten, als eine Sammlung von griechischen Inschriften, weil natürlich die Sprache an sich hier sich zeigt, und da tritt natürlich der Schriftsteller zurück. Das würde aber eine falsche Anwendung sein, vor welcher die Jugend zu warnen ist. Aber die Schule kann natürlich nicht annehmen, dass die Lehrer eine falsche Anwendung davon machen. Wir müssen die Sprachvergleichung heranziehen, aber so, dass wir die Hauptsache nicht aus dem Auge verlieren; und die jungen Philologen, wenn dieselben Schulmänner werden wollen, werden die Sprachvergleichung natürlich benutzen als Mittel. Wenn sie sie zugleich als Zweck nehmen, ist es natürlich, dass sie aufhören in dem Sinne Philologen zu sein, wie die Schule sie braucht.

Dir. Wentrup:

Ich möchte vorschlagen, dass wir die zweite Thesis vorläufig ganz fallen lassen. Darüber kann ja kein Zweifel herrschen, wie ich glaube, dass die Resultate der Sprachvergleichung auch für die lateinische Grammatik wissenschaftlich werden verwerthet werden, dass also eine lateinische Grammatik geschrieben werden wird, die wie schon bemerkt ist, vielleicht auch nächstens erscheint, und welche die Resultate der Sprachvergleichung verwerthen wird. Wie die Sachen jetzt liegen, sind wir noch nicht so weit. Es ist noch eine Frage der Praxis. Ich glaube im Interesse der Praxis die Sache zu vertagen, weil die Sache noch nicht spruchreif ist und das Latein für jetzt noch auszuschliessen.

Vors. Kramer:

Das Amendement „für jetzt“ ist bereits gestellt. Wenn Niemand mehr das Wort zur These nimmt, so liegt dieselbe in zwei Fassungen vor. Die eine ist: „Der Unterricht in der lateinischen Formenlehre ist für jetzt wie bisher u. s. w. zu ertheilen“. Eine andere Fassung würde sein: „Dasselbe wie in der ersten These gilt für den lateinischen Sprachunterricht“. Es wird am angemessensten sein, die zweite Fassung zuerst zur Abstimmung zu bringen. Ich wiederhole dabei noch einmal, dass es sich dabei zunächst nicht um irgend welchen weiteren Erfolg handelt. Wir wollen dadurch blos für uns zum Schluss kommen.

Ich bitte die Herren, welche der Ansicht sind, dass die zweite These in der Fassung, dass dasselbe wie in der ersten These auch für das Latein gelte, angenommen werde, die Hände in die Höhe zu heben. — Es ist die Minorität. Kann ich nun annehmen, dass (Ruf: Nein!). So bitte ich für die andere Fassung der These, nämlich: „Der Unterricht in der lateinischen Formenlehre ist für jetzt wie bisher zu ertheilen“, die Herren, die dafür sind, die Hand zu erheben. — Es sind viel mehr.

Nun würden wir zur dritten These kommen. Sie lautet: „Der Unterricht in der Homerischen Formenlehre, auf der zweiten Stufe des griechischen Unterrichtes, hat sich durchaus an die elementare Formenlehre anzulehnen, so dass die Homerischen Formen nur als Fortbildung und Umbildung der in der gewöhnlichen Sprache ausgeprägten Analogieen erkannt werden“.

„Auch ist bei Erklärung schwieriger und dunkler Homerischer Wörter in den beiden oberen Classen von den Resultaten der Sprachvergleichung Gebrauch zu machen“.

Meine Herren! Wenn ich mir eine Bemerkung erlaube, so scheint mir der zweite Theil der interessantere und wichtigere zu sein. Ich weiss nicht, ob die Herren der Ansicht sind.

Ich gestehe, in diesem Punkte sind in neuerer Zeit, wie mir vorgekommen ist, vielfach Missgriffe und Schwierigkeiten entstanden. Es sind so viele neue Erklärungen schwieriger Homerischer Wörter der sogenannten Glossen entstanden, dass die Schüler allmählich anfangen ziemlich confus zu werden. Der Eine übersetzt so, der Andere so. Es scheint eine Gefahr zu sein, die aus der sprachvergleichenden Wissenschaft in die Schule einzubrechen droht. Jedesfalls sind in der Thesis zwei Theile, der eben genannte und dann der andere „Der Unterricht in der Homerischen Formenlehre hat sich anzuschliessen als eine Erweiterung an die elementaren, früher gelernten Formen“.

Dir. Haacke:

Ich habe nicht ohne Grund das betont, dass der Unterricht in der Homerischen Formenlehre angelehnt werden soll an die an der Hand der Sprachvergleichung zu gebende elementare Formenlehre. Ich habe es gethan mit Rücksicht auf das Buch von Ahrens: „Die Homerische Formenlehre“. Es ist an sich ein ausgezeichnetes Buch. Wenn aber Ahrens die Homerische Sprache als Ausgangspunkt annimmt und die attische als Abweichung folgen lässt, bin ich umgekehrt der Meinung, dass die durchgreifende Analogie, die die gewöhnliche Sprache zeigt, als Ausgangspunkt zu nehmen ist und darauf die mannigfaltigen Bildungen der Homerischen Sprache zurückgeführt werden müssen, nicht umgekehrt. Was die dunklen Homerischen Wörter anbetrifft, so ist die Dunkelheit nicht von heute, sondern die Alten waren vielen Wörtern gegenüber eben so unklar und zweifelhaft, wie wir noch heute sind. Die Sprachvergleichung hat hier nicht allzuviel geleistet, wie sich jeder überzeugen kann, der bei einiger etymologischer Kenntniss sich an die Sache macht. Aber verschlechtert ist die Sache durch die Sprachvergleichung nicht: vielmehr ist Manches in überzeugender Weise aufgeklärt worden, wie ich wenigstens annehme.

Vors. Kramer:

Jedesfalls sind die zwei Theile zu trennen.

Dr. Lattmann:

Ich wollte auch nur eine factische Bemerkung machen. Die frühere Weise der Behandlung der Grammatik war die, dass der attische Dialekt allein vorherrschte und in einer besonderen Stufe der Homerische Dialekt sich daran anschloss. Denselben Gang hat auch Curtius beibehalten. Ahrens kehrt die Sache um, fängt mit dem Homerischen Dialekt an und es soll sich später der attische daran anschliessen, wobei er jedesfalls die historische Entwickelung zur massgebenden Grundlage hätte nehmen sollen. Dagegen haben Müller und ich versucht, in unserer Grammatik beides zu vereinigen. Nach unserer Weise wird der attische und Homerische Dialekt zugleich gelernt. Es ergibt sich in den meisten Fällen daraus, dass die Entwickelung der Formen Beides zeigt, z. B. bei der zweiten Person Singularis *λύῃ*. Wenn der Schüler darauf eingeübt ist, sich zu vergegenwärtigen, dass sie entstanden ist aus *λύεαι*, so hat er Beides. Aus diesem Grunde haben wir im Unterrichtsgange in Tertia Beides. Wir lesen Xenophon und Homer nebeneinander, lesen zwei Stunden Xenophon und zwei Stunden Homer, so dass sich in dieser Beziehung unsere Auffassung der Sache von der geläufigen sehr wesentlich unterscheidet.

Dr. Müller (aus Hameln):

Ich wollte mir zu bemerken erlauben, dass in Hannover seit einer geraumen Reihe von Jahren nach dem Ahrens'schen Elementarbuch mit dem Homerischen Dialekt der Unterricht in Unter-Tertia begonnen wird und daraus sehr gute Erfolge erzielt sind.

Director Dietsch:

Ich möchte mir erlauben vorzuschlagen, dass wir hier aus dieser Thesis weglassen, was mir weniger wesentlich scheint, und die Wissenschaft ihren Forschern überlassen. Es scheint mir besonders wichtig, dass wir einen Ausspruch der Erfahrungen der praktischen Schulmänner erfahren darüber, welches denn der Weg sei, der einzuschlagen ist. Soll man mit dem attischen Dialekte beginnen und daran die Homerische Formenlehre sich anschliessen lassen, wie der geehrte Herr Referent beantragt, oder sollen wir den zuerst von Thiersch vorgeschlagenen und dann noch einmal, so viel ich weiss, in der Schule in Hannover ausgeführten Ahrens'schen Weg gehen. Ich bin überzeugt, dass Ahrens in Hannover treffliche Resultate erzielt hat, allein ich bin noch nicht überzeugt, dass ich dasselbe könnte, und bin auch noch nicht überzeugt, dass es im allgemeinen in die Schulen eingeführt zu werden räthlich sei. Ich möchte deshalb, dass wir uns darauf beschränken in dieser Thesis, dass die Homerische Formenlehre an die attische Formenlehre sich anzuschliessen hat, und nach dem, was die Sprachvergleichung für die attische Formenlehre gewonnen hat, sich auch natürlicher Weise die Homerische richten muss.

Vors. Kramer:

Das ist allerdings wohl richtig. Es ist nur eine kürzere Fassung des ersten Theiles der These. Meine Herren! Der Herr Dr. Lattmann hat uns vorgetragen, wie beide Rücksichten sich gewissermassen vereinigen lassen und wie der Versuch dazu von ihm gemacht worden ist Ich habe in Bezug auf die Möglichkeit der Ausführung keine Erfahrung — und bei diesen Dingen ist ja die Erfahrung eine höchst wichtige Sache — so dass ich mir darüber kein entscheidendes Urtheil erlauben möchte. Aber ich leugne nicht, dass dieses doppelte Gesicht, so zu sagen, von Anfang an nach der attischen und Homerischen Seite hin mir bedenklich erscheint. Ich glaube, vor allen Dingen müssen die Schüler von vorn herein in die Sprache in einer Fassung klar und fest eingeführt werden. Danach stellt sich meiner Ansicht nach die Frage so: Sollen wir ausgehen von dem Homerischen oder von dem attischen Dialekt? Das ist jedenfalls die wesentlichste Frage.

Dir. Dietsch:

Ich glaube wir sind in vollständigem Einverständniss, weil ich es als zum grossen Theil anerkannt ansehe, dass der attische Dialekt, als der einfachste, als der Ausgangspunkt vorangenommen werde, und erst dann die Einführung in den Homerischen Dialekt erfolgen soll.

Vors. Kramer:

Wünscht jemand noch in dieser Sache das Wort?

Dir. Wentrup:

Ich möchte wünschen, dass die Fassung der These eine andere würde. Ich nehme Anstoss an dem Ausdruck: „Fortentwickelung". Es scheint mir nicht zutreffend zu sein. Vielleicht wie Herr Director Dietsch vorgeschlagen, die Fassung so zu stellen: „Der Ausgangspunkt ist die attische Formenlehre, und an diese hat sich die Homerische anzuschliessen".

Dir. Haacke:

Ich weiss nicht, ob ich den Ausdruck „Fortentwickelung“ gebraucht habe. Jenenfalls habe ich ihn nicht so verstanden, als ob es sich um eine Fortentwickelung in der Zeit handelte, sondern es soll heissen, dass die abweichenden Erscheinungen sich auf die gewöhnlichen Analogieen zurückführen lassen, die vielfach durch gewisse lautliche Vorgänge unkenntlich geworden sind. Es vertragen sich eben manche Laute nicht untereinander und kommen nun dergleichen zusammen, so entstehen allerhand Veränderungen, die der Sache ein anderes Aussehen geben.

Vors. Kramer:

Der Ausdruck ist aber sehr missverständlich und deshalb ist er besser zu vermeiden.

Dr. Haacke aus Burg:

Ich glaube, wir haben durch Annahme der ersten These uns eigentlich schon die Hände für die dritte gebunden, insofern nämlich dadurch, dass die Sprachvergleichung zu Grunde gelegt werden soll beim Unterricht, und auch mit eingeübt werden sollen die Resultate der Sprachvergleichung, nothwendig herbeigeführt wird, dass die Homerische und attische Formenlehre nach Müller-Lattmann's Art gleichzeitig gelernt werden. Wenn wir z. B. den Genetiv der zweiten Declination auf *oo* lernen lassen (wobei zugleich der Genetiv auf *ου* miteingeübt werden soll), so entwickelt sich daraus für das Attische *ου*, für das Homerische *οιο*. Es wird also Beides zugleich gelernt. Ferner wenn wir für die Conjugation von *εἰμί* die zweite Person *ἐσσί* als das Ursprüngliche haben, so haben wir für das attische *εἶ* noch besonders zu lernen, haben aber das Homerische schon mitgelernt; und ich sehe nicht ein, wie wir da es anders machen können, als dass wir Homerische und attische Formenlehre zugleich treiben.

Vors. Kramer:

Ich glaube doch nicht, um bei dem Beispiel stehen zu bleiben, dass wenn der Genetiv *ου* gelernt wird, man nöthig hat noch *οιο* zu nehmen; und ich würde es bedauern, wenn späterhin (und das ist die Fortentwickelung, wie der Herr Referent Haacke meint), darauf hinzuweisen sein würde: Ihr habt den Genetiv oo gelernt, das ist im Homer *οιο* und im Attischen *ου*, das ist die Fortentwickelung. Dass aber gleich von Anfang zwei Formen gelernt werden, das scheint mir ein Beweis zu sein von dem, was ich vorher sagte, es sei nicht gut, wenn die Schüler gleichsam ein doppeltes Gesicht gleich von Anfang haben.

Dir. Haacke:

Was die Form oo betrifft, so ist sie gar keine überlieferte, sondern eine lediglich theoretisch vorausgesetzte und erst neuerdings zur Aufnahme in den Homerischen Text empfohlen.

Dir. Lothholz:

Ich wollte mir nur, meine Herren Collegen! erlauben, Sie hinzuweisen auf die ganz ausgezeichneten Verhandlungen der Directoren-Versammlung vom Jahre 1865 in Königsberg. In diesen Verhandlungen ist die Frage, über die wir jetzt hier disputiren, nach allen Seiten hin wesentlich entwickelt, und diejenigen, die sich besonders für diese Dinge interessiren, finden einen sehr reichen Stoff. Ebenso in der Directoren-Conferenz der Provinz Pommern, auf die ich Sie auch verweisen möchte. Auch hier ist diese Frage erörtert, sodass, wenn man sich mit dem hier vorliegenden Material vertraut gemacht hat, man über die Frage wesentlich aufgeklärt wäre. Auf diese beiden Verhandlungen wollte ich mir Ihre Aufmerksamkeit zu lenken erlauben.

Dir. Wentrup:

Ich wollte eine Bitte anschliessen. Es liegt gewiss im Interesse meiner Herren Collegen, dass diese Protocoll-Verhandlungen so weit wie möglich verbreitet werden. Bis jetzt aber ist es nicht möglich, dass den einzelnen Lehrern die Musse gestattet wird, auch nur einen flüchtigen Einblick davon zu gewinnen, sodass die Verhandlungen für die grösste Mehrzahl derselben ganz verloren gehen.

Vors. Kramer:

Es ist vortrefflich, auf diese Verhandlungen hinzuweisen, aber dieselben sind nicht immer zugänglich. Wenn sie auch acht Tage circuliren, so ist diese Zeit doch zu kurz. Der Director, der sie empfängt, hat auch nicht immer Zeit, sich gleich hinzusetzen und das ziemlich starke Volumen durchzulesen. Es ist auch nicht blos ein einziger Gegenstand darin behandelt, sondern mehrere, und um eine Frucht daraus zu haben, muss man sich bedenken, muss überlegen können. Und nun um im Lehrer-Collegium zu circuliren, was sind da acht Tage!

Dir. Wentrup:

Ich muss bemerken, Herr Präsident, dass ich mir die Verhandlungen nochmals habe schicken lassen und sie Wochen lang gehabt habe und dafür gesorgt, dass jeder von den einzelnen Lehrern sie erhielt und mit mir darüber discutirte.

Geh. Ober-Reg.-Rath Wiese:

Ich wollte mir zu bemerken erlauben, dass dies Desiderium seine Erledigung finden wird. Es ist allerdings in diesen Verhandlungen der Directoren-Conferenzen sehr viel enthalten, was für die Schulmänner der betreffenden Provinz nicht blos ein grosses Interesse hat, sondern auch für die Allgemeinheit. So bin ich einverstanden mit dem Hrn. Lothholz, dass die Verhandlungen in Königsberg von 1865 und auch die diesjährigen in Stettin diese Frage sehr eingehend und belehrend behandeln. Es wird dafür Sorge getragen werden, dass dieselben künftig in viel grösserer Zahl vertheilt werden oder in einer andern Weise publicirt werden, so dass sie nicht blos der einzelnen Provinz oder einem kleineren Kreise zugänglich sind, sondern der Allgemeinheit. Aber ich sehe nicht ein, welches Interesse es für unsere Verhandlungen hat, was dort in Königsberg und hier in Stettin gesprochen ist, das können wir uns nicht ohne weiteres aneignen. Es handelt sich um allgemeine Grundsätze, und über die sollen wir uns verständigen.

Vors. Kramer:

Meine Herren! *hora ruit.* Es wird also nöthig sein, dass wir zur Abstimmung schreiten. Es kommt darauf an, über die dritte Thesis in der Fassung, wie sie der Herr Director Dietsch aufgestellt hat, abzustimmen: „Der Unterricht in der Homerischen Formenlehre hat sich durchaus an die elementare attische Formenlehre anzuschliessen und alles, was dort durch Aufnahme der Resultate der Sprachvergleichung gewonnen, ist in analoger Weise auch hier zu verwenden und zu verwerthen". Diejenigen Herren, die für diese Fassung sind, bitte ich die Hand zu erheben. Es ist die Majorität.

Ich erlaube mir noch für die morgende Tagesordnung eine kurze Bemerkung. Es war gestern beschlossen, heute den eben behandelten Gegenstand anstatt der Verhandlungen über die Orthographie, die eigentlich für heute ins Auge gefasst waren, vorzunehmen. Es ist diese Sache nicht ohne einige Mühe auch mit der germanistischen Section in Ordnung gebracht und diese Verhandlung auf die morgende Sitzung verschoben. Es bleiben uns allerdings noch

zwei der von Hrn. Dir. Haacke aufgestellten Thesen übrig, und namentlich die fünfte würde wohl noch weiter zu erörtern sein. Aber ich glaube um des erwähnten Verhältnisses zur germanistischen Section willen ist es nöthig, dass wir mit der orthographischen Frage morgen anfangen. So habe ich es mit den Herrn Germanisten besprochen. Ich habe hier eine Anzahl Exemplare der von Herrn Professor Zacher aufgestellten „Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Rechtschreibung" hingelegt, von denen Jeder zur Kenntnissnahme nach Belieben nehmen kann.

Dritte Sitzung, Donnerstag den 3. October.

Vorsitzender Kramer:

Meine verehrten Herren! Ehe wir zur Tagesordnung übergehen, möchte ich mir nur einige kurze Bemerkungen erlauben. Ich habe hier eine neu erschienene Karte von Palästina, photolithographisch dargestellt von C. Raaz, auf die Bitte der Verleger ausgehängt. Es interessirt wohl den Einen oder Andern von Ihnen, sie näher anzusehen. Es sind mir zu gleicher Zeit eine Anzahl darauf bezüglicher Programme, worin das Nähere darüber, namentlich auch der Preis, angegeben ist, überlassen; die liegen hier zur beliebigen Benutzung. Ausserdem hat der Herr Kunsthändler Eichler aus Berlin, wie Sie vor Augen sehen, einige bekannte Statuen, namentlich die beiden Halle'schen von A. H. Francke und Händel, in verkleinertem Massstabe ausgestellt, was ja auch den Einen oder den Andern von Ihnen interessiren könnte. Dieselben sind käuflich bei ihm in Berlin zu haben.

Das wollte ich nur vorausschicken. Wir gehen nun zu der für heute bestimmten Tagesordnung, der Verhandlung über die Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Rechtschreibung über und der Herr Professor Zacher wird die Güte haben, darüber das Referat zu übernehmen.

Prof. Zacher:

Zunächst möchte ich fragen, ob der Herr Dr. Bocksberger anwesend ist (Ruf: Hr. Dr. Bocksberger!). Oder Hr. Dr. Lucä (Ruf: Nein!). Dann würde ich bitten, dass einer der Herren Schriftführer die Güte habe, für die germanistische Section das Protocoll zu übernehmen.

Dr. Weicker:

Ich werde es ausarbeiten, so gut es geht, und es Ihnen zukommen lassen.

Prof. Zacher[1]):

Meine hochverehrten Herren! So ehrenvoll für mich die Aufforderung gewesen ist, diese Thesen in Gemeinschaft mit der pädagogischen Section zur Verhandlung zu bringen, so unerwartet und so schwer kam mir diese Aufgabe. Hätte ich die Thesen lediglich zur Ver-

---

[1]) Um den Leser nicht unnützer Weise mit allen Mängeln der Form zu behelligen, welche der nachsichtige Hörer dieses extemporierten Vortrages dem Drange des Augenblickes zu Gute halten durfte, habe ich mir eine den Inhalt unberührt lassende, lediglich formal nachbessernde Revision der stenographischen Niederschrift erlaubt. — Die Thesen sammt der Consonantentabelle, welche dem Vortrage zur Grundlage gedient haben, sind ihm hier als Beilage angefügt. J. Zacher.

handlung gebracht in der germanistischen Section, so dürfte ich ein bestimmtes Mass von technischen und Fachkenntnissen voraussetzen, auch in Beziehung auf die allerneuste dahin gehörige Literatur, wodurch manches eine wesentlich andere Gestalt gewonnen hat. In dieser Versammlung dagegen kann ich nicht wissen, wie weit die einzelnen Herren sich auf derlei Gegenstände überhaupt eingelassen haben und wie weit die verschiedenen, in Betracht kommenden Einzelheiten Ihnen bekannt und geläufig sein mögen, so dass ich also in dieser Beziehung einen unsicheren Boden unter den Füssen habe. Zweitens bin ich durchaus nicht in der Lage gewesen, mich irgendwie darauf vorzubereiten, am allerwenigsten schriftlich, so dass ich völlig extemporiren muss; und ich bitte daher um Ihre Nachsicht, wenn nicht alles in einer strengen Ordnung kommt, sondern manches ziemlich desultorisch erscheinen mag.

Wenn wir uns nun zum Gegenstand selbst wenden, so werden, glaube ich, einige vorauszuschickende Bemerkungen wohl am Platze sein. Was das deutsche Schreiben überhaupt angeht, so ist es erst in Uebung gekommen seit der Einführung des Christenthums, denn vorher hatte man nicht erhebliche Veranlassungen zum Schreiben. Eine Schrift freilich besass man allerdings schon früher: die Runen. Sie sind zum Schriftgebrauche vollkommen anwendbar, und sind auch nach meiner vollen Ueberzeugung bereits vor Tacitus zum wirklichen Schreiben verwendet worden, wenn gleich allerdings nur in sehr beschränktem Masse. Wo die Runenschrift herstammt und wann sie zu den Deutschen gekommen ist, auf diese Frage gibt es mehr als éine Antwort; aber wirklich gelöst ist sie noch nicht. So viel aber ist wenigstens klar, dass das Runenalphabet in mehreren Zeichen genau übereinstimmt mit dem unteritalischen, den griechischen und weiterhin mit den phönicischen, ja selbst mit den iberischen, so dass éin Grundalphabet durch ganz Europa gewandert sein muss, in einer Zeit, deren Beginn wir nicht kennen. Mit dem Christenthum also stellt sich in Deutschland das Bedürfniss des Schreibens und folglich auch das Bedürfniss eines für umfänglicheren und häufigeren Schriftgebrauch geeigneten Alphabetes ein. Die griechische Kirche verlangte von keinem der bekehrten Völker, dass es seine nationale Sprache und Schrift aufgebe. Daher schuf sich Ulfilas ein eigenes Alphabet aus einheimischen Runen und aus griechischen Buchstaben, und auch der Einfluss lateinischer Schrift ist dabei bemerkbar. Die katholische Kirche dagegen verlangte, dass bei den von Rom aus bekehrten Völkern die lateinische Sprache Kirchensprache würde, und führte gleichzeitig auch ihr lateinisches Alphabet bei ihnen ein. Und so ist es gekommen, dass das lateinische Alphabet zu den Germanen übergegangen ist. Das war aber von vorn herein ein Uebelstand; denn das lateinische Alphabet war ja nicht einmal geschaffen für die lateinische Sprache, sondern erst übertragen worden aus dem phönicischen; und noch weniger war es geschaffen für die deutsche. Man musste also mit den entlehnten Zeichen für die vorhandenen Laute zurechtzukommen suchen, wie es eben gehen wollte. Die Angelsachsen haben sich, wie Sie wissen, die meiste Selbständigkeit bewahrt im gottesdienstlichen Gebrauche, und so haben sie auch einige ihrer alten Zeichen aus dem einheimischen Runenalphabete in ihr neues lateinisches Alphabet aufgenommen, weil diese denjenigen Lauten entsprachen, für welche das lateinische Alphabet durchaus keine Zeichen darbot. In Deutschland half man sich so gut als man eben konnte. Die erste gründliche Schreibschule hat Hrabanus Maurus im Kloster Fulda eingerichtet. Dieser liess so peinlich genau schreiben, dass er in der damaligen lebenden Sprache sogar die Accente anwenden liess, wie im Griechischen. Das kommt uns heute für die Sprachforschung sehr zu statten, damals aber war es freilich eine schreckliche Pedanterie. Die Schreiber, die ihre Bildung von Fulda aus erhalten hatten,

schrieben im wesentlichen sehr correct. Andere Schreiber dagegen entfernten sich von dieser Genauigkeit bis zu dem Grade der vollkommenen Unfertigkeit. So z. B. der Schreiber des Leiches auf den heiligen Georg, der nicht viel besser geschrieben hat als etwa ein Kind der untersten Elementarklasse, welches nicht selten über die richtige Wahl und Folge der Zeichen für die einzelnen Laute eines Wortes in Zweifel und Verwirrung geräth. Im allgemeinen jedoch suchte man in althochdeutscher Zeit die Laute durch die Zeichen genau wiederzugeben; und ebenso verfuhr man noch in der guten mittelhochdeutschen Zeit. Aber gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts begann eine völlige Umwandlung der Literatur, welche zusammenhängt mit der Wandlung in den damaligen wirthschaftlichen Verhältnissen. Wie das zugegangen ist, darauf können wir uns hier des Näheren nicht einlassen. Die Literatur steigt nun hinab in die bürgerlichen, und selbst in die untersten Kreise; und damit hängt dann ferner zusammen die Verwilderung der Sprache und gleichzeitig auch die Verwilderung der Schrift, und diese wird im 15. und 16. Jahrhundert so gross, dass Alles aus Rand und Band geht. Sehen Sie die ersten Wittenbergischen Drucke Lutherischer Schriften an, so finden Sie darin ein grosses Schwanken in Beziehung auf Vocale, und in Beziehung auf Consonanten einen unglaublichen Ueberfluss. Luther besass aber ein ausserordentliches Sprachgenie, ein sehr feines Ohr und war musikalisch hochgebildet. Sein Bestreben geht nun zunächst darauf, die Schreibung durch Beseitigung des Ueberflüssigen zu vereinfachen und auch gleichmässiger zu machen. Von Jahr zu Jahr werden infolge dessen die Wittenberger Drucke Lutherischer Schriften in der Orthographie einfacher und regelmässiger, während die an anderen Orten erschienenen Nachdrucke noch lange allerlei alte Untugenden festhalten.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts baute sich durch Johann Clajus auf den Luther'schen Schriften eine deutsche Grammatik auf, und ziemlich gleichzeitig auch eine Orthographie, die ebenfalls auf den Luther'schen Schriften fusste. Aber eine durchgreifende Regelung der Orthographie war noch nicht vorhanden. Es war noch keineswegs so weit dass ganz Deutschland sich denselben orthographischen Vorschriften vollständig gefügt hätte. Die erste durchgreifende Regelung der Orthographie fällt in das Jahr — ich weiss es nicht ganz sicher aus dem Kopfe anzugeben, es wird aber wol 1645 sein — und geht aus von der fruchtbringenden Gesellschaft. Die fruchtbringende Gesellschaft war gestiftet nach dem Muster der Accademia della Crusca, einer italienischen Gesellschaft, deren Aufgabe war, die italienische Sprache nach der toskanischen Mundart ganz rein zu erhalten. Durch die Bestrebungen ihres Stifters, des Fürsten Ludwig von Anhalt, veranlasst, bethätigte sich die fruchtbringende Gesellschaft auch an der Regelung der deutschen Grammatik; und sie that das namentlich durch zwei Grammatiker von Fach, durch den gelehrten Schottel und durch den mehr für das Bedürfniss der Schule und des grösseren Publikums schreibenden Hallischen Rector Gueinzius. Dieser Gueinzius verfasste auch eine Anweisung zur Orthographie, und durch das grosse Ansehen der fruchtbringenden Gesellschaft wurden seine orthographischen Regeln von allen damaligen angesehenen Schriftstellern sofort angenommen, worüber wir u. A. ein ausdrückliches Zeugniss von Gryphius besitzen. In der Vorrede zu einem seiner Trauerspiele sagt Gryphius: Der Leser möge ihn entschuldigen, er habe sich sehr gemüht, genau nach der Anweisung der fruchtbringenden Gesellschaft zu schreiben, aber der Setzer habe ihm das immer wieder verpfuscht. Die von der fruchtbringenden Gesellschaft begründete und befestigte Schreibweise vererbte sich ins 18. Jahrhundert, wo Gottsched, Adelung und Andere sich wiederum der Orthographie annahmen. Aber auch sie blieben im wesentlichen stehen

bei der Regelung, die Gueinzius schon gegeben hatte, und änderten nur Einzelheiten. Denn irgend etwas Selbständiges, etwas Wissenschaftliches neu aufzustellen, dazu waren sie gänzlich ausser Stande, schon deshalb, weil damals noch die Meinung ging, der Grammaticus sei der Gebieter der Sprache und habe das Recht sie zu meistern und zu verbessern. Deshalb wurden z. B. die Verben eingetheilt, nicht etwa, wie heutiges Tages, in starke und schwache, was man ja damals auch noch nicht hätte verlangen können, aber auch nicht in reguläre und irreguläre, sondern in richtige und unrichtige. Und die vermeinten unrichtigen (diejenigen, welche wir jetzt die starken nennen) sollten sich natürlich nach der Forderung jener Grammatiker in richtige umgestalten; und sie haben das theilweise auch wirklich gethan, indem starke Formen, wie buk, gerochen u. dgl. durch schwache Formen, wie backte, gerächt u. dgl. verdrängt worden sind. In ähnlicher Weise meinte man auch die Orthographie „richtig" zu machen, während man sie doch meistens nur durch Aufstellung willkürlicher und grundloser Regeln etwas mehr uniformirte. Diese Adelung'schen und Gottsched-schen Regeln gehen dann über ins 19. Jahrhundert. Heyse feilt sie nur etwas weiter aus, lässt aber im wesentlichen den alten Grundbestand unverändert; und die Heyse'schen Regeln endlich sind es, welche sich gegenwärtig noch des grössten Ansehens und der allgemeinsten Geltung erfreuen. Die vermeinte rationelle Grundlage unserer noch jetzt geltenden orthographischen Regeln stammt also aus dem 17. Jahrhunderte, aus einer Zeit, wo man zwar den besten Willen zur Lösung einer solchen Aufgabe hatte, wo aber die zu einer wirklichen Regelung der Orthographie erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse vollkommen gebrachen.

Dass die gegenwärtige deutsche Orthographie sehr im Argen liegt, ist eine alte Klage, und es ist verschiedentlich versucht worden dem Uebel abzuhelfen. Es giebt darüber eine ganze Fluth von Literatur, eine Unmasse von Broschüren und einzelner in verschiedenen Zeitschriften verstreuter Aufsätze. Ich habe mir einige der wichtigsten, welche so ziemlich die ganze Streitfrage charakterisiren, in einem mässigen Bande zusammenbinden lassen, und will Ihnen die Titel derselben mittheilen.

Zuerst eine der ältesten unter diesen Schriften, die Abhandlung von Karl Weinhold „über deutsche Rechtschreibung", Wien 1852. Diese Abhandlung verlangt überwiegend eine etymologische Reform, und knüpft die neuhochdeutsche Orthographie unmittelbar an die mittelhochdeutsche. Dies sind ihre beiden charakteristischen Eigenschaften. Sie ist aber das Werk eines gediegenen und feinen Kenners, der aus den Quellen geschöpft hat.

Dazu kommt zweitens: „Rudolph v. Raumer, Ueber deutsche Rechtschreibung. Wien 1855", nebst einem Nachtrage, Wien 1857. Beide, wie auch die Weinholdsche Schrift, besonders abgedruckt aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. — Rudolph v. Raumer verlangt überwiegend phonetische Reform, und hat namentlich das Verdienst, gute geschichtliche Untersuchungen gemacht zu haben, indem er zeigt, dass die neuhochdeutsche Sprache sich keineswegs unmittelbar an das Mittelhochdeutsche anlehnt, sondern hervorgegangen ist aus einem Compromisse, aus dem Compromisse derjenigen deutschen Mundarten, die sich durch das mittlere Deutschland ziehen von Ostpreussen (über Mohrungen, wo hochdeutsch gesprochen wird) durch Schlesien, Thüringen, bis in die Gegend, wo der Main in den Rhein fliesst. Die Mundarten in Schlesien, Thüringen, Sachsen, Hessen, die sogenannten mitteldeutschen, sind in ihrem Bau hochdeutsch, tragen aber niederdeutsche Elemente in sich. — Das zweite Element welches in diesem Compromisse mitgewirkt hat, wie sich nach Raumers Forschungen

klar herausstellt, ist der Einfluss der Kanzleien, und zwar zu allererst der kaiserlichen Kanzlei in Böhmen, dann weiter der österreichischen Kanzlei, der Nürnberger u. s. f., sodass Luther mit vollem Rechte sagen konnte, er schreibe nach der Weise der Kanzleien, das will sagen, er habe die heimische mitteldeutsche Mundart, in der er geboren und aufgewachsen war, gesucht zu veredeln nach dem Stile der Kanzleien. Aber die wesentlichste Veredlung hat er freilich selbst mit seinem feinen Sprachgenie hinzugethan.

Diese beiden Schriften repräsentiren zwei entgegengesetze Principien: das etymologische Princip, vertreten durch Weinhold, und das phonetische, vertreten durch Raumer. Beide Gelehrte sind gute Forscher, die aus erster Hand schöpfen. Es ist ferner noch besonders zu bemerken, dass Raumer auch ausserdem noch sehr gute phonetische Untersuchungen gemacht hat.

Da diese beiden Ansichten nun so entschieden auseinandergehen, haben sich Andere bewogen gefunden, eine Vermittlung zu versuchen, und als ein beachtenswerther Versuch dieser Art ist hervorzuheben die Schrift von Ludwig Ruprecht: „Die deutsche Rechtschreibung vom Standpunkte der historischen Grammatik.“ Zweite Auflage. Göttingen 1857. Was Ruprecht hier bietet, kann man im ganzen unterschreiben. Er hat nur den Nachtheil, dass er meist aus zweiter und dritter Hand, nicht als Forscher unmittelbar aus erster Quelle schöpft. Und deshalb ist seine Begründung, auch dessen was er ganz richtig aufstellt, nicht selten mangelhaft. — Endlich hat die hannöversche Regierung sich bewogen gefunden, ein Büchlein herauszugeben unter dem Titel: „Regeln und Wörterverzeichniss für die deutsche Rechtschreibung. Gedruckt auf Veranstaltung des königlichen Oberschulcollegiums zu Hannover. Clausthal 1855.“ Dieses Büchlein ist ausgearbeitet durch eine Commission. Das Meiste und Beste darin fällt aber unzweifelhaft auf Rechnung des Directors Hoffmann in Lüneburg. Director Hoffmann ist ein Mann, der die Sache aus dem Grunde versteht, und man erkennt seinen Einfluss auf jeder Seite. Das Buch enthält auf Seite 18 und 19 ein so merkwürdiges Curiosum, dass wir einen Augenblick dabei verweilen müssen. Die Commission hat sich nämlich nicht einigen können über diejenige Regel, welche bisher auch unter Fachleuten noch den meisten Hader verursacht: Wo soll man nämlich schreiben ss, sz und s? Die Sache ist in den Grund hinein verpfuscht durch die üblich gewordene Heyse'sche Regel, und wer nicht genau und sicher weiss, auf was alles es hierbei ankommt, der kann sich aus diesem Wirrsal gar nicht mehr herausfinden. Es ist nun in dem hannöverschen officiellen Büchlein auf Seite 19 die willkürliche Heyse'sche Regel gegeben, und gegenüber auf Seite 18 steht die eigentlich sprachlich richtige, nach welcher wahrscheinlich wohl Hoffmann die Schreibung gestaltet haben will; und obgleich das Buch nun dienen soll als Norm für die Schulen, ist den Lehrern anheimgegeben, ob sie wollen nach Seite 18 oder nach Seite 19 schreiben lassen. Das ist insofern sehr vernünftig, als das Ober-Schulcollegium in einer „Vorbemerkung“ auf Seite 17 deutlich genug ausspricht, es sei nicht gewillt sich einzumengen und über eine rein wissenschaftliche Controverse reglementirend abzusprechen, sondern wolle es der Wissenschaft und der Schule überlassen diese Dinge zum Austrage zu bringen. Den bis Seite 21 reichenden Regeln ist ein Verzeichniss derjenigen Wörter angehängt, deren Schreibung einige Schwierigkeit machen könnte. Dieses Büchlein ist vielleicht das beste von allen, die als praktische Leitfaden erschienen sind. Hiermit haben Sie eigentlich beinahe schon Alles, was an berechtigten Ansichten und wesentlichen Belehrungen vorhanden ist, und können fast alle übrigen Broschüren und Abhandlungen ohne wesentlichen Nachtheil ungelesen lassen. Manche derselben sind so beschaffen, dass sie

allerlei brauchbare Einzelheiten darbieten, aber manche andere gehen weit über die Grenze alles Erlaubten hinaus. Ein grosser Theil nimmt eine Art von Mittelstellung ein mit verschiedenen Modificationen; aber manche gehen theils nach rechts, theils nach links bis zu den äussersten, weder wissenschaftlich noch praktisch zu rechtfertigenden Ungeheuerlichkeiten.

Wir hätten also bereits kennen gelernt: erstens das etymologische Princip, nach welchem sich die Orthographie ausschliesslich oder doch überwiegend richten solle, zweitens das phonetische, mit derselben Forderung, und drittens eine Vermittlung, welche an der herkömmlichen Schreibweise so viel als möglich festhalten will. Ausserdem sind aber einige Leute noch dadurch in schwere Sorgen gestürzt worden, dass sie sich an die Schreibung Jacob Grimms halten wollten. Das ist ihnen leider nicht gelungen und konnte ihnen auch gar nicht gelingen. Denn für alle diese technischen Dinge, für alle diejenigen, die nach einer strengen Methode und mit einer gewissen Pedanterie gemacht werden müssen, dafür hatte Jacob Grimm von Hause aus keinen Sinn. Darum schrieb er auch in seinen verschiedenen Büchern zu verschiedenen Zeiten verschieden. Wer sich also hierin an ihn halten will, der ist verloren. Nun ist es aber doch höchst wünschenswerth, dass in der deutschen Orthographie endlich einmal Ordnung geschafft werde, und zwar sowohl im allgemeinen Interesse, als auch in dem besonderen der Schulen. Für die Gymnasien kann man hierin ein ziemlich weitläufiges Gewissen haben. In den unteren Klassen lasse man passiren, was nicht überhaupt falsch ist, halte aber darauf, dass nicht wirklich Falsches durchgehe. In den oberen Klassen stellt sich das volle Verständniss der Orthographie von selber ein, falls am Gymnasium Lehrer wirken, die eine tüchtige wissenschaftliche Kenntniss der deutschen Sprache besitzen. Gebricht aber den Lehrern eine solche Kenntniss, dann nützen dem Gymnasium auch die besten orthographischen Regeln nicht viel, weil sie kein wissenschaftliches Leben gewinnen und wecken können. Auf den Realschulen und namentlich in den Bürgerschulen steht die Sache etwas anders. Diese Anstalten müssen eine feste, eine consequente Orthographie haben. Zumal den Schülern der Bürgerschule muss man durchaus das fertige Resultat in die Hand geben. Denn das wissenschaftliche Verständniss der Orthographie lässt sich mit den Mitteln der Bürgerschule durchaus nicht, mit denen der Realschule kaum erreichen.

Die orthographische Frage ist in Versammlungen von Elementar- und Real-Lehrern wiederholt, aber ohne durchgreifenden Erfolg verhandelt worden. Die Germanisten von Fach haben sich bis jetzt nur schriftlich über sie ausgesprochen und sind deshalb auch noch nicht zu principieller Einigung und endgiltigem Ergebnisse gediehen. Gleichwohl liegt die Sache gegenwärtig so, dass es möglich erscheint, unter Männern von Fach eine genügende Einigung herbeizuführen. Und dies ist der Grund, weshalb ich mich noch in der letzten Stunde, hart vor dem Beginn der Philologenversammlung entschlossen habe, Thatsachen und Thesen aufzustellen, welche nach meinem Dafürhalten alles für eine endgiltige Regelung unserer Orthographie principiell nothwendige enthalten, damit die Sache durch eine Discussion versammelter Fachmänner in Fluss gebracht und einem befriedigenden Abschlusse näher geführt werden sollte. Ich habe meinen Thesen eine tabellarische Uebersicht der deutschen Consonanten nach ihrer physiologischen Eintheilung angehängt und auf diese werden wir jetzt zuvor mit einigen Worten eingehen müssen, weil dann die Thesen leichter und völliger verständlich werden. Denn wenn man nicht zuvor über diese Eintheilung ins Klare gekommen ist, so

bleibt man an verschiedenen Schwierigkeiten haften. Wenn ich dazu auch etwas weiter ausholen muss, so will ich mich doch möglichst kurz zu fassen suchen und will wünschen, dass es mir gelinge, in den Einzelheiten vollkommen verständlich zu werden. Sollte etwas unklar bleiben, so bitte ich, mich darauf aufmerksam zu machen.

Sie wissen, dass es augenblicklich eine vielfach besprochene Frage ist, ob der Mensch vom Affen abstamme oder nicht. Es hat das nicht blos für den Naturforscher, sondern auch für den Laien ein Interesse und Manchem möchte es vielleicht sogar lieb sein, wenn sichs beweisen liesse. Ob es sich beweisen lassen werde oder nicht, weiss ich nicht. Was sich aber nie wird beweisen lassen, das ist die Aufstellung, dass der menschliche Geist und der thierische Geist identisch seien. Ob der Materialismus jemals dazu kommen werde, zu beweisen, dass der Geist aus der Materie resultire, das bezweifle ich sehr stark. Denn beide sind wesenhaft verschieden und die Brücke zwischen beiden wird weder das Secirmesser, noch der Physiker, noch irgendwer sonst jemals blosslegen und nachweisen können. Nach meiner Ansicht ist der Geist das *prius*, der sich die Materie nach seiner Eigenthümlichkeit aneignet und dem sie ihre besondere Gestaltung verdankt, schon von der allerersten Entwicklungsstufe an, und durch diese bedingen sich ja alle ferneren. Wie unterscheidet sich nun aber der Geist des Menschen von dem des Thieres? Denken thun sie beide. Manche Thiere haben sogar ein ziemlich entwickeltes Denken. Aber eins legt eine unübersteigliche Kluft zwischen beide. Der Geist des Menschen denkt articulirt bis in das Allerkleinste hinein. Und ebenso bildet er sich den Ausdruck seiner Gedanken articulirt, und dieser Ausdruck ist die Sprache. Die Sprache besteht ihrerseits wieder aus zwei Theilen, aus Seele und Leib. Die Seele der Sprache ist der Gedanke, ihr Leib ist der Laut. Und wie der Gedanke articulirt ist bis in die kleinsten Kleinigkeiten, so auch der Laut. Und das ist der Unterschied der menschlichen Sprache von jeder andern. Der Leib der Sprache wird gebildet durch das Element der Luft; sie strömt aus aus den Organen in der Brusthöhle und der Weg, den die Luft von da an nimmt, der bedingt die Unterschiede zwischen den einzelnen Lauten. Wie diese nun beschaffen sind, darüber belehren uns weder die griechischen noch die römischen Grammatiker. Die Sanskrit-Grammatiker haben darüber merkwürdig viel gewusst; sie haben Dinge gewusst, die wir heutigen Tages erst mit Hilfe des Kehlspiegels erfahren haben. Woher sie ihre Kenntniss geschöpft haben, weiss ich nicht. Ihre Grammatik ist überhaupt so fein durchgearbeitet, wie kein anderes Volk seine Grammatik ausgebildet hat. Wir sind über die Bildung der Sprachlaute erst aufgeklärt worden durch die Untersuchungen von Brücke, Helmholtz, Czermak und einiger anderer Forscher. Darnach unterscheiden sich die Laute der Sprache in Vocale und Consonanten. Dass es diese zwei Lautgattungen giebt, lernten wir auch schon aus der griechischen und lateinischen Grammatik. Aber worin liegt denn der Unterschied zwischen Vocal und Consonant, und wodurch unterscheiden sich ferner die Consonanten unter sich? Wenn die Luft ausgestossen wird, passirt sie die Luftröhre. In der Luftröhre trifft sie ein Hemmniss, im Kehlkopfe. Da befinden sich die beiden Stimmbänder, mit der Eigenthümlichkeit, dass sie sich öffnen, sich verengen oder sich auch genau aneinander schliessen können. Wenn sie ganz genau schliessen, liegen sie gespannt haarscharf fest aneinander. Oberhalb der Stimmbänder kommt dann weiter die Kehle, die Mundhöhle und die Nasenhöhle. Die Tonbildung geschieht durch die Stimmbänder. Was nun über diesen liegt, müssen wir ansehen wie das Rohr, welches unterhalb der Zunge einer Clarinette liegt, oder wie das Rohr, welches die Verlängerung einer Trompete oder eines Hornes bildet.

Wenn man von unten her die Hand in die Höhlung eines Waldhornes steckt, oder an einer Flöte eine offene Klappe schliesst, so wird der in das Instrument geblasene Ton geändert. Ebenso entstehen alle Aenderungen des Sprachlautes, wenn er über die Stimmritze hinausgelangt ist, durch die verschiedenen Gestaltungen, welche das Ausgangsrohr annehmen kann. Nun sind alle unsere Sprachorgane im höchsten Grade beweglich und daraus erklärt sich die Erscheinung, dass die Menge der möglichen Sprachlaute sich gar nicht zählen lässt; es sind eben so viele Sprachlaute möglich, als Combinationen aller einzelnen Sprachorgane in ihren verschiedenen Gestaltungen und Stellungen möglich sind, das heisst unendlich viele. Unendlich viele Schriftzeichen giebt es aber nicht und daraus folgt, dass keine Schrift der Mannigfaltigkeit der Sprachlaute erschöpfend nachkommen kann. Worin liegt nun aber der Unterschied zwischen Vocalen und Consonanten? Das können Sie sich am bequemsten veranschaulichen an einer Zieh-Harmonika, deren kleine Lamellen durch die strömende Luft in Bewegung gesetzt werden. Jeder Körper, der in ganz regelmässige, sehr rasche Schwingungen versetzt wird, lässt einen musikalischen Ton erklingen. Wenn die Stimmbänder fest geschlossen sind und durch die durchströmende Luft in solche Schwingungen versetzt werden, geben also auch sie einen musikalischen Ton. Wenn die Stimmbänder dagegen halb oder ganz offen sind, können sie keinen musikalischen Ton geben, sondern dann hört man nur ein Geräusch, das Geräusch der durch den Kehlkopf und die Mundhöhle ausströmenden Luft. Dieses Geräusch ergibt den Consonanten; jener (musikalische) Ton dagegen ergibt den Vocal. Dies ist der Unterschied beider Lautarten. Also: durch vollkommenen Verschluss der Stimmritze erhalten wir den Vocal, bei halb oder ganz offener den Consonanten. Wie so nun die Vocale wiederum unter sich verschieden sind, die Vocale *u o a e i* (dies ist ihre natürliche Reihenfolge), das hängt ab von den Gestaltungen und Stellungen, welche die Sprachorgane oberhalb des Kehlkopfes an- und einnehmen. Wenn Sie sich an ein Clavier setzen, heben den Dämpfer auf und schlagen irgend einen beliebigen Ton an, so werden Sie hören, dass ausser diesem Ton noch andere Töne mitklingen, und Sie werden zugleich sehen, dass Papierschnitzel, welche auf die Saiten gelegt worden sind, auf einigen tanzen und auf anderen still liegen bleiben. Die mitklingenden Töne, welche bei dem Claviere auch jene Saiten mitklingen machen, auf denen die Papierschnitzel tanzen, nennt man die Obertöne. Jeder musikalische Ton (mit Ausnahme des durch die Schwingungen des Pendels und der Stimmgabel entstandenen) hat solche Obertöne, und so auch der durch die gespannten und geschlossenen Stimmbänder des Kehlkopfes erzeugte Sprachton. Von den zu einem und demselben Grundtone gehörenden Obertönen können nun einige verstärkt werden durch das Ausgangsrohr, durch welches sie zugleich mit dem Grundtone hindurchgehen, und die Art der Verstärkung hängt mit ab von der Gestaltung des Ausgangsrohrs und ändert sich mit dieser. Diejenige Verstärkung der Obertöne des menschlichen Sprachtones, welche durch die Gestaltung der Sprachorgane oberhalb der Stimmritze bewirkt wird, ergibt die Vocale. Also: die Verstärkung gewisser Obertöne durch eine bestimmte Organstellung ergibt ein *u*, die Verstärkung anderer durch eine andere bestimmte Organstellung ergibt ein *e*, wieder anderer durch eine dritte bestimmte Organstellung ergibt ein *i* u. s. w. Das lässt sich hier im einzelnen nicht ausführen und es ist auch nicht eben ganz leicht zu verstehen. Eine ganz genaue Ausführung und Begründung finden Sie in dem Buche von Helmholtz „die Lehre von den Tonempfindungen" (Braunschweig 1863, und seitdem in neuer Auflage erschienen). Helmholtz hat die Richtigkeit dieser Aufstellung durch Experimente bewiesen. Er ist im Stande, die Vocale

u o a und zur Noth noch *e* durch Stimmgabeln künstlich hervorzubringen; für das *i* liegen die Obertöne so hoch, dass die Stimmgabeln dazu nicht mehr ausreichen.

Nun sind die drei Grundvocale, *u* der tiefste mit den tiefsten Obertönen, *a* der mittlere und *i* der oberste, gegeben durch die drei Normalstellungen der Sprachorgane in der Mundhöhle. Die Normalstellung für das *u* gleicht einer runden Flasche mit einem kurzen Halse und gibt den tiefsten Ton, ähnlich demjenigen, welcher entsteht, wenn man eine solche Flasche wie eine Flöte anbläst. Der Eigenton eines Körpers ist derjenige, den er von selber giebt, wie z. B. ein leeres Bierglas mitklingt, wenn auf einem Claviere der Ton angeschlagen wird, der diesem Glase eigenthümlich gehört. Wenn nun der Eigenton der Mundhöhle zusammentrifft mit gewissen Obertönen eines Sprachtones, so werden diese Obertöne derart verstärkt, dass daraus die Vocale entstehen; die Organstellung der Mundhöhle bei der Aussprache des *u* verstärkt die tiefsten Obertöne. Die Organstellung der Mundhöhle bei der Aussprache des *i* zeigt die entgegengesetzte Gestalt einer lang gezogenen Flasche mit engem Halse, und endlich die Organstellung bei der Aussprache des *a* zeigt die weiteste, vollständig freie Oeffnung, durch welche die Luft sehr leicht ausströmen kann. Demnach geben die Vocale *u a i* die unverrückbaren Grenzen, zwischen denen sich alle übrigen Vocale einordnen; und so lässt sich auch historisch nachweisen, dass die drei kurzen Vocale *u a i* in der Sprache die ältesten sind, aus denen sich dann die übrigen Vocale entwickelt haben. Noch in der gothischen Sprache sind von kurzen Vocalen nur jene drei, *a i u*, vorhanden. Somit können wir von den Vocalen nun wohl absehen und wollen nur noch bemerken, dass im Hochdeutschen die Vocale rein gehalten werden, und zwar in Folge dessen, dass wir gewohnt sind viel zu lesen und von Jugend auf dahin dressirt werden, so zu sprechen, wie wir lesen. Deshalb hört man zwar oft genug voater und andere dergleichen unreine Laute, jedoch nur in den Dialekten; im Hochdeutschen, in der Aussprache der Gebildeten, sind solche unreine Vocale durchaus verpönt.

Bei den Consonanten liegt die Sache etwas anders. Hier gehen zunächst zwei Scheidungen vor sich, welche auf der Tabelle die eine wagerecht und die andere senkrecht veranschaulicht sind. Wir wollen zuerst die senkrechte Eintheilung in Betracht ziehen. Sie gliedert sich in zwei Abtheilungen, überschrieben *continuae* und *prohibitivae sive explosivae.* Wenn sich die Zunge oder die untere Lippe vollständig erhebt bis an die obere Wölbung der Mundhöhle, so wird dem aus der Brusthöhle aufsteigenden Luftstrome der Ausgang vollständig verschlossen; es kann dann nichts, gar nichts von dem Luftstrome durch die Mundöffnung heraus. Es geschieht dies bei den sogenannten *prohibitivae.* So z. B. schliesse ich bei dem Worte „hat“, bei der Aussprache des *t* durch das feste Anlehnen der Zungenspitze an die Zähne, den Mundcanal so vollständig, dass kein Luftstrom hindurchgehen kann. Wenn sich dagegen die Organe der unteren Mundhälfte denen der oberen nur nähern, so entsteht kein vollständiger Verschluss und der Luftstrom kann noch zwischendurchstreichen. Diese Organstellung ergibt die *continuae* oder die Dauerlaute. So z. B. bei der Aussprache des *sz* in dem Worte „hass“ nähert sich die Zungenspitze nur den Zähnen und die Luft kann durch die dazwischen bleibende enge Oeffnung noch hindurchstreichen. Demnach zerfallen die Consonanten in zweierlei: in solche, die nur einen Augenblick dauern, das sind die *prohibitivae*, und in solche, die so lange fortdauern können, als der Athem durch die enge Oeffnung streicht, das sind die *continuae.* Zu den *continuae* kommen weiter noch die Zitterlaute *r* und *l*, welche hervorgebracht werden durch ein Zittern der Zunge und dabei findet die Merkwürdigkeit statt,

dass die Zunge zittern kann entweder mehr nach hinten zu, oder mehr nach der Mitte hin oder mehr nach vorn, und je nach dieser verschiedenen Hauptstelle des Erzitterns erhält dann das *r* wie das *l* einen verschiedenen Klang. Jeder Einzelne und so auch jedes Volk ist gewöhnt sein *r* und sein *l* an bestimmte Stellen der Zunge zu legen, der Franzose legt es ganz vorn hin, der Engländer meist ganz hinten hin. Das deutsche *r* und *l* liegt in der Dentalreihe, das Polnische *ł* dagegen ganz wo anders.

Wenn man etwas genauer aufmerkt bei der Aussprache eines Wortes wie „tappen", so wird man bald gewahr, dass die beiden *p* verschieden sind; das erste ist das Geräusch, welches entsteht beim Verschluss des Mundcanals in ta*p*-, das zweite ist das Geräusch beim Oeffnen des Mundcanals -*p*en. Stehen also zwei solche *prohibitivae* hinter einander, so ist es eine wirkliche Verdoppelung, und wir sind so eingewöhnt von Kindesbeinen an, dass wir nach kurzem Vocale fast gar nicht anders sprechen können. Im Lateinischen und Griechischen finden sich auch kurze Vocale mit darauf folgendem einfachen Consonanten, hier aber den einfachen Consonant anders auszusprechen, als man einen doppelten aussprechen würde, ist einem Deutschen so gut wie unmöglich. Wollten wir versuchen, die Aussprache der doppelten *prohibitiva* graphisch zu bezeichnen, so würden wir das etwa folgendermassen thun können: , d. h. für den Verschluss des Mundcanales bei der Aussprache des ersten *p* (im Worte tappen), und für die Oeffnung des Mundcanales bei der Aussprache des zweiten *p*. Nehmen wir dagegen mit Consonanten aus derselben Organreihe das Wort „Affe", so gestaltet sich die Sache anders. So wie die Aussprache des *f* begonnen hat, können wir seinen Laut aushalten, so lange als der Athem es erlaubt. Falls hier eine Consonantenverdoppelung vorhanden ist, worüber sich gar nicht so kurzweg absprechen lässt, so ist sie wesentlich anders beschaffen als die Verdoppelung der *prohibitiva*. Die graphische Bezeichnung dafür wäre etwa , d. h. zwischen dem Anfange und dem Ende dieses consonantischen (Doppel)lautes findet keine Unterbrechnng, sondern im Gegentheile ein Fortdauern des Luftstromes statt. Das sind also zwei von Hause aus verschiedene Dinge, die Verdoppelung der Explosivlaute und die der *continuae*. Ja man kann sogar darüber zweifeln und streiten, ob bei der *continua* eine wirkliche Verdoppelung, oder nur eine verlängerte Dauer des Lautes stattfinde.

Nun wollen wir die Consonanten im einzelnen durchgehen. Da finden wir zunächst wieder einen Unterschied zwischen harten und weichen. Den kennen wir schon aus der griechischen und lateinischen Grammatik, jedoch nur bei den sogenannten Mutis unter der Benennung *tenues* und *mediae*. Aber was sind denn *tenues* und *mediae*, harte und weiche Laute, ihrem Wesen nach? Die indischen Grammatiker haben das bereits gewusst, uns hat es erst der Kehlspiegel offenbart. Die *tenuis* wird ausgesprochen mit offener, die *media* dagegen mit halb offener Stimmritze. Ueber die *tenuis* können wir Deutsche sehr gut Auskunft geben, denn die *tenuis* ist unser Lieblingslaut; über die *media* dagegen kommen wir durch unsere deutsche Aussprache nicht leicht zu einem lebendigen Bewustsein. Um so mehr fällt sie uns auf, wenn wir englisch sprechen lernen. Wenn man uns fragt: wie heisst auf englisch der Hund? und wir antworten: *the dog* (nicht wie wir in deutscher Aussprache gewohnt sind: *the dok*), so müssen wir bei der Aussprache des *g* ein wenig innehalten. Dem Engländer ist es geläufig, am Ende des Wortes eine *media* mit halboffener Stimmritze auszusprechen, wir dagegen bei unserer deutschen Aussprache sind gar nicht daran gewöhnt und müssen es erst lernen. Jetzt erst gewahren wir, aber freilich auch nur dann, wenn wir ganz genau hören

können, dass mit der Aussprache der *media* ein leises Tönen verbunden ist und dieser leise Ton kommt her von der verengten Stimmritze. Weil die Stimmbänder nicht vollständig gespannt und geschlossen sind, können sie auch nicht vollständig schwingen, aber sie schwingen doch etwas und diese unvollkommene Schwingung erzeugt eben jenes leise Tönen. Ferner sind die consonantischen Laute verschieden nach dem Orte, wo durch die gegenseitige Stellung der Organe die Verengung oder der Verschluss des Ausgangsrohres stattfindet. Der am tiefsten zurückliegende Verschluss kann stattfinden im Kehlkopfe. Doch ist noch vorauszuschicken der reine consonantische Laut ohne jeden Verschluss des Ausgangsrohres. Ein völlig freies Ausströmen der Luft bei offener Stimmritze gibt ein reines *h*, den *spiritus asper*, und bei etwas verengter Stimmritze den *spiritus lenis*. Letzterer ist im Deutschen eben so gut vorhanden wie im Griechischen und Lateinischen; nur wird er bei uns nicht geschrieben und nicht auf ihn geachtet; aber beim Hiatus, z. B. „da an", wenn man genau aufpasst, hört man ihn mit feinem Ohre, nur ist freilich nicht jedes Ohr dafür geschickt und geschult. So hört der gebildete Musiker die Obertöne bis zum 6. und 7. hinauf, während ein unmusikalisches und ungeübtes Ohr kaum einen einzigen oder auch gar keinen vernimmt.

Die am tiefsten liegende Verengung oder Verschluss des Ausgangsrohres findet also statt im Kehlkopfe. Die europäischen Völker kennen diesen Laut gar nicht (denn was wir Gutturalen zu nennen pflegen, sind keine echten Gutturalen), wohl aber die Orientalen, die semitischen Völker, namentlich die Araber. Wie es um die echten arabischen Gutturalen beschaffen ist, das hat Czermak in einem Sitzungsberichte der Wiener Akademie dargethan[1]) auf Grund einer von ihm mit dem Kehlspiegel ausgeführten Untersuchung eines Arabers.

Unsere deutschen Consonanten werden erst innerhalb der Mundhöhle gebildet. Und zwar wenn die Zungenwurzel sich gegen den weichen Gaumen legt und der Verschluss vollständig vor sich geht, erhalten wir ein *k*, und bei einer blossen Annäherung der beiden Organe jenes tief hinten liegende *ch*, welches wir nach den dunkeln, vollen Vocalen sprechen, z. B. Joch, Aachen. Diese beiden Consonanten, *k* und *ch*, werden mit vollkommen offener Stimmritze gesprochen. Sobald sich aber die Stimmritze verengt, erhalten wir bei Verschluss des Mundcanales die gewöhnliche hochdeutsche Media *g*, bei blosser Verengung des Mundcanales jenen provinciellen Laut *g*, welchen man in Obersachsen z. B. bei der Aussprache von „Tage, Vogel" vernimmt, und welchen das reine Hochdeutsch nicht kennt.

In derselben eben besprochenen Zeile der Gutturalen treffen wir zugleich auf die erste orthographische Crux. Es steht in dieser Zeile ein *ch*; was bedeutet dies *ch*? Die Römer fanden im griechischen Alphabete einen Buchstaben für einen consonantischen Laut, den sie selber nicht hatten (das χ), und sie halfen sich in der Wiedergabe dieses griechischen Lautes durch römische Schriftzeichen so gut sie konnten. Sie nahmen ihr *c* — ein einfaches Zeichen für einen einfachen Laut — dann ihr *h* — ebenfalls ein einfaches Zeichen für einen einfachen Laut — und die beiden zusammen — *ch* — sollten den einfachen Laut χ bezeichnen. Also: die erste Unbequemlichkeit bei dem Gebrauche des *ch* ist die, dass wir in ihm ein zusammengesetztes Zeichen haben für einen einfachen Laut; denn *ch* ist ein einfacher Gutturallaut. Mit diesem Uebelstande plagten sich schon die ältesten deutschen Schreiber im 8. und 9. Jahrhunderte. Sie schrieben grösstentheils in Oberdeutschland, in alemannischer

[1]) Sitzungsberichte der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Classe der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Bd. XXIX S. 576 ff.

Gegend, und wer von Ihnen in der Schweiz gewesen ist, kennt die schweizerischen ch, welche viel gröber lauten als die unsrigen. Und dazu kam zweitens noch zuweilen eine Verbindung der gutturalen *prohibitiva* mit einer gutturalen Aspiration, so dass man wirklich eine doppelte Gutturalis hörte. Die althochdeutschen Schreiber haben sich die verschiedenste Mühe gegeben, diese für sie schwierigen Laute mit den unzulänglichen lateinischen Buchstaben auszudrücken; sie haben an die 12 verschiedene Bezeichnungsweisen versucht, *ch*, *hh*, *chc*, *hch* u. s. w. Sie geriethen hauptsächlich deshalb in solche Verwirrung, weil sie mit jenem schon von Hause aus zusammengesetzten Zeichen nich zurecht kommen konnten.

Wir kommen nun zur nächsten Zeile. Da finden wir diejenigen Consonanten, die in der Mundhöhle um ein klein wenig weiter nach vorn vorrücken, bei deren Aussprache also die Zungenwurzel dem harten Gaumen genähert oder ihm vollkommen angedrückt wird. Es sind die *palatales* im engeren Sinne. Von diesen besitzen wir im Deutschen nur zwei. Der erste derselben ist unser zweites *ch*, was nach dünnen Vocalen gebraucht wird, z. B. ich, Mamachen (chen ist eine selbständige Silbe und deshalb hat auch hier das ch den andern, den palatalen Laut). Vergleichen Sie die beiden Wörter: Aachen und Mamachen, so wird Ihnen der Unterschied beider ch recht deutlich ins Auge, oder richtiger ins Ohr fallen. Es sind zwei verschiedene Laute, wenn wir dafür auch nur éin Zeichen haben. Der dazu gehörige weiche palatale Laut ist das *j*. Die dazu gehörigen *mutae* oder *prohibitivae* haben wir im Deutschen nicht, wohl aber sind sie im Englischen vorhanden, wie die beigefügten englischen Beispiele (*nature*, *soldier*, *journal*) zeigen.

Noch etwas weiter nach vorn in der Mundhöhle, und so, dass die Zunge sich nach oben hin biegt, liegen die Consonanten, welche in der Sanskrit-Grammatik *mûrdhanya* heissen, oder die sogenannten *cerebrales*, was aber freilich eine ziemlich verkehrte Uebersetzung des sanskritischen Namens ist, gemeint sind diejenigen Consonanten, bei deren Aussprache die Zunge sich gegen den Hohldeckel des harten Gaumens aufrichtet. In dieser Reihe besitzt das Hochdeutsche nur das eine *sch*. Das *sch* ist in der hochdeutschen Sprache ein junger Laut, der im Althochdeutschen nur vereinzelt vorkommt und erst seit dem Mittelhochdeutschen, seit dem 12. Jahrhunderte, überhand nimmt. Für diesen neu aufkommenden Laut musste man nun auch ein Zeichen haben. Der Laut trat zunächst da ein, wo früher ein *sc* gestanden hatte, welches sich allmählich verdichtete, und so geschah es, dass man dem *sc* ein Zeichen zugab. Daraus entsprang aber der grosse Uebelstand, dass wir nun drei einfache Zeichen, *s*, *c* und *h* haben, von denen jedes für sich einen einfachen Laut bezeichnet, während sie alle drei zusammen wiederum einen einfachen Laut bezeichnen sollen. Wenn nun jemand meinte, in Wörtern wie „waschen, Flaschen" einen verdoppelten consonantischen Laut zu hören, und wenn er folgerichtig auch das verdoppelte consonantische Lautzeichen schreiben wollte, also: waschschen Flaschschen, so ergäbe das ein orthographisches Ungeheuer. Das geht von vornherein nicht an, und es ist auch gar nicht erst versucht worden, das doppelte sch zu schreiben, weil man immer vor den vielen Consonantzeichen zurückschreckte.

In der nächsten Reihe kommen die Dentalen, diejenigen Consonanten, bei deren Aussprache sich die Zungenspitze gegen die Zähne wendet. Es ist die Reihe, welche am allermeisten Schwierigkeiten macht; nicht physiologisch, denn physiologisch ist im Hochdeutschen die Sache ziemlich einfach, sondrn orthographisch, und zwar deswegen, weil in Folge mangelhafter Schriftzeichen eine grosse Confusion eingerissen ist. Wir fangen die Betrachtung dieser Reihe von rückwärts an. Da finden wir als *media* das d; darüber ist nichts zu

bemerken. Die wirkliche *media* finden wir wiederum auch im Auslaute ausgesprochen im Englischen: *I did*. Auch die Tenuis *t* versteht sich von selber. Die hochdeutschen *r*, *l* und *n* liegen gewöhnlich in dieser Reihe. Ein zweites, blos vor Gutturalen erscheinendes deutsches *n* ist ein Paar Reihen höher in die Gutturalreihe zu rücken. Die Zitterlaute *r* und *l* sind bereits besprochen.

Nun aber kommen wir zu den Dauerlauten, die auch Reibelaute genannt werden, weil sie entstehen durch die Reibung der Luft, wenn diese durch das verengte Mundrohr streicht. Wir unterschieden bisher immer zwischen je zwei einfachen Lauten, einem harten und einem weichen; dasselbe ist auch hier der Fall. Bei den Dauerlauten geht nämlich dasselbe Gesetz durch, welches wir schon bei den Verschlusslauten kennen gelernt haben. So wie wir im Hochdeutschen kein *g*, kein *d*, kein b am Ende der Wörter sprechen, nicht aussprechen das Gra*b*, sondern das Gra*p*, so brauchen wir auch keinen weichen Reibelaut am Wortende, sondern machen ihn sofort hart; wir sprechen im reinen Hochdeutsch z. B. niemals aus *ij*, sondern stets *ich*. Und dasselbe ist auch der Fall bei den *s*-Lauten. Der verkürzte Imperativ wird also aus gesprochen: „Wei*s* mir den Weg". Weil wir aber von Jugend auf dressirt werden auf die Regel: „Sprich wie du schreibst", so geben sich freilich manche Leute Mühe, den weichen Dauerlaut *s* am Wortende zu sprechen; aber das kommt uns geziert vor. Es mag vielleicht hier und da einen Landstrich in Deutschland geben, wo der weiche Dauerlaut *s* am Wortende gesprochen wird, gerade wie im Englischen (z. B. in *yes*), aber gemein-hochdeutsch ist diese Aussprache nicht.

Der in der ersten Columne unserer Tabelle neben dem weichen *s* stehende harte Dauerlaut ist ebenfalls ein einfacher Laut, und ist auch in älterer Zeit, im Alt- und im Mittelhochdeutschen, durch ein einfaches Schriftzeichen ausgedrückt worden. Es knüpft sich aber an ihn mehr als eine orthographische Schwierigkeit; und um diese vollkommen zu verstehen, müssen wir noch eine kurze Erörterung vorausschicken.

Jede, selbst die allergeringste und unbedeutendste Veränderung der Organstellung, eine kaum wahrnehmbare Verschiebung der Zungenspitze z. B., stuft sogleich den consonantischen Laut ab und giebt ihm eine andere Färbung. Grade aber in der Dentalreihe bieten sich, sowohl in den verschiedenen Sprachen überhaupt, als auch in der deutschen Sprache, die meisten derartigen Veränderungen der Organstellung, und folglich auch die meisten Abstufungen der betreffenden Consonanten dar, welche theils chronologisch in verschiedenen Zeiträumen nacheinander, theils auch gleichzeitig nebeneinander auftreten. Manche Sprachen haben eine besondere Vorliebe für die in dieser Mundpartie liegenden consonantischen Laute, so zum Beispiel die slawischen Sprachen, welche deshalb eine ganze Menge von *s*-Lauten darbieten, deren Unterschiede durch geringe Abweichungen der Organstellungen bedingt werden. Welche Wirkung solche geringfügige Unterschiede der Organgestaltung und Organstellung üben, das können wir recht deutlich aus der Wahrnehmung ersehen, dass verschiedene Personen, welche genau dieselbe Sprache sprechen, sich doch in der Aussprache von einander unterscheiden. Wäre dies nicht der Fall, so könnten wir ja Niemanden, den wir nicht sehen, der von uns etwa durch eine Thüre getrennt ist, an der Aussprache erkennen.

Der harte deutsche *s*-Laut nun, der im 12. und 13. Jahrhunderte an dieser Stelle gestanden hat, ist von unserem jetzigen hochdeutschen ein klein wenig verschieden gewesen. Wie er genau beschaffen gewesen ist, das wissen wir nicht, denn wir haben seine Aussprache nicht gehört; aber dass er ein wenig anders war, ersehen wir aus den Reimen der guten

Gedichte des 13. Jahrhunderts, welche diesen Laut nicht mit dem nächstverwandten *s*-Laute binden. Im 14. Jahrhunderte hört diese Unterscheidung auf und die Reime gehen jetzt durcheinander, woraus zu schliessen ist, dass in dieser Zeit die jetzt allgemein herrschende hochdeutsche Aussprache des harten *s* durchgedrungen sei. Ich weiss nicht, ob irgend einer von Ihnen, wenn ich ihn ersuchte auszusprechen „Tasse" und „lassen", einen Unterschied in der Aussprache dieser beiden *s*-Laute machen würde. Von Hause aus ist ein solcher allerdings dagewesen, aber für unsere heutige hochdeutsche Aussprache besteht er nicht mehr.

Für diesen harten *s*-Laut haben sich nun in der hochdeutschen Schreibung drei Zeichen herausgebildet. Das erste ist das *sz*, welches erst mit dem 15. Jahrhunderte anfängt aufzukommen und welches wir deshalb noch jetzt haben, weil es in die Typen des im 15. Jahrhunderte erfundenen Buchdruckes übergegangen ist. Das zweite ist das doppelte *ss*, und das dritte ist das Schluss-*s*. Dieses Schluss-*s* ist in der deutschen Schreibung eine Abnormität. Im Hebräischen haben wir wohl ein Schluss-Mem und verschiedene andere besonders gestaltete Schlussbuchstaben; im Deutschen aber schreiben wir die Schlussbuchstaben genau ebenso wie im An- und Inlaute des Wortes; nur allein beim *s* machen wir eine Ausnahme, sofern am Wortende ausschliesslich das kurze *s* gebraucht werden soll. Wir haben also jetzt in den Drucktypen wie in der Schreibschrift die drei Zeichen *sz*, *ss* und *s*. Physiologisch betrachtet aber sind es nur drei verschiedene Zeichen eines und desselben Lautes, und sprachgeschichtlich sind sie ebenfalls identisch geworden, fallen also in beiden Beziehungen jetzt zusammen. Sprachgeschichtlich sind die nun im Hochdeutschen vorkommenden *sz* hervorgegangen aus einer älteren dentalen *muta*, aus einem *t*; darum findet sich im Niederdeutschen noch heutzutage „*dat water*" an Stelle des hochdeutschen „das Wasser".

Die Confusion in Beziehung auf die Schreibung dieses harten *s*-Lautes ist auf den Gipfel getrieben worden durch eine ganz grundlose und widersinnige Regel. Man hat nämlich die Quantität, die im Vocale liegt, und deren Bezeichnung, wenn man sie überhaupt machen will, auch an dem oder durch das Vocalzeichen geschehen muss, auf den Consonanten geschoben, und dem Consonantzeichen den Auftrag gegeben, für das Auge die Quantität des Vocals anzuzeigen. Man hat also befohlen: nach einem langen Vocale schreibe man ß, nach einem kurzen Vocale schreibe man ſſ. Das heisst also: zwei Zeichen für consonantische Laute, die von Hause aus einfach sind, und die gegenwärtig sowohl physiologisch wie sprachgeschichtlich vollkommen zusammengefallen und identisch geworden sind, so dass sie sich in der Aussprache nicht mehr unterscheiden, denen hat man willkürlieh den Posten angewiesen, dass der eine nach einem langen, der andere nach einem kurzen Vocale stehen soll. Sehen Sie nun einmal zu, was daraus für Folgen entspringen. Sie nehmen das Wort m ä s s e n mit langem Vocale und schreiben es jener Regel gemäss mit ß, also maßen. Gut! Jetzt lassen Sie den Vocal der Flexionsendung schwinden und das Wort einsilbig werden. Sie schreiben es wiederum mit ß, also maßt. Schön! Daran wird niemand Anstoss nehmen, denn es ist ja derselben Regel gemäss. Nun nehmen Sie aber ein Wort mit kurzem Vocale: f a s s e n. Das müssen Sie jener Regel gemäss mit ſſ schreiben, also faſſen. Jetzt lassen Sie wiederum den Vocal der Flexionsendung schwinden und das Wort einsilbig werden. Wie schreiben Sie nun? Natürlicher und consequenter Weise schreiben Sie doch faſſt, denn es ist ja nur der Flexionsvocal ausgefallen und alles übrige, auch die Quantität des Wurzelvocales, unverändert geblieben. Ei Gott bewahre! ruft man Ihnen zu, das geht ja nicht! Und warum

gehts denn nicht? Ei da stünden ja die beiden storchbeinigen ſ hintereinander in der Druck- wie in der Schreibschrift. Das geht ja unmöglich, das läuft ja wider das ästhetische Gefühl! Wie soll man's denn aber anders machen? Sie finden kuriose Lösungen. Man hat sich eben geholfen so gut man konnte. Eine unserer ersten Autoritäten ist so weit gegangen, dass sie sagte: man schreibe faßt mit kurzem *s*. Dieses Auskunftsmittel ist physiologisch allerdings richtig, denn es ist wirklich das ß, was nothwendig hierher gehört; nur freilich verstösst es gegen unsern Usus. Wir sind gewöhnt das ß ausschliesslich am Wortende und nie an anderer Wortstelle zu sehen, aber es gibt in der That den einfachen harten *s*-Laut durch ein einfaches Schriftzeichen wieder. Hätten wir für den einfachen harten *s*-Laut in unserem Alphabete von Alters her ein einziges einfaches, an allen Wortstellen übliches Zeichen besessen und behalten, so würde jene arge Confusion vielleicht gar nicht erst eingerissen sein. Sehen Sie in die Handschriften des 12. und 13. Jahrhunderts, oder in noch ältere, wie ist man denn da verfahren? Da schrieb man einfach *mâȝen*, *mâȝet*, *mâȝt* (die Quantitätsbezeichnung der Vocale findet sich in der Regel nicht in den Handschriften, wir pflegen sie aber aus wissenschaftlichen Gründen in den Ausgaben anzuwenden) und *faȝôn*, *faȝȝôn*; *vaȝȝen*, *vaȝȝet*, *vaȝt* oder auch *vaȝȝt*. In dieser altdeutschen Schreibung finden wir also ein einfaches Zeichen ȝ für den aus *t* entstandenen hochdeutschen harten *s*-Laut, und sehen, dass die Schreiber, wenn sie die Doppelung dieses Lautes bezeichnen wollten, schon von den ältesten Zeiten ab ein doppeltes ȝ gesetzt haben. Mit der Bezeichnung des doppelten gutturalen oder palatalen harten Dauerlautes (des doppelten *ch*) waren sie nicht zurechtgekommen, weil das zusammengesetzte Zeichen *c-h* sie störte; bei dem ȝ dagegen hat Niemand einen Anstoss genommen, so lange das Zeichen ȝ in dieser Bedeutung üblich war. An der Doppelung des *f* nimmt noch heute Niemand einen Anstoss; hätten wir aber statt des *f* ebenfalls ein zusammengesetztes Zeichen (etwa *p-h*), so wäre auch hier die Crux da. Beiläufig möge bemerkt werden, dass die Handschriften die beiden Arten von *z* nicht unterscheiden, sondern die zwei Formen ȝ und *z* promiscue gebrauchen. Die Verwendung der beiden von den Handschriften dargebotenen Formen ist von den Germanisten aus wissenschaftlichen Gründen so geregelt worden, dass das eine, das *z*, für die dentale *prohibitiva* gebraucht wird, also unserem neuhochdeutschen *z* entspricht, das andere dagegen, das ȝ, für die dentale *continua* gebraucht wird, also unserem neuhochdeutschen ß entspricht.

Der übrige Inhalt der Tabelle bedarf wohl keiner Erläuterung, bis auf eine einzige Columne. Ich habe nämlich unter die *prohibitivae* auch *tenues-aspiratae* gestellt. Darauf muss ich wohl noch mit einigen Worten eingehen.

Die Aspiraten sind eins der schwierigsten Capitel der Lautlehre. Die indische Sprache hat Aspiraten gehabt und hat sie noch. Auch die griechische hat Aspiraten gehabt, hat sie aber verhältnissmässig früh verloren. Schon in der Zeit der alexandrinischen Grammatiker, damals als die griechiche Grammatik entstand, waren die echten griechischen Aspiraten bereits untergegangen. Wenn wir die Angaben der griechischen Grammatiker über die Aussprache der betreffenden Laute lesen, sehen wir, dass es keine Aspiraten mehr sind, sondern dass sie sich bereits in Reibelaute gewandelt haben. Wie die echten griechischen Aspiraten ausgesprochen worden sind, wissen wir nicht, und wie die Sanskrit-Aspiraten der älteren Zeit ausgesprochen worden sind, wissen wir ebenfalls nicht. Zwar geben die Sanskrit-Grammatiker darüber ganz genaue Beschreibungen, aber dieselben stimmen untereinander nicht überein, wie der grösste Kenner dieser Dinge, unser Landsmann Max Müller in Oxford,

nachgewiesen hat in seinem Buche: „*Lectures on the science of language*“ (übersetzt von Böttger). Es ist dies ein Werk, was in keiner Schulbibliothek fehlen sollte, ein populäres Werk im edelsten Sinne des Worts, welches die trefflichsten Aufschlüsse gibt über die wichtigsten sprachlichen Dinge. Im zweiten Bande hat Müller die Berichte der indischen Grammatiker über die Aspiraten des Sanskrit mitgetheilt und besprochen. In der deutschen Sprache, soweit unsere Kenntniss derselben hinaufreicht, hat es nie echte Aspiraten gegeben, sondern blosse Reibelaute nehmen ihre Stelle ein. Dafür gibts aber im Hochdeutschen noch eine andere Classe von Consonanten, bestehend aus drei Lauten, welche in den Grammatiken gewöhnlich als Doppellaute an verlorenen Plätzen herumvagiren. Diese sind gleichsam die Ersetzer unserer Aspiraten. Was ist denn eine Aspirate? Sie ist ein Prohibitivlaut, also eine Mute, hinter welcher sofort eine Oeffnung des Verschlusses eintritt zugleich mit einem Hauche. Also z. B. die Aussprache von *p* gibt einen Verschluss; wenn nun dieser Verschluss sofort sich öffnet zugleich mit einem Hauche und das *p* und der ihm nachfolgende Hauch in eine Einheit zusammenschmelzen, haben wir eine Aspirate. Vormachen kann ich Ihnen die Aussprache einer solchen echten Aspirate nicht, und wie sich die Organstellungen dabei gestalten, weiss ich auch nicht. Denn man kann bestimmte Laute ja überhaupt nur dann aussprechen, wenn man die Sprachorgane darauf hin geübt hat. Ich bin zu Hause in Schlesien auf dem rechten Oderufer. Dort haben wir mehrere undeutsche, polnische Laute. So z. B. heisst von Hund das Diminutivum *a hundel*. Versuchen Sie, es mir nachzusprechen, und es wird Ihnen beim ersten Male gewiss nicht gelingen. An die echten Aspiraten ist das deutsche Sprachorgan eben auch nicht gewöhnt; wir brauchen statt ihrer entweder eine Verweichlichung, die Reibelaute, oder eine Vergröberung, die in der sechsten Columne der Tabelle stehenden Laute. Bei diesen letzteren lassen wir auf die Tenuis den Reibelaut desselben Organs folgen; das heisst also, anstatt hinter der Tenuis den Hauch frei ausströmen zu lassen, lassen wir ihn durch diejenige Organverengerung ausströmen, welche dem Organverschlusse bei der Aussprache der vorangehenden Tenuis analog ist. Wir kehren also vom Organverschlusse zurück in diejenige Mundstellung, welche nur eine geringe Oeffnung im Mundrohre frei lässt, und lassen durch diese den Hauch durchströmen. Das thun wir aber nur bei den harten Mutis, also nur mit vollständig geöffneten Stimmbändern. Verfahren wir so bei der Dentalis *t*, so erhalten wir den harten Laut *z*, wie in dem Worte „reizen“; verfahren wir so bei der Labialis *p*, so erhalten wir den harten Laut *pf*, wie in dem Worte „Pfand“. In Beziehung auf die Gutturalis *k* liegt die Sache nicht so einfach, und ich müsste Sie tief in die Geschichte der deutschen Sprache einführen, wenn ich Ihnen das schwierige und verwickelte Capitel klar machen sollte. Vorhanden ist die Gutturalis *k* mit nachfolgendem gleichartigem Reibelaute, also ein *kch*, im Deutschen allerdings gewesen und mundartlich auch noch jetzt üblich. In grösserer Ausdehnung haben diesen Laut in Oberdeutschland die Alemannen besessen. Sowie aber die Franken nach Oberdeutschland hinaufrücken, tritt auch der mildernde Einfluss des Fränkischen in Wirksamkeit. Die zahlreichen oberdeutschen *kch* und *ch* werden zurückgedrängt und gerathen ins Schwanken, und diese Verwirrung spiegelt sich auch in der Schrift ab, so dass in den Handschriften des 9. und 10. Jahrhunderts die Gutturalbezeichnungen ziemlich bunt durcheinander laufen, bis sich zuletzt der hochdeutsche Sprachstand und damit auch die Schreibung abklärt und festigt. Eine grosse Anzahl von hochdeutschen Wörtern haben schliesslich *k* statt ihres ehemaligen *ch* bekommen, nur wenige haben das alte *ch* behalten; welche? darüber hat sich ebenso wenig eine feste Regel gestaltet, als wir zwei Strömen,

wenn sie zusammenlaufen, vorschreiben können, welche Wellen an jeder Stelle die Oberhand behalten sollen. Das oberdeutsche *kch* ist aber bei dieser Umwandlung aus der Literatursprache und den Literaturdenkmälern gänzlich verschwunden. Vereinzelt kommt es noch vor bis ins 13. Jahrhundert. Ein Beispiel davon hat sich erhalten in der Sanct Galler Parzival-Handschrift, in der auf der Tabelle angegebenen Stelle; und auch Hartmann von Aue, der Verfasser des Iwein, der sehr accurat schrieb und sprach, hat mehrere solcher Stellen, an denen Lachmann nachweist, dass der Vers fehlerhaft zu sein scheint, aber sofort richtig wird, sobald man das alemannische *cch* herstellt.

Die übrigen Consonanten der Tabelle kann ich unbesprochen lassen, weil sie selbstverständlich sind und deshalb keiner Erklärung bedürfen. *f* und *v* sind zwei alte Zeichen, die von den ältesten Zeiten her als identisch neben einander hergehen und sich auch als identisch bis jetzt erhalten haben. Wir unterscheiden und verwenden sie aber mitunter in der allerthörichtsten Weise. Eine alte Präposition z. B. lautete mit gleicher Bedeutung *vura* und *vuri*. Durch ein *a* oder *i* der nachfolgenden Silbe erhalten die Vocale der vorangehenden Wurzelsilbe eine andere Färbung, rücken dem *a* oder *i* um die Hälfte näher. Diese etwa seit dem 7. Jahrhunderte eingetretene Wirkung des *i* nannte man Umlaut, die noch ältere Wirkung des *a* nennt man Brechung. Nachfolgendes *a* wandelt vorangehendes *u* durch Brechung in *o*; das auslautende *a* selbst aber verliert sich allmählich; es bleibt also statt des älteren *vura* übrig *vor*. Wenn aber ein *i* folgt, so wird aus vorhergehendem *u* durch Umlaut ein *ü*, und auch das auslautende *i* verliert sich ebenfalls allmählich, es bleibt also statt des älteren *vuri* übrig *vür*. In der Bedeutung laufen die beiden jüngeren Formen *vor* und *vür* noch im 13. Jahrhunderte in ähnlicher Weise durcheinander, wie in althochdeutscher Zeit die älteren und volleren Formen *vura* und *vuri*. Erst im Neuhochdeutschen hat sich eine bestimmte Unterscheidung der Bedeutungen zwischen den beiden Formen festgesetzt. In der Form *vor* haben wir nun das *v* beibehalten; in der Form *für* dagegen haben wir ohne triftigen Grund dasselbige *v* aufgegeben und dafür *f* eintreten lassen.

Aus dieser ganzen Erörterung lässt sich schon erkennen, dass derjenige Lehrer des Deutschen auf gelehrten Schulen, der seine Wissenschaft wirklich versteht und beherrscht, um die Orthographie nicht ängstlich zu sorgen braucht; denn seine Schüler werden aus seinem Unterrichte allmählich nicht bloss die Kenntniss, sondern auch das Verständniss des Richtigen gewinnen. Derjenige Lehrer dagegen, der diese Wissenschaft nicht gründlich versteht und beherrscht, der muss sich freilich an die einmal aufgestellten orthographischen Regeln halten und sie seinen Schülern fest einzuprägen suchen.

Nachdem ich dies soweit vorausgeschickt habe, möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, ob Ihnen irgendwo noch etwas übrig geblieben ist, worüber Sie Aufklärung verlangen, ehe wir zu den Thesen übergehen.

Vors. Kramer:

Es scheint Niemand nach Aufklärungen zu verlangen.

Refer. Prof. Zacher:

Demnach würde die erste These: „So lange die deutsche Sprache geschrieben wird (abgesehen von der Runenschrift und dem Gothischen), hat sie sich mit einem fremden, dem lateinischen, Alphabete beholfen, welches von vornherein sogar nicht für alle ihre wesent-

lichen Laute ausreichte", denke ich, sich von selber erledigen; denn das ist eine Thatsache, die durch die vorangegangene Erörterung bereits vollständig klar gestellt worden ist. Die Thatsache musste ich aber deswegen vorausschicken, weil sich aus ihr ergibt, dass manche Mängel in dem Umstande ihren Grund haben, dass das überkommene Material an Schriftzeichen für das wirkliche Bedürfniss nicht ausreichend war. Wenn ein Schneider einen Rock machen soll und das Material will nicht ausreichen, so muss er sich helfen wie er kann und muss Flicken an- und einsetzen.

2) „Die gegenwärtige deutsche Schreibung ist durch drei Factoren bedingt: durch das phonetische Prinzip, das etymologische Prinzip und den Usus". Das ist auch eine Thatsache. Das phonetische Prinzip hat von vornherein in der deutschen Schreibung gewaltet. Das etymologische Prinzip ist mit Absicht auf sie angewendet worden seit dem 17. Jahrhunderte. Und der Usus hat bald für das eine, bald für das andere Prinzip, bald auch gar prinziplos entschieden. Wir sprechen jetzt „des Tages, dem Tage", sprechen also in der Mitte des Wortes vor dem Vocale die Media *g* deutlich und vernehmlich aus. Wenn wir aber den Nominativ desselben Wortes haben, so dass die Media in den Auslaut tritt, wird diese Media in unserer Aussprache, wenn wir nicht in Obersachsen zu Hause sind, zur Tenuis *k*; folglich müssten wir, wenn wir durchgängig phonetisch schrieben, in der Form des Nominativs ein *k* setzen, also *tak* schreiben. Da haben denn die Etymologen des 17. Jahrhunderts gesagt: der casus obliquus wirkt in der Schreibung auf den casus rectus zurück. Ob diese Regel richtig ist oder nicht, untersuchen wir hier nicht weiter, sie ist eben durchgesetzt worden. Sie gehört also zum Usus unserer heutigen Orthographie.

3) „Rein und allein wird das phonetische Prinzip zur Anwendung kommen, wenn für eine bis dahin ungeschriebene Sprache der erste Versuch schriftlicher Aufzeichnung gemacht wird". — Jetzt kommt es darauf an, die verschiedenen Prinzipe, das phonetische, das etymologische und den Usus in ihrer Berechtigung gegen einander abzugrenzen. Erst wenn man sich über die Berechtigung dieser drei Gewalten verständigt hat, kann man sagen, was in jedem einzelnen Falle zu thun möglich und zweckmässig ist. Kommt ein Missionar zu irgend einem Volke, dessen Sprache er durch Uebung lernt, und bemüht er sich dann, etwas in dieser Sprache aufzuzeichnen, so muss er dabei seinen Ohren vertrauen. Je feiner er hört, desto besser wird er im Stande sein, mit den Schriftzeichen, die er bereits kennt, oder auch mit neu geschaffenen die Sprache aufzuzeichnen. „Vollkommen aber kann, will und soll das phonetische Prinzip für den Gebrauch des praktischen Lebens nicht verwirklicht werden, da kein Alphabet für die schrankenlose Mannigfaltigkeit des Lautes ausreicht". Wer von Ihnen sich von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen will, versuche nur eine einzige Zeile im Dialekt seines Heimatsdorfes oder seiner Vaterstadt ganz genau aufzuzeichnen. Er wird es nicht fertig bringen, es geht eben nicht. Versuchen Sie nur einmal die drei oder vier verschiedenen *e*, die Sie da hören, in der Schrift bestimmt zu unterscheiden; Sie bringen es nicht fertig. Nehmen wir z. B. ein ganz geläufiges hochdeutsches Wort wie „edel", so haben wir in ihm gleich zwei verschiedene *e*. Dergleichen feinere Lautunterschiede nimmt man allerdings nur dann mit voller und scharf unterscheidender Bestimmtheit wahr, wenn man sehr aufmerksam und genau hört. Eine Wiedergabe sämmtlicher verschiedener Sprachlaute durch eben so viele verschiedene Schriftzeichen ist also an sich nicht möglich; jeder darauf abzielende Versuch muss mehr oder minder unvollkommen bleiben. Wenn eine Sprache durch Gelehrte grammatisch genau durchgearbeitet und wenn ihre Literatur im wesentlichen

auf gelehrtem Wege überliefert worden ist, wie das Sanskrit, dann hat man wohl ihr Alphabet verhältnissmässig reich gestaltet, hat ihm besondere Zeichen gegeben für kurze und für lange Vocale und für mehrfache Abstufungen consonantischer Laute, so dass man in ihm das bewusste Streben nach einer gewissen systematischen Vollständigkeit erkennt. Wo aber ein Alphabet einer lebenden Literatur gedient hat, da ist es stets für die Wiedergabe der betreffenden Sprachlaute unvollständig geblieben. So hat z. B. das Griechische nur ein Paar besondere Zeichen für lange Vocale, das Latein gar keine, ist also in dieser Beziehung besonders unvollständig, und so lange eine Sprache lebendig ist, so lange ist auch die ganz getreue Bezeichnung ihrer Laute durch das Alphabet nicht nothwendig.

4) „Die Buchstabenschrift bringt die Artikulation, welche das charakteristische Merkmal der menschlichen Sprache ist, zur Anschauung und zum Bewusstsein, daher beruht wesentlich auf ihr das Verständniss der Sprache. Ferner wirkt bei einem überwiegend lesenden Volke die Buchstabenschrift wesentlich sowohl auf den Leib, wie auf den Geist der Sprache zurück und hemmt die Abschwächung des Sprachbewusstseins".

Diese Sätze brauche ich nicht des Breiteren auszuführen. Sie finden die Ausführung und Begründung in einer trefflichen Abhandlung von Wilhelm von Humboldt, die ich zu meiner Verwunderung in dem ganzen Streite über Orthographie nirgend erwähnt gefunden habe, „Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau" in den Abhandlungen der Berliner Akademie vom Jahre 1824, und wieder abgedruckt im 6. Bande seiner gesammelten Werke. Das Ohr nämlich vernimmt in der gesprochenen Rede nur Lautganze, Sätze, Worte, Silben. Will ich aber ein Wort zerlegen in die einzelnen Silben und die Silben weiter in die einzelnen Laute, so muss ich mir das Wort wiederholt ganz langsam vorsprechen und dabei die einzelnen Bestandtheile desselben zu erfassen versuchen. Die Buchstabenschrift fixirt nun diese einzelnen Bestandtheile, die Lautelemente, für das Auge. Und jetzt erst wird die bis in ihre einfachsten Elemente gegliederte Sprache Gegenstand meiner Betrachtung, meiner denkenden Betrachtung, und daraus entwickelt sich erst ein Verständniss, ein Begreifen der Sprache. Wie die Buchstabenschrift auf das Sprachbewusstsein wirkt, können Sie noch in der deutschen Literatur des 13. Jahrhunderts ganz deutlich sehen; Sie können da sehr wohl einen Dichter, der lesen konnte, von einem solchen unterscheiden, der nicht lesen konnte, besonders in seinen syntaktischen Constructionen. Der Dichter, welcher lesen konnte, denkt, wie wir zu denken gewöhnt sind, das heisst er denkt sogar interpungirt; der aber nicht lesen konnte, denkt nicht interpungirt, und deshalb finden sich bei ihm zuweilen die wunderlichsten Constructionen, von denen unsere heutige Syntax nichts mehr weiss, wie z. B. wenn ein und dasselbe Wort zugleich vorwärts und rückwärts, auf die nachfolgende und zugleich auch auf die vorangehende Satzhälfte bezogen werden muss. Insofern also wirkt die Buchstabenschrift auf die innere Form des Gedankens, auf den Geist der Sprache zurück; dann aber auch wieder auf den Leib, und letzteres um so mehr, je mehr uns eingeprägt wird: Sprich ja, wie du gelesen hast, damit du eine reine Sprache redest[1]).

In diesem Jahre hat in der französischen Schweiz eine Gesellschaft von Gelehrten den Versuch gemacht, rein phonetisch zu schreiben, um dadurch den Unterricht in den Elementarschulen zu erleichtern. Eine Recension sagt darüber sehr gut: Wir erkaufen damit einen

[1]) Am Französischen lässt sich die Wirkung des beim Gebrauch der Buchstabenschrift eingehaltenen Verfahrens recht deutlich nachweisen.

Gewinn durch einen theuren Verlust; denn für die Leute, die nur phonetisch lesen lernen, erstirbt dadurch ein Theil des Sprachbewusstseins, für die höher Gebildeten dagegen erwächst die Nothwendigkeit, noch ein zweites, das bisher übliche orthographische Verfahren zu lernen. So würde man z. B. statt *on peut*, *on a*, *peut-on*, *a-t-on* phonetisch schreiben *on pö*, *on a*, *pöton*, *aton*. Hiermit aber würde für das Sprachbewusstsein dessen, der nicht wissenschaftlich geschult ist, der grammatische Unterschied zwischen den beiden *t* absterben. Grade desshalb, weil die englische Sprache so sehr abgeschliffen ist, wird in England, selbst in den niederen Schulen, so viel Latein gelernt, nicht sowohl um die lateinische Sprache zu lernen, sondern um dadurch das Sprachbewusstsein für die eigene Sprache lebendiger zu erhalten. Ein solches ausländisches Hilfsmittel haben wir Deutschen freilich nicht gerade nöthig; aber wir, die wir ein wissenschaftliches Verständniss von der Sache haben, sollen doch mit unserm guten Wissen und Willen niemals dazu beitragen, dass das Sprachbewusstsein durch schlechte Orthographie verdunkelt und verderbt werde, und deshalb habe ich gesagt: „Wenn wir aber hauptsächlich der Buchstabenschrift verdanken, was wir von Etymologie und Sprachbau wissen, und wenn sie fortwährend eine so bedeutende Rückwirkung auf Sprache und Sprachbewusstsein ausübt: dann verlangt es das Interesse des Sprachverständnisses und der Sprache selbst, dass wir das etymologische Prinzip nach Möglichkeit aufrecht erhalten".

Das ist der wissenschaftliche Grund dafür, dass das etymologische Prinzip nicht preisgegeben werden darf, weshalb die Absicht derer, welche rein phonetisch schreiben und das phonetische Prinzip zur Alleinherrschaft bringen wollen, grundsätzlich zu verwerfen ist.

Nun sind noch die Prinzipien näher gegen einander abzugrenzen und dieser Abgrenzung gilt der folgende Paragraph.

5) „Das phonetische Princip ist in der deutschen Schreibung von jeher das herrschende gewesen und soll es auch bleiben. Sein oberster Grundsatz lautet: Schreib wie du sprichst. Es gibt eine mustergiltige neuhochdeutsche Aussprache". Der letzte Satz dieses Paragraphen ist ein sehr bestrittener. Ich mache mich aber anheischig, einen Beweis davon zu liefern, wenn auch nur einen negativen. Wenn Sie sich in eine Gesellschaft begeben von etwa 12 oder 15 Leuten, die aus verschiedenen Theilen von Deutschland her sind, und Sie hören aufmerksam dem Gespräche zu, so werden Sie bald sagen können: „Sie sind aus Schwaben, Sie aus Schlesien, Sie aus Ostpreussen. Aber woher sind Sie denn?" „Warum?" „Das kann ich gar nicht heraushören, woher Sie sind". Dieser Letzte hat die mustergiltige neuhochdeutsche Aussprache, denn sonst würde sich aus seiner Aussprache seine Heimat herauskennen lassen. Das Neuhochdeutsche ist eben eine über allen Dialekten stehende Schriftsprache, und desshalb ist es so nothwendig, auf die Forderung zu dringen: Schreib wie du sprichst und sprich wie du schreibst. Sie ist vollkommen richtig und berechtigt.

6) „Das etymologische Prinzip ist überall da in Anwendung zu bringen, wo es weder dem phonetischen Prinzip, noch dem festen Usus widerstreitet". Mit diesem Satze ist eine feste Grenze gegeben. Mein Freund Weinhold hatte in seiner vorhin genannten Schrift prinzipiell Unrecht; aber er steht heute nicht mehr auf dem Standpunkt, auf dem er damals, im Jahre 1852 gestanden hat. Ich habe ihn erst gestern gefragt, ob er mit meinen Thesen einverstanden sei, und er antwortete: „Vollständig". Durch eine Reise abgehalten, ist er heute nicht unter uns anwesend.

Das etymologische Prinzip ist also da aufrecht zu erhalten, wo es dem phonetischen Prinzipe und auch dem Usus keinen Eintrag thut; wo es in die Orthographie bereits aufge-

nommen ist und wo sein Hinauswerfen uns wirklichen Schaden bringen würde. Und der Usus? Ja den könnten wir allerdings ändern, wir Fachleute, denn wir sehen Alle sehr wohl ein, wie unendlich mangelhaft die ganze Orthographie ist. Wir könnten decretiren: So soll geschrieben werden! Aber der alte Lichtenberg, der doch ein sehr scharfer Denker war, sagte: „Wenn ich ein Buch lese und es ist nicht in der gewöhnlichen Orthographie geschrieben, so stört mich das der Art, dass ich dem Inhalte nicht gehörig folge; dann lenken sich meine Gedanken ab auf die wunderliche Orthographie mit ihren vielen Abweichungen vom Gewohnten; und dann geht mir die beste Wirkung des Buches verloren." Denken Sie sich eine solche neue, von den Gewohnheiten stark abweichende Orthographie angewendet auf Bibel und Gesangbuch, dann ist die Andacht in der Kirche weg, denn sie wird dadurch allzusehr gestört. Wir können also schon aus praktischen Gründen die Orthographie nicht von Grund aus ändern; und ausserdem haben wir ja auch nicht die Macht dazu. In Frankreich, bei jenem romanischen Volke, das ohne Polizei nicht leben kann und Alles reglementirt haben will, muss decretirt werden; man verlangt dort, dass die Akademie decretire: „So wird geschrieben", und so schreibt man denn. In Italien haben die angesehensten Schriftsteller das *vocabulario degli accademici della Crusca* neben sich liegen und meinen sich verpflichtet, genau so zu schreiben, wie in diesem Wörterbuche steht. Verlangen Sie so etwas aber in Deutschland, so bekommen Sie zur Antwort: „Kennen Sie denn nicht die Heine'sche Erzählung, dass Jacob Grimm nicht nach München gegangen sei, weil er sich durchaus nicht habe dazu entschliessen können, Baiern nach der offiziellen Schreibart mit *y* zu schreiben?" Wenn Sie ein solches Gebot in Deutschland ausgehen lassen, meinetwegen auch von den grössten wissenschaftlichen Autoritäten, oder von der Regierung, oder von der Akademie, so werden Sie es vielleicht durchsetzen, dass in der offiziellen Kanzleischrift solches eingeführt wird. Jeder Andere wird sagen: „Fällt mir nicht ein! nun erst grade nicht!" Das ist echt deutsch.

Dies wären die vorbereitenden sieben Sätze. Ich bitte nun, wenn Jemand etwas gegen diese Fundamentalsätze einzuwenden hat, mich zu interpelliren.

Vors. Kramer:

Wünscht Jemand über die eben besprochenen sieben Sätze das Wort zu nehmen, so bitte ich ihn sich zu melden, wobei ich noch bemerken will, dass es gleich Dreiviertel auf zehn schlagen wird, es also wünschenswerth ist, dass der Herr Referent Prof. Zacher gleich fortfährt. (Es meldet sich Niemand.)

Referent Prof. Zacher:

Ich glaube, die folgenden Sätze werden auch keine grosse Beanstandung finden. Der achte Satz betrifft die Quantität. Er lautet: „Das lateinische Alphabet entbehrt der Quantitätsbezeichnung. Die lebende deutsche Sprache bedarf ihrer auch so wenig, als die lebende lateinische ihrer bedurfte. Alle in der deutschen Schreibung dafür üblich gewordenen Surrogate sind theoretisch verwerflich; am verwerflichsten aber ist der Widersinn, die Quantitätsbezeichnung, welche dem Vocal gebühren würde, durch Consonanten auszudrücken. Daher sind diese Surrogate nach Möglichkeit zu beschränken, und überall, wo ihr Gebrauch bereits schwankend geworden ist, zu beseitigen". Die Noth um die Quantität lernt man am besten in Tertia kennen, wo die Knaben anfangen lateinische Dichter zu lesen. Da geht die Quälerei mit dem Erlernen der Quantität der lateinischen Wörter an. Da wir aber nur Vocalzeichen ohne Quantitätsbezeichnung mit dem lateinischen Alphabete überkommen haben, können wir

die Quantität mit diesen Vocalzeichen nicht ausdrücken. Es ist ja aber doch die erste Frage: Muss denn die Quantität durch die Buchstabenschrift bezeichnet werden? Nothwendig ist das jedenfalls nicht. Es gibt noch manche andere Erscheinungen in der Sprache, welche die Buchstabenschrift gar nicht bezeichnet und von denen auch in unsern Grammatiken gar kein Wort steht; so z. B. der Sprachgesang, der Tonfall, das Steigen und Sinken der Töne. Und gleichwohl ist dies eine ausserordentlich wichtige Sache. In China z. B. können Sie erfahren, dass dieselbe Silbe, je nachdem sie mit diesem oder jenem Tone des Sprachgesanges ausgesprochen wird, eine ganz andere Bedeutung haben kann. Eine Quantitätsbezeichnung durch die Buchstabenschrift ist also wenigstens nicht nothwendig. Dass man sie aber zu besitzen gewünscht hat, ist sehr begreiflich. Man hat auch den Versuch dazu schon im 8. Jahrhunderte auf die verschiedenste Weise gemacht. Man hat den Vocal doppelt geschrieben, oder man hat ein *h* hinzugefügt; aber ein durchgreifendes Mittel für die Quantitätsbezeichnung hat es in der deutschen Schreibung nie gegeben. Im Mittelhochdeutschen schrieb man ohne alle Quantitätsbezeichnung. Je mehr aber gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit, zugleich mit der Verwilderung der Sprache und der Literatur, ungeübte und ungebildete Schreiber sich einstellten, desto mehr machte sich auch das Bestreben nach einer Quantitätsbezeichnung geltend und kam auf die allerverschiedenste Weise zur Ausführung. Das *h*, an Stellen, wo es stumm geworden war, ward so aufgefasst, als sollte es die Verlängerung des vorangehenden Vocales bezeichnen. Nehmen Sie z. B. das Wort „Schuh“, so ist das *h* darin ein stumm gewordenes, wie aus den Casusformen des Schuhes, die Schuhe hervorgeht, in welchen das *h* noch deutlich hörbar ist. Aehnlich verhält es sich mit dem *e*, welches in den mitteldeutschen Landstrichen nicht ausgesprochen wird, während es in Schwaben und Baiern noch heutzutage hörbar ist, z. B. in „nie, hier“. Dies *e* wurde ebenfalls für eine Bezeichnung der Vocallänge angesehen. Das ergab nun schon zwei verschiedene Bezeichnungen der Vocallänge, einmal durch *h*, das andere Mal durch *e*. Doch damit war es noch nicht genug. Wo sollte denn nun das *h* seinen Platz finden? Sehen Sie die Bücher aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts an, so werden Sie z. B. finden „kham“. Man setzte also das *h* willkürlich bald vor, bald hinter den Vocal, dessen Länge es bezeichnen sollte, und diese Verwirrung bestand durch das ganze 16. Jahrhundert. Ausserdem aber kam noch ein Zweites hinzu. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass wir nicht gut im Stande sind, eine einfache Muta nach einem kurzen Vocale auszusprechen, sondern unsere Organe daran gewöhnt haben, die Muta in solchem Falle zu verdoppeln. Wie nun die Sprachorgane sich an die Aussprache doppelter Muta nach kurzem Vocale gewöhnt hatten, so hat man eine solche Verdoppelung auch in der Schrift einreissen lassen. Man schreibt also nach kurzem Vocale doppelten Consonanten, und umgekehrt spricht man vor doppeltem Consonanten kurzen Vocal, so dass sich also die Sache im Kreise dreht. Das ist eine Erscheinung, welche der etymologischen Begründung entbehrt, die aber in der Gewöhnung der Sprachorgane ihre Ursache, nicht ihren eigentlichen Grund hat. Diese verschiedenen Surrogate der Quantitätsbezeichnung sind nun in der allerconfusesten Weise in die Orthographie eingedrungen und machen in den Elementarklassen die allergrösste Noth. Wie zeitraubend, mühselig und oft sogar wirklich schwierig ist es, zu lehren und zu lernen, wo ein *h* und wo ein *e* geschrieben oder nicht geschrieben werden soll? Aus alledem folgt, dass diese Surrogate im allgemeinen nach Möglichkeit zu beschränken sind. Wo sie bereits ins Schwanken gerathen sind, so dass der Eine sie schreibt, der Andere sie weglässt, da hat der Sachkundige sie herauszuwerfen. Wo aber alle Welt sie noch schreibt, da

muss man sie freilich noch stehen lassen. Unbedenklich sind sie überall da zu entfernen, wo sie in landläufigen Schriften des täglichen Gebrauches, z. B. in Zeitungen und in der Unterhaltungsliteratur, ins Schwanken gerathen sind.

9) „Weil *ie* im Gebrauche noch feststeht, ist seine Anwendung so weit irgend möglich etymologisch zu regeln. Namentlich sind mit *ie* zu schreiben sämmtliche reduplicierte Präterita und sämmtliche Verba mit romanisch geformten Infinitiven". Was das *ie* anlangt, so steht es im Gebrauche noch so fest, dass wir es nicht verbannen können. Wenn man z. B. „hir" ohne *e* schreiben wollte, so würde das Jedem Anstoss geben. Uebrigens ist das *ie* gerade in dem Worte „hier" richtig; es gehört etymologisch hinein. Aber eben weil das *ie* noch allgemein im Gebrauch ist, soll man es auch da erhalten, wo es wirklich etymologisch hingehört. Es gebührt allen reduplicierten Präteritis, z. B. „fiel, lief, schlief". Die ehemals reduplicierenden Verba lassen sich im Neuhochdeutschen leicht daran erkennen, dass ihr Präsens und ihr Participium gleichen Vocal haben, z. B. „falle, fiel, gefallen; laufe, lief, gelaufen". Wer mit der historischen deutschen Grammatik bekannt ist, weiss, dass dies *ie* ein ehemals diphthongischer, durch die Zusammenziehung der Reduplications- und der Wurzelsilbe entstandener Laut ist. In der überwiegenden Mehrzahl der reduplicierten Präterita wird dies *ie* noch jetzt allgemein geschrieben, und zwar überall da, wo wir den Vocal noch allgemein lang aussprechen, nämlich vor einem einfachen Consonanten, z. B. in „schliefen, hiessen" u. s. w. Vor zwei Consonanten dagegen hat unsere, in Mitteldeutschland herrschende Gewöhnung vor doppeltem Consonanten den Vocal kurz zu sprechen, auch in diesem Falle den Vocal meist verkürzt. Wir sprechen und schreiben also: „hingen, fingen, gingen", aber doch noch „hielten". Aber auch diese Formen sind von Rechtswegen gleichfalls mit *ie* zu schreiben, denn sie werden in einem Theile Deutschlands noch so gesprochen, und mit der richtigen Schreibung würde sich auch die mustergiltige hochdeutsche Aussprache wiederum in Einklang setzen. — Die romanischen Infinitive, welche schon in mittelhochdeutscher Zeit ins Deutsche herübergenommen worden sind, finden Sie verzeichnet hinter einer akademischen Abhandlung von Jacob Grimm „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache". Berlin 1847. Es ist deren eine ziemliche Anzahl, z. B. „regieren, studieren, spazieren" und viele andre. Die französischen Infinitive jener Zeit hatten mehrere Endungen; die Endung *ier* war aber eine der häufiger vorkommenden, und gerade mit dieser Endung pflegten die romanischen Verba ins Deutsche überzugehen. Demgemäss sind auch die erst später nach romanischem Muster gebildeten deutschen Verba im Infinitive mit *ie* zu schreiben, und dies *ie* ist dann durch alle Formen des Verbums hindurch festzuhalten.

10) „Alle überflüssigen, etymologisch nicht zu rechtfertigenden, in der Zeit der Sprach- und Schriftverwilderung eingedrungenen Consonanten sind, wo ein schwankend gewordener Brauch es irgend zulässt, zu beseitigen". Solcher Consonanten ist Legion; aber man muss mit ihnen sänftiglich und mit Takt verfahren, muss ihrer nicht, wie manche ungeduldige Leute thun wollen, zu viele auf einmal hinauswerfen. Die Vorschriften, die man der Elementarschule hierüber zu geben hätte, müssten von einer Commission sachkundiger und geschickter Männer ausgearbeitet werden. Denn es lässt sich nicht so allgemeinhin decretiren: Alle überflüssigen Consonanten sollen ausgemerzt werden.

Und endlich 11) „Wie unser jetzt übliches Alphabet zuweilen nur ein Zeichen gewährt für verschiedene Laute (z. B. nur ein *e*, nur ein *ch*), so gewährt es umgekehrt auch mehrere Zeichen (z. B. *f* und *v*) für einen und denselben Laut. Eine solche Mehrheit von

Lautzeichen ist nicht durch Machtspruch zu vermindern, sondern nach Möglichkeit etymologisch zu verwenden". Ich habe schon vorhin auf diesen Mangel unseres Alphabetes hingewiesen, dass es zuweilen nur ein Zeichen darbietet für mehrere Laute, und umgekehrt auch wieder mehrere Zeichen, z. B. *f* und *v*, für einen und denselben Laut. Bei einer solchen Mehrheit von Zeichen soll man aber nicht einfach sagen: das eine wird cassirt! Die alten Völker warfen ihre Buchstaben nicht weg, selbst wenn dieselben nicht mehr als Lautzeichen gebraucht wurden. So behielten die Griechen ihr Koppa und Sampi, auch als sie deren im Alphabete als Lautzeichen nicht mehr bedurften, doch noch als Zahl- und Brandstempelzeichen in Verwendung. Und so wollen auch wir Lautzeichen, welche phonetisch überschüssig geworden sind, ebenfalls nicht sofort verwerfen, wenn wir sie noch irgendwo gebrauchen können; und wir können sie etymologisch sehr wohl verwenden. Uebrigens haben wir schon ein solches Zeichen weggeworfen, nämlich das ß bei der Anwendung der lateinischen runden Lettern für den Druck deutscher Werke. Aber wann und wodurch sind wir denn dazu gekommen? Sehen Sie die Schriften von Goethe, Voss, Wieland und Anderen an, welche in den Decennien von etwa 1790 bis 1810 und vielleicht noch etwas darüber hinaus mit runden lateinischen Lettern gedruckt worden sind, so finden Sie das entschiedene Bestreben, eine bestimmte Unterscheidung durchgreifend und folgerichtig festzuhalten. Sie finden beispielsweise gedruckt „faſsen" und „passen"; Sie finden also die unverkennbare Absicht, das echte deutsche ß durch *ſs*, dagegen das doppelte *s* durch *ss* auszudrücken. Als sich aber etwa in den zwanziger Jahren der Tadel häufiger und lauter erhob, dass unsere deutschen Verleger in der Ausstattung ihrer Bücher so weit hinter dem Auslande zurückstünden, suchten sie ihren ausländischen Collegen mehr nachzueifern, besorgten sich besseres Papier und bezogen auch aus dem Auslande bessere Lettern. Wenn sie aber von den ausländischen, den englischen und französischen Officinen auch lange *ſ* verlangten, antwortete man ihnen: Die haben wir nicht, die gibt's bei uns nicht mehr. Um nun diese langen *ſ* nicht neu schneiden und giessen zu lassen, machten unsere Buchdrucker aus der Noth eine Tugend, sparten Geld und Zeit, liessen die langen *ſ* aus ihrem lateinischen Alphabete gänzlich weg und setzten bei dem Drucke deutscher Werke statt des bisher üblich gewesenen ſs für unser deutsches ß fortan ebenfalls frischweg *ss*. Und es hat über diese Neuerung kein Hahn gekräht; ein handgreiflicher Beweis dafür, dass die zuvor durch die zwei Bezeichnungen *ſs* und *ss* ausgedrückten Laute identisch sind. Denn wären sie nicht identisch, so hätte wohl irgend Jemand gegen diese willkürliche typographische Neuerung lauten Widerspruch erhoben.

Der letzte Paragraph 12) lautet: „In der Reihe der Dentalen, und zwar unter den Dauerlauten haben wir ein weiches *ſ* (gesprochen mit verengter Stimmritze) und ein hartes (gesprochen mit offener Stimmritze); das weiche *ſ* geht nach durchgreifendem Lautgesetz in ein hartes *s* über im Auslaute und vor Consonant. Für dieses harte *s* brauchen wir die drei Zeichen: *ß*, *ſſ* und *ȝ* (und vor Consonanten auch *ſ*). In lateinischer Druckschrift ist seit etwa vier Decennien das *sz* verschwunden, während man früher *ſs* dafür druckte. Das im Gebrauch feststehende *s* ist beizubehalten, die Verwendung von *sz* und *ss* aber ist nach der Etymologie zu regeln". Wir kommen hiermit zu einem der bestrittensten Punkte, zu der Frage über die orthographische Geltung und Verwendung von *sz* und *ss*. Das Wesen der Sache ist durch das bisher Gesagte bereits hinreichend erläutert. Es handelt sich für uns nur noch um den richtigen Gebrauch der Zeichen. Die Regel, welche auf allen Schulen den Kindern von frühester Jugend auf eingebläut wird: Nach langem Vocale schreib *sz*, nach

kurzem *ss*, hat gar keinen etymologischen, phonetischen oder sprachgeschichtlichen Grund und ist wol kaum älter, als etwa 110 Jahre. Sie hält sich eigentlich nur durch die Gewöhnung. Denn was man sein Lebelang geglaubt und geübt hat, das hält man schliesslich auch für richtig, steift sich darauf und sträubt sich hartnäckig dagegen, es aufzugeben. Uebrigens gehen sogar die Ansichten und Vorschriften der Fachmänner über das *sz* und *ss* noch mannigfach und zuweilen ziemlich stark auseinander, je nachdem sie diese oder jene der hierbei in Betracht kommenden Elemente geltend machen. Befriedigend gelöst kann die Frage aber nur dann werden, wenn alle dabei in Betracht kommenden Elemente gebührend berücksichtigt werden. Wer z. B. die physiologischen Elemente unberücksichtigt lässt, kommt aus der Schwierigkeit nicht heraus. Ein solches physiologisches Element ist die Thatsache, dass das weiche *s* in der Aussprache hart wird, sobald es in den Auslaut oder vor Consonanten tritt. Unter den auf der Tabelle angeführten Beispielen finden Sie „reissen" mit hartem, „reisen" mit weichem *s*, aber in der 3. Person Singularis lauten die *s* in beiden Wörtern hart; „reisst" lautet in der Aussprache eben so wie „reist". „Gosse" zeigt zwischen zwei Vocalen ein hartes *s*, welches aus älterem *t* entstanden ist, wie sein Stammverbum „giessen", goth. „giutan" beweist; „Rosse" dagegen bietet ein uraltes doppeltes *s*. In unserer gegenwärtigen hochdeutschen Aussprache sind die inlautenden Consonanten beider Wörter vollkommen gleich. Dass in unserer hochdeutschen Aussprache jedes *s* vor einem Consonanten hart lautet, davon können Sie sich recht handgreiflich überzeugen. Sagen Sie z. B. zu einem Schulkinde: „Schreib einmal i s t!" so wird es sofort fragen: „Welches i s t? das mit dem *s*, oder das mit dem *sz*?" denn es kann in diesen beiden Formen die beiden in diesen beiden Wörtern etymologisch verschiedenen *s*-Laute durch das Gehör durchaus nicht unterscheiden, eben weil beide Laute in diesen beiden Formen unserem jetzigen Hochdeutsch völlig identisch sind. Wir besitzen aber dafür zwei unterscheidende Schriftzeichen und wir behalten diese bei, weil die beiden Laute, wenn sie auch in jenen beiden Formen jetzt phonetisch zusammenfallen, doch etymologisch verschieden sind. Diese unterscheidende Schreibung, welche auf etymologischem Grunde ruht, erhält das Sprachbewustsein lebendig, und das ist ausserordentlich wichtig und werthvoll. In den beiden Wörtern „d a s" und „d a s s" sind die beiden unterscheidenden Schreibungen jungen Ursprungs. Diese Unterscheidung verdankt ihre Entstehung lediglich dem Wunsche, verschiedene Wortbedeutungen auch durch die Schrift zu unterscheiden. Dieser Wunsch sieht sehr natürlich aus und hat etwas Verlockendes. Aber genauere Erwägung lehrt, dass es um seine Berechtigung doch mislich steht. Wenn der Laut sowohl physiologisch wie etymologisch derselbe ist, dann bedarf er auch in der Schrift nur eines einzigen Zeichens. Denn die Buchstabenschrift ist ihrem Wesen nach nur eine Bezeichnung der Lautelemente, um diese für das Auge zu fixieren. Mithin soll die Orthographie nur dasjenige zur Anschauung bringen wollen, was der Laut ist oder war. Aber aus Rücksicht auf eine von dem Laute unabhängige Wortbedeutung soll man nichts in die Orthographie rein willkürlich einschwärzen, was im Laute weder enthalten ist noch je enthalten war. So z. B. ist die beliebte Unterscheidung von „w i d e r" und „w i e d e r" eine Absurdität, eine reine Willkür, die sich weder etymologisch noch sonst irgendwie begründen lässt. Wer die deutsche Sprache wissenschaftlich versteht, wirft das *e* aus „w i e d e r" als einen weder sprachwissenschaftlich noch logisch berechtigten Eindringling ohne weiteres hinaus.

Hiermit wäre ich mit meiner Erörterung ans Ende gediehen. Ob nun zu einer Debatte noch Zeit übrig ist, oder ob sie irgend Jemand wünscht, muss ich dem Herrn Präsidenten anheimgeben.

Vors. Kramer:

Es möchte wohl kaum dazu noch Zeit sein, es ist gleich 10, und ich glaube in Bezug auf den Gegenstand nur noch eins aussprechen zu müssen — ich glaube es im Sinne der ganzen geehrten Versammlung zu thun — indem ich dem Herrn Referenten den allerherzlichsten Dank für seine so belehrende und lichtvolle Darlegung dieser gesammten Verhältnisse sage. Ehe sich die Versammlung trennt, wünscht der Herr Schulrath Schrader noch eine kurze Mittheilung zu machen.

Schulr. Schrader:

Ich bitte um die Erlaubniss, wenn ich mich, wie ich glaube, mit Ihnen in Uebereinstimmung befinde, für die Leitung unserer Versammlung dem verehrten Herrn Präsidenten und den Schriftführern, die ihn dabei unterstützt haben, unsern aufrichtigsten und ergebensten Dank auszusprechen. Wir haben heute einen sehr lehrreichen und für mich höchst anregenden Vortrag von Herrn Professor Zacher gehört, wir haben dies zum Theil unserem Präsidium zu danken, das den Herrn Referenten dazu veranlasst hat. Meine Herren, wir sind zu Conclusionen gekommen in Angelegenheiten, die für unsere Schulen, theilweise auch für die Philologie von Bedeutung sind. Die Beschlüsse, die wir gestern gefasst haben, machen allerdings, wie schon früher gesagt ist, durchaus nicht Anspruch, streitige Sachen entscheiden zu wollen; sie haben aber für uns Alle, gewiss für mich, den hohen Werth zu zeigen, welcher Ansicht die Mehrzahl der hier versammelten Berufsgenossen zu folgen entschlossen ist, und welche Bahnen deshalb in den bestimmten Angelegenheiten einzuschlagen angewiesen sind: dass wir zu diesen Beschlüssen gediehen sind, verdanken wir ebenfalls der Energie und Einsicht unseres Präsidenten. Ich bitte also zum Schlusse dem Herrn Präsidenten und denen, die ihn unterstützt haben, unsern aufrichtigen Dank auszusprechen und ersuche die geehrte Versammlung, dies darzuthun durch Erhebung von Ihren Sitzen. (Geschieht.)

Prof. Zacher:

Die Herren Germanisten möchte ich ersuchen, nach dem Schlusse dieser Versammlung, nach einer kleinen Pause, im Gerichtszimmer sich zu versammeln, damit wir unsere wissenschaftliche Partie noch erledigen.

Vors. Kramer:

Die Versammlung ist hiermit geschlossen.

Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Schreibung.

1. So lange die deutsche Sprache geschrieben wird (abgesehen von der Runenschrift und dem Gothischen), hat sie sich mit einem fremden, dem lateinischen, Alphabete beholfen, welches von vornherein sogar nicht für alle ihr wesentlichen Laute ausreichte.

2. Die gegenwärtige deutsche Schreibung ist durch drei Faktoren bedingt: durch das phonetische Prinzip, das etymologische Prinzip und den Usus.

3. Rein und allein wird das phonetische Princip zur Anwendung kommen, wenn für eine bis dahin ungeschriebene Sprache der erste Versucch schriftlicher Aufzeichnung gemacht wird.

Vollkommen aber kann, will und soll das phonetische Prinzip für den Gebrauch des praktischen Lebens nicht verwirklicht werden, da kein Alphabet für die schrankenlose Mannigfaltigkeit des Lautes ausreicht.

4. Die Buchstabenschrift bringt die Artikulation, welche das charakteristische Merkmal der menschlichen Sprache ist, zur Anschauung und zum Bewusstsein; daher beruht wesentlich auf ihr das Verständniss der Sprache. Ferner wirkt bei einem überwiegend lesenden Volke die Buchstabenschrift wesentlich sowohl auf den Leib wie auf den Geist der Sprache zurück und hemmt die Abschwächung des Sprachbewustseins. Wenn wir aber hauptsächlich der Buchstabenschrift verdanken, was wir von Etymologie und Sprachbau wissen, und wenn sie fortwährend eine so bedeutende Rückwirkung auf Sprache und Sprachbewustsein ausübt: dann verlangt es das Interesse des Sprachverständnisses und der Sprache selbst, dass wir das etymologische Prinzip nach Möglichkeit aufrecht erhalten.

5. Das phonetische Prinzip ist in der deutschen Schreibung von jeher das herrschende gewesen und soll es auch bleiben. Sein oberster Grundsatz lautet: Schreib wie du sprichst. Es gibt eine mustergiltige neuhochdeutsche Aussprache.

6. Das etymologische Prinzip ist überall da in Anwendung zu bringen, wo es weder dem phonetischen Prinzip, noch dem festen Usus widerstreitet.

7. Aus praktischen Gründen fällt nicht der feste, allgemein giltige, sondern nur der schwankend gewordene Usus in den Bereich der orthographischen Reform.

8. Das lateinische Alphabet entbehrt der Quantitätsbezeichnung. Die lebende deutsche Sprache bedarf ihrer auch so wenig als die lebende lateinische ihrer bedurfte. Alle in der deutschen Schreibung dafür üblich gewordenen Surrogate sind theoretisch verwerflich; am verwerflichsten aber ist der Widersinn, die Quantitätsbezeichnung, welche dem Vokale gebühren würde, durch Konsonanten auszudrücken. Daher sind diese Surrogate nach Möglichkeit zu beschränken, und überall, wo ihr Gebrauch bereits schwankend geworden ist, zu beseitigen.

9. Weil *ie* im Gebrauche noch feststeht, ist seine Anwendung soweit irgend möglich etymologisch zu regeln. Namentlich sind mit *ie* zu schreiben sämmtliche reduplicierte Präterita und sämmtliche Verba mit romanisch geformten Infinitiven.

10. Alle überflüssigen, etymologisch nicht zu rechtfertigenden, in der Zeit der Sprach- und Schriftverwilderung eingedrungenen Konsonanten sind, wo ein schwankend gewordener Brauch es irgend zulässt, zu beseitigen.

11. Wie unser jetzt übliches Alphabet zuweilen nur ein Zeichen gewährt für verschiedene Laute (z. B. nur ein *e*, nur ein *ch*), so gewährt es umgekehrt auch mehrere Zeichen (z. B. *f* und *v*) für einen und denselben Laut. Eine solche Mehrheit von Lautzeichen ist nicht durch Machtspruch zu vermindern, sondern nach Möglichkeit etymologisch zu verwenden.

12. In der Reihe der Dentalen, und zwar unter den Dauerlauten, haben wir ein weiches *s* (gesprochen mit verengter Stimmritze) und ein hartes (gesprochen mit offener Stimmritze); das weiche *s* geht nach durchgreifendem Lautgesetz in hartes *s* über im Auslaute und vor Konsonant. Für dieses harte *s* brauchen wir die drei Zeichen: ß, ſſ und s (und vor Konsonanten auch ſ). In lateinischer Druckschrift ist seit etwa vier Decennien das *sz* verschwunden, während man früher ſs dafür druckte. Das im Gebrauch feststehende s ist beizubehalten, die Verwendung von ß und ſſ aber ist nach der Etymologie zu regeln.

Halle, den 1. October 1867. **J. Zacher.**

Eintheilung der deutschen Consonanten

			Continuae				Prohibitivae (sive Explosivae)			
			Reibelaute		Zitterlaute	Nasenlaute	Verschlusslaute			
			harte (tenues) mit offener Stimmritze h (*spiritus asper*) halt	weiche (mediae) mit verengter Stimmritze (*spiritus lenis*) ('alt)			harte (tenues) — mit offener Stimmritze	harte (tenues-aspiratae) — mit offener Stimmritze	weiche (mediae) — mit verengter Stimmritze	weiche (mediae-aspiratae) — mit verengter Stimmritze
	[*faucales s. gutturales verae*]	[Kehlkopf]	[*arabisch* hha]	[*arabisch* ain]						
Palatales	gutturales	Zungenwurzel und weicher Gaumen	ch Joch, Aachen	(obersächs. g) (Tage, Vogel)		n(g) n(k) jung, Trunk	k	(cch) (z. Iw. 4098. z. Kl. 941 Parz. 459, 19 D. rokch.)	g	
Palatales	palatales	Zungenwurzel und harter Gaumen	ch ich, Mamachen	j ja		(*spanisch* ñ) (*franz.* Champagne)	(tsch) (*englisch* nature)		(dsch) (*englisch* soldier journal)	
	cerebrales sive linguales (mûrdhanya)	zurückgebogene Zunge und Gaumen	sch scharf	(*französ.* j) (*engl.* pleasure) (*franz.* jamais)						
Dentales	dentales	Zungenspitze und Zähne	ß ss s (z) reißen gossen, Rosse ißt, ist daß, das	s reisen	r l	n	t	z (z) reizen	d	
Dentales	(interdentales)	Zunge und Schneide der Zähne	(þ) (*engl.* breath)	(ð) (*englisch* to breathe)						
Labiales	dentilabiales	Unterlippe und Oberzähne	f v fiel, viel	w will						
Labiales	labiales	Unter- und Oberlippe		w Quelle		m	p	pf Pfand	b	
Labiales	labiales	(Unter- und Oberl. gerund.)	(w) (*engl.* which)	(w) (*engl.* with)						

Verhandlungen der germanistisch-romanistischen Section.

Als Mitglieder der germanistischen Section hatten sich eingezeichnet:

1. K. Schiller, Dr., Oberlehrer in Schwerin.
2. Oscar Schade, Dr., Professor in Königsberg.
3. K. Bartsch, Dr., Professor in Rostock
4. K. Weinhold, Professor in Kiel.
5. Aug. Anschütz, Professor in Halle.
6. Hugo Weber, Professor in Weimar.
7. Schulz, Dr. (San-Marte), Regierungsrath in Magdeburg.
8. Karl Paulsiek, Oberlehrer in Magdeburg.
9. Eduard Böhmer, Professor in Halle.
10. Reinhold Köhler, Dr., Bibliothekar in Weimar.
11. Förstemann, Dr., Oberbibliothekar in Dresden.
12. Moritz Heyne, Privatdocent in Halle.
13. Alfred Pernice, Dr., Privatdocent in Halle.
14. B. Delbrück, Dr., Privatdocent in Halle.
15. F. Urtel, cand. phil. aus Gibichenstein b. Halle.
16. Th. Möbius, Dr., Professor in Kiel.
17. Ernst Dümmler, Dr., Professor in Halle.
18. Koch, Dr., Professor in Eisenach.
19. H. R. Hildebrand, Dr., in Leipzig.
20. K. Weigand, Dr., Professor in Giessen.
21. Leist, Dr., in Stendal.
22. H. Dungen, Dr., in Dresden.
23. Felix Flügel, Dr., in Leipzig.
24. R. Hügel, st. phil., in Leipzig.
25. J. O. Opel, Rector in Halle.
26. E. Wülcker, c. phil., in Frankfurt a. M.
27. Fr. Lippold, st. phil., in Altenburg.
28. Brentano, Dr., in Nordhausen.
29. Sanneg, Dr., in Halle.
30. Ernst Köhler, Cand. d. höh. Schulamts in Leipzig.
31. Grein, Dr., Archivar in Cassel.
32. Robert Boxberger, Dr., Realschullehrer in Erfurt.
33. Wilh. Treitz, Privatdocent in Bonn.
34. Theod. Gelbe, Dr., Oberlehrer in Chemnitz.
35. G. Weicker, Dr., Oberlehrer in Berlin.
36. M. Weicker, Lehrer am Pädagogium in Halle.
37. E. Jungmann, st. phil. in Leipzig.
38. H. Zschau, st. phil. in Halle.
39. Voigt, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
40. Paul Sanneg, Dr., Reallehrer in Nordhausen.
41. Krämer, Dr., in Gera.
42. Hirzel, Dr., in Aarau.
43. Ebel, Dr., in Schneidemühl.
44. H. Grunicke, Realschullehrer in Gera.
45. Johannes Schmidt, Dr., in Jena.
46. Lucae, Dr., in Halle.
47. Feodor Bech, Dr., in Zeitz.
48. Bolze, Dr., Oberlehrer in Berlin.
49. Borsdorf, Lehramtscandidat in Jauer.
50. Leisering, Gymnasiallehrer in Berlin.
51. Hachtmann, Dr., Gymnasiallehrer in Halle.
52. Weidenkaff. Dr., Gymnasiallehrer in Erfurt.
53. Ernst Martin, Dr., Privatdocent in Heidelberg.
54. Opitz, Dr., Gymnasiallehrer in Naumburg.
55. Meusel, Gymnasiallehrer in Halle.
56. W. Wilmans, Dr., in Berlin.
57. Lilie, Dr., in Magdeburg.
58. Fr. Goldmann, Dr., in Halle.
59. Voretzsch, Dr., in Posen.
60. Schwarz, Dr., in Weimar.
61. Rud. Menge, Dr., in Weimar.
62. J. Förtemann, Dr., in Leipzig.
63. P. Wessel, Gymnasiallehrer in Merseburg.
64. Suphan, Dr., in Halle.
65. J. A. Rud. Männel, st. ph., in Halle.
66. E. Schatzmayr, Dr., in Elberfeld.
67. Garlipp, Dr., in Magdeburg.
68. J. Zacher, Professor in Halle.

Erste vorbereitende Sitzung, Dienstag den 1. October, Vormittags 11 Uhr.

Der Präsident, Professor Dr. Julius Zacher, eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

Zum fünfundzwanzigsten Male ist die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zusammengetreten. Sie feiert damit das erste Jubiläum, eines viertelhundertjährigen Bestehens. Zum fünftenmale haben sich die Germanisten — und ihnen sich anschliessend die Romanisten und Slavisten — als besondere Section jener grossen Philologenversammlung geschaart. Freilich erst zum fünften Male; aber dass es bereits viermal geschehen konnte in einer Anzahl von dreissig bis fünfzig Fachgenossen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, das ist wahrlich aller Ehren werth. Denn wie alt ist denn überhaupt die deutsche Philologie, die älteste unter den genannten drei Geschwistern? Als wirkliche Wissenschaft ist sie genau so alt, dass auch sie ein Jubiläum feiern kann, ein halbhundertjähriges Jubiläum ihres Bestehens. Zwei Männer sind es, denen hauptsächlich das Verdienst und der Ruhm zukommt, die deutsche Philologie zu dem Charakter und Range einer Wissenschaft veredelt und erhoben zu haben; und zwei Bücher sind es, welche als Marksteine den Beginn der eigentlich wissenschaftlichen Wirksamkeit beider Männer auf diesem Gebiete bezeichnen: die Schrift über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth aus dem Jahre 1816, und der erste Band der deutschen Grammatik, aus dem Jahre 1819. Wie haben diese beiden Männer es angefangen, dass sie einen so kühnen und gewaltigen Bau von vornherein so richtig und solid anlegen, dass sie, unbeirrt vorwärts strebend, ihn so mächtig fördern konnten, dass er nunmehr, nach nicht länger als einem halben Jahrhunderte, dasteht als ein fester, organisch gegliederter, und keines wesentlichen Theiles ermangelnder, wundersamer Prachtbau? Diese Frage ist wohl der ernstesten Erwägung würdig.

Lassen Sie uns aber zuvor einen raschen Blick werfen auf einen anderen mächtigen deutschen Bau, der sich vor unseren Augen rasch und glücklich erhoben hat, an dem die Werkleute noch rüstig arbeiten, und an dem wir ebenfalls, ein Jeder an seinem Theile, mitwirken sollen.

Als ich vor Jahren in die Facultät eingeführt wurde, begrüsste mich ihr damaliger, nun längst verstorbener Decan, ein geborener Friese, mit einer kurzen Anrede. Er sagte unter Anderem: „In meiner Heimat ist es Sitte, den glimmenden Funken über Nacht zu bedecken, damit sich an ihm mit dem kommenden Morgen das Feuer für den angebrochenen Tag wiederum entzünde. Sie haben die hohe Aufgabe, die deutsche Sprache und Literatur, den glimmenden Funken, der von der deutschen Einheit uns geblieben ist, hüten und pflegen zu helfen. bis der Morgen hereinbricht, an welchem aus dem Funken wiederum die Flamme auflebt, welche neues Lebenslicht und Lebenswärme ausstrahlen soll über das ganze deutsche Volk.“ Seitdem ist manches Jahr ins Land gegangen und mancherlei zur Herbeiführung der deutschen Einheit versucht worden. Diplomaten haben verhandelt, Schützen, Turner und Sänger haben gesungen, getoastet und geredet, auch heftigere Erschütterungen sind mit untergelaufen, aber die ersehnte Einheit Deutschlands wollte nicht kommen. Da brachte das verflossene Jahr eine Lösung. Freilich war es ein hartes, sorgenvolles Jahr, zumal dem Kriege sich noch anderes schweres Ungemach gesellte; und die Lösung geschah in anderer Weise als mancher erwartet und gewünscht hatte, und vermochte noch nicht alles auf einmal zu erreichen. Aber es ist

doch Grosses bereits erreicht, und es ist sehr rasch und im wesentlichen doch auch mit mässigen Opfern erreicht worden. Zwar ist erst der Norden Deutschlands zu einer wirklichen politischen Einheit zusammengeschlossen, aber schon jetzt ahnt mit sicherem Instincte Jedermann in Europa und darüber hinaus, was das staatlich geeinigte Deutschland zu besagen hat. Und da der nunmehr gebildete Kern bereits eine so bedeutende thatsächliche Macht besitzt, muss der Anschluss der übrigen Glieder, die vollkommene Einigung, schon nach der blossen Nothwendigkeit des physikalischen Gesetzes der Attraction erfolgen, nach einer naturgesetzlichen Nothwendigkeit, vor welcher jede Empfindlichkeit und jedes Gelüste wird weichen und sich beugen müssen.

Wodurch aber ist dieser grosse und rasche Erfolg erreicht worden? Die wahre Ursache ist keine andere, als die consequente straffe preussische Zucht, das wohlüberlegte methodische, aber nicht pedantische, sondern energische Handeln.

Straffe Zucht, richtige, energisch gehandhabte Methode, das also ist das Geheimniss, durch welches Preussen die Begründung der Einheit Deutschlands bewirkt hat; und dasselbe ist es, durch welches Grimm und Lachmann die Begründung der Wissenschaft der deutschen Philologie erreicht haben.

Jacob Grimm, mit inniger Pietät alle vaterländische Ueberlieferung ehrend, mit mächtiger Combinationsgabe alles Detail verknüpfend und alle Gebiete der deutschen Philologie umfassend, hat für alle nicht nur den Grund meisterhaft gelegt, sondern auch den Aufbau selbst schon für die meisten weit gefördert und grossartige Werke als Muster der Nacheiferung für alle künftigen und als Anregung zu weiterem Ausbau hinterlassen. Karl Lachmann, sich fast nur auf das philologische Gebiet im engeren Sinne beschränkend, begabt mit wunderbarem Scharfsinne, hat mit der festesten Consequenz, der peinlichsten Gewissenhaftigkeit und der vollendetsten Sauberkeit und Genauigkeit eine Reihe von schweren und kaum erreichbaren Mustern philologischer Werke hingestellt. Namentlich ist es sein bleibendes Verdienst, die Methode der philologischen Kritik mit sicherer Hand geschaffen und endgiltig festgestellt zu haben. Ohne Kritik aber ist der Philologe wie ein Schiffer ohne Compass. Und diese beiden grossen Männer halfen und förderten einander gegenseitig neidlos. Der Grimmschen Grammatik ist diese kritische Hilfe nicht wenig zu Nutzen gediehen, wie Grimm selbst in seinen Vorreden es anerkennend und dankend ausspricht. Wie mühselig aber die grundlegende Arbeit dieser beiden Männer gewesen ist, davon haben wir, die wir auf den von ihnen gebahnten und geebneten Wegen wandeln, kaum eine Vorstellung; aber wir können eine Ahnung davon gewinnen, wenn wir die Incunabeln der wissenschaftlichen deutschen Philologie aufschlagen und achtsamen Blickes durchmustern wollen.

Was aber hauptsächlich ihren Bestrebungen einen so durchschlagenden und bleibenden Erfolg gab, der innere Grund und Kern derselben, das war der Geist, der all ihr Streben und Arbeiten durchdrang, trug und hob. Sie hatten kein anderes Ziel als der Wissenschaft zu dienen und die Wahrheit zu erforschen. Niemals haben sie um die Gunst der Menge gebuhlt, niemals den Schwächen des Lesers geschmeichelt, niemals haben sie sich gar zu der Absurdität hinreissen lassen, die grosse Menge zum Richter in Dingen der strengen Wissenschaft und der Technik machen zu wollen. Sie wirkten und schufen für die Forschung und für Forscher; sie strebten und wollten Mitstrebende; sie arbeiteten und wollten Mitarbeitende. Und sie fanden ihre Genugthuung in dem Bewusstsein ihre Pflicht redlich erfüllt und gediegene Leistungen geschaffen zu haben. Daraus ergab sich eine gewisse Abgeschlossenheit und Vornehmheit, die allerdings zuweilen etwas Unbequemes hat. Aber wer ihnen daraus einen Fehler

und Vorwurf gemacht hat, der hat doch nicht reiflich genug bedacht, wie nöthig und wie weise es gewesen ist, gerade von dem jungen aufwachsenden Bäumchen der werdenden Wissenschaft mit schützender Hand störende und verderbliche Einflüsse abzuwehren, und wie wesentlich diese also reservirte Haltung eines nicht zahlreichen aber durch das gleiche ernste und selbstlose Streben eng verbundenen Forscherkreises dazu beigetragen hat, dass unsere Wissenschaft so rasch und solide gediehen ist.

Seitdem hat sich nun der Kreis derer, welche sich zu den Kennern und Liebhabern der deutschen Philologie zählen, ansehnlich erweitert, und es sind denn auch die Folgen nicht ausgeblieben, welche mit einer solchen Erweiterung einzutreten pflegen. Dass Lachmanns scharfblickender Geist einen Theil dieser Folgen vorausgesehen hat, ist nicht zu verwundern. Er schrieb in der Vorrede des Iwein: „Die Nachwelt, die unser mühselig Gewonnenes schon fertig überliefert empfängt, wird, weil sie unsere Dürftigkeit nicht begreift, unseren Fleiss und unsere geistige Anstrengung nicht genug ehren: dafür haben wir die herzliche Lust des ersten Erwerbes vorausgehabt." Aber ebenso wenig ist zu verwundern, wenn er nicht vorausgesehen hat, dass der Präsident der vierten Germanistenversammlung bei Uebersendung der Acten an den Präsident der fünften, den ausdrücklichen schriftlichen Wunsch hinzufügen würde (d. d. Heidelberg 15. März 1866): „dass die Germanistenversammlung in Halle dazu beitrage, den gestörten Frieden und einen anständigen modus vivendi wiederherzustellen." Aehnliche Klagen und Wünsche sind mir auch noch von Anderen schriftlich zugegangen, nicht von Männern die einer Partei zugerechnet werden, sondern von solchen, die zu den ältesten und geachtetsten Koryphäen unserer Wissenschaft zählen und vollkommen unabhängig dastehen. Um so mehr habe ich es für meine Pflicht gehalten, jenen Wunsch des verdienten Präsidenten der vierten Versammlung, mit dem auch mein eigener Wunsch auf das vollkommenste übereinstimmt, der diesmaligen Versammlung mitzutheilen und ans Herz zu legen.

Als ich vor langen Jahren nach Holland kam, da machte es auf mich einen tiefen Eindruck, überall den niederländischen Löwen zu erblicken mit dem Bündel Pfeile und der Beischrift „eendragt maakt magt." Und wahrlich, nur die Eintracht hat diesem kleinen auf ungünstigem Boden zusammengedrängten Volke die Macht gegeben, von der damals so gewaltigen auf der Höhe ihres Ruhmes und ihrer Kraft stehenden spanischen Monarchie in langem Heldenkampfe sich die Freiheit zu ertrotzen. Wir sind hier versammelt als deutsche Philologen der deutschen Philologie aus Ost und West und Nord und Süd, aus allen Ecken und Enden des weiten Vaterlandes, und tagen diesmal so recht in seiner Mitte, in seinem Herzen. Wir sind zum ersten Male versammelt in einem Vaterlande, welches bereits den schwierigsten Theil seiner Einheit und Einigkeit verwirklicht hat, und in dem vollen Streben begriffen ist, auch den noch mangelnden Rest bald in die vollständige Einigung einzufügen. Lassen Sie das auch für uns den Beginn unserer neuen Einheit und Einigkeit sein! Auseinandergehende, ja widerstrebende Ansichten und Meinungen werden freilich bleiben, und sie müssen und sollen bleiben, denn in ihnen bewegt sich das frische pulsierende Leben. Mögen die Geister auf einander platzen, möge auch die Polemik immerhin eine scharfe werden, nur mögen und wollen wir die Würde der Wissenschaft und der Person nie darüber vergessen, und wollen im Gegentheil uns immer eins und einig fühlen, wissen, zeigen und bewähren in der höheren Einheit des gleichen ernsten, gewissenhaften und selbstlosen Strebens im Dienste der Wissenschaft für die Wahrheit und Wahrhaftigkeit und wider den Schein.

Wir sind endlich versammelt als eine Vereinigung deutscher Philologen und Schulmänner, und diess soll uns gemahnen, dass wir eine lange Versäumniss endlich nachzuholen und gut zu machen haben. Wir sollen streben und arbeiten nicht bloss für die mit uns fortgeschrittenen Forscher, sondern auch für das nachwachsende Geschlecht. Wir sollen nicht blos wirken und arbeiten für Akademie und Universität, sondern auch für die Schule. Und da es schliesslich von allem Lernen gilt: *non scholae sed vitae discendum*, sollen wir auch wirken für das gesammte nationale Leben überhaupt.

Die grossen Gründer unserer Wissenschaft hatten dazu unmöglich Zeit. Sie hatten mit der reinen Forschung und dem Aufbau der Wissenschaft übervoll zu thun. Gegenwärtig aber ist der Kreis der Kundigen hinreichend erweitert, und der befähigten Kräfte sind genug vorhanden, dass mit Ernst und Erfolg auch an die Lösung dieser Aufgabe gegangen werden kann.

Populär zu schreiben und zu lehren für das Bedürfniss und den Standpunkt des grossen Publikums ist eine der verdienstlichsten und dankenswerthesten, aber auch der misslichsten und schwierigsten Aufgaben, die ein ganz besonderes Talent erfordert, und nur wenigen und nur selten gelingt. Auch entziehen sich ganze Gruppen und grosse Strecken der Wissenschaft, und darunter zum Theil die wichtigsten Partien, der Popularisirung beinahe gänzlich. Doch haben wir auch hierin schon verschiedene rühmliche und trefflich gelungene Arbeiten aufzuweisen. Wer dieses seltene Talent besitzt, der möge uns gediegene Leistungen dieser Art vorführen, und die Anerkennung der Männer der strengen Wissenschaft wird ihm so wenig fehlen als der Beifall des grossen Publikums.

Aber für die Zwecke der Schule kann ein jeder beisteuern und mitwirken, der mit ausreichenden Kenntnissen nur einigermassen praktisches Geschick verbindet. Es ist aber die unmittelbare Mitwirkung für Zwecke der Schule nachgerade eine fast unabweisliche Forderung an die Fachmänner unserer Wissenschaft geworden, seit neuerdings die deutsche Philologie unter die Forderungen des preussischen Oberlehrerexamens, und damit officiell in den Lehrbereich von mehr als zweihundert deutschen Gymnasien aufgenommen worden ist, ungerechnet die Realschulen und anderen höheren Lehranstalten. Die Schule heisst zwar *ludus* auf lateinisch, aber in die Spielschule pflegen in Deutschland nur kleine Kinder zu gehen, die das schulpflichtige Alter noch nicht erreicht haben. Die deutsche Schule ist eine Lernschule, und lernen ist arbeiten, wissenschaftlich arbeiten, denkend arbeiten. Für diese Zwecke, und selbst für Universitätslehrzwecke ist in unserer Wissenschaft erst gar wenig gutes an gedruckten wissenschaftlichen Lehr- und Hilfsmitteln geleistet worden. Dass aber hierfür etwas durchgreifendes geschehe, dass die Vertreter der deutschen Philologie rüstig und freudig daran mitarbeiten, ist um so nothwendiger, als es noch lange Jahre und ein Zusammenwirken vieler kenntnissreicher und praktisch geschickter und erfahrener Männer bedürfen wird, ehe sich ein abgeklärtes und allgemein giltiges Urtheil herausbilden wird über das, was die Schule von deutscher Philologie bedarf, und über die für die Schule angemessenste Form, Gliederung und Methode des deutsch-philologischen Lehrstoffes.

So lassen Sie uns denn in Gottes Namen und in einträchtigem Herzen und Sinne an unser Werk gehen, mit dem Vorsatze, so weit es uns diesmal verstattet sein wird, unser redlich Theil zur Förderung unserer Wissenschaft beizutragen.

Hierauf wurden gewählt zum Vicepräsidenten Professor Dr. E. Böhmer aus Halle, zu Schriftführern Realschullehrer Dr. Boxberger aus Erfurt und die beiden Privatdocenten Dr. Heyne und Dr. Lucae aus Halle. Dann kamen die von den hiesigen germanistischen

und romanistischen Universitätslehrern verfassten Festschriften zur Vertheilung nebst einigen von auswärts her eingesandten:

Julii Valerii Epitome. Zum erstenmal herausgegeben von Julius Zacher. Zur Begrüssung der germanistischen Section der XXV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle den 1. Oct. MDCCCLXVII. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867.

Ueber Dante's Schrift *de vulgari eloquentia.* Nebst einer Untersuchung des Baues der Danteschen Canzonen. Von Eduard Böhmer. Zur Begrüssung der romanistischen Philologen und der Mitglieder der Deutschen Dantegesellschaft im October 1867 in Halle. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867.

Leben und Dichten Walters von der Vogelweide in seinen Grundzügen geschildert von Karl Lucae. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867.

Altniederdeutsche Eigennamen aus dem neunten bis elften Jahrhundert. Zusammengestellt von Dr. Moritz Heyne. Als Gruss an die germanistische Section der 25. deutschen Philologen-Versammlung. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867.

Die Fürwörter und ire nächste Ferwendung im deutschen und ferwanten Sprachen. Vom Gymnasiall. Schulze. (Programm des Königlichen Gymnasiums zu Quedlinburg für das Schuljahr von Ostern 1864 bis Ostern 1865.) Quedlinburg, Druck von Gottfr. Basse. 1865.

Conrad Hofmann, Zum altromanischen Leiden Christi und zum Leodegar. — Zur Gudrun. (Aus den Sitzungsberichten der Kgl. bairischen Akademie, 1867, II. 2.)

Mit einer übersichtlichen Angabe dessen, was die germanistische Section in den nächsten beiden Sitzungen zu verhandeln habe, und mit der Bezeichnung der Tagesordnung für den nächsten Tag schloss der Präsident die vorbereitende Sitzung.

Inzwischen hatte das Denkbuch der Section zur Einzeichnung der Theilnehmer offen gelegen, und hatten 61 Theilnehmer ihre Namen eingetragen.

Zweite Sitzung, Mittwoch den 2. October. Vormittags 8 Uhr.

Der Präsident eröffnete die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mittheilungen. Dann übergab Herr Dr. Schiller aus Schwerin einige Exemplare seiner Schrift:

> Beiträge zu einem Mittelniederdeutschen Glossar von Dr. Karl Schiller, Oberlehrer am Gymnasium Friedericianum zu Schwerin. Schwerin 1867. Gedruckt in der Hofbuchdruckerei von Dr. F. W. Bärensprung.

zur Vertheilung, als eine vorläufige Probe eines von ihm beabsichtigten mittelniederdeutschen Wörterbuches, und knüpfte daran den Wunsch, dass ihm Quellen, Nachweisungen, Mittheilungen und Beiträge zu diesem Wörterbuche recht reichlich zugehen möchten.

Darauf ersuchte der Präsident den Herrn Dr. Delbrück, Bericht zu erstatten über eine von Herrn Dr. Wilhelm Mannhardt in Danzig eingesandte handschriftliche Abhandlung unter dem Titel „Die Korndämonen". In eingehender und anerkennender Weise berichtete Herr Dr. Delbrück, dass in dieser Abhandlung auf 97 Seiten gründlich und ausführlich gehandelt sei von dem durch ganz Deutschland verbreiteten Volksglauben, dass im Getreidefelde dämonische Wesen hausen, welche einen bedingenden Einfluss auf sein Gedeihen oder dessen Gegentheil üben, und entweder in verschiedenen Thiergestalten oder auch weiter entwickelt in Menschengestalt gedacht werden, und dass der Verfasser sich mit Erfolg bemüht habe,

den mythologischen Charakter dieser Wesen nachzuweisen und zu erörtern. Auch würde der Section mitgetheilt, dass Herr Dr. Mannhardt schriftlich gegen den Präsidenten den Wunsch ausgesprochen habe, dass die germanistische Section mehr als bisher geschehen für seine mythologischen Bestrebungen und Arbeiten sich interessiren möge. Demgemäss knüpfte Herr Dr. Delbrück an seinen Bericht noch eine kurze Charakteristik der Thätigkeit des Herrn Dr. Mannhardt auf dem Gebiete der deutschen Mythologie, wobei er nachwies, wie bedeutenden wissenschaftlichen Werth diese Bestrebungen des Herrn Dr. Mannhardt haben, und wie sie von ihm mit der bewundernswerthesten Ausdauer und den grössten persönlichen Opfern gepflegt und gefördert werden. Schliesslich beantragte Herr Dr. Delbrück folgende Resolution:

> „Die germanistische Section erklärt die mythologischen Bestrebungen und Arbeiten des Herrn Dr. Mannhardt für ebenso nothwendig als nützlich und spricht den Wunsch aus, dass Regierungen, Behörden und Private ihn in jeder Weise förderlichst unterstützen mögen."

Es folgte eine kurze Discussion, an welcher sich namentlich Herr Oberbibliothekar Dr. Förstemann aus Dresden, Herr Oberlehrer Dr. Schiller aus Schwerin und der Präsident betheiligten. Sie alle kamen darin überein, dass Herr Dr. Mannhardt mit eindringender Kenntniss, unermüdlicher Beharrlichkeit, und mit hingebendster persönlicher Aufopferuug eine sehr umfassende mythologische Aufgabe unternommen und in mehrjähriger angestrengter Arbeit schon ziemlich weit gefördert habe, welche für die Wissenschaft wirklich ein dringendes Bedürfniss, ja eine füglich nicht länger aufzuschiebende Nothwendigkeit sei; dass aber zu einer gedeihlichen Förderung und Erledigung dieser Aufgabe ein Mitwirken Vieler, und auch eine kräftige und nachhaltige Unterstützung mit materiellen Hilfsmitteln erforderlich, namentlich aber auch zu wünschen sei, dass Herr Dr. Mannhardt im mittleren Deutschland eine Stellung erhalte, welche seinen Lebensbedarf decke, und ihm zugleich die erforderliche Musse zur weiteren Verfolgung und Vollendung seiner Aufgabe gewähre.

Darauf ward die von Herrn Dr. Delbrück beantragte Resolution von der germanistischen Section einstimmig angenommen.[1])

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildete eine von dem Präsidenten angeregte Verhandlung über das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm. Der Präsident leitete dieselbe ein durch einen kurzen Vortrag über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand des Werkes. Als die Brüder Grimm vor nunmehr bereits dreissig Jahren auf Anregung der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig sich zur Ausarbeitung des Deutschen Wörterbuches entschlossen, konnten weder sie selbst noch der Verleger den ganzen Umfang und die ganze Schwierigkeit des Werkes übersehen. Fast fünfzehn Jahre verstrichen über den Vorarbeiten, über der Sammlung des ersten grundlegenden aus den neuhochdeutschen Schriftwerken ausgezogenen und auf Hunderttausenden von einzelnen Zetteln verzeichneten Materiales, an welcher Arbeit sich über achtzig mitforschende Freunde und Genossen betheiligten. Im Jahre 1852 erschien das erste Heft im Drucke. Alle ihre übrigen Arbeiten mehr und mehr zurückstellend, verwandten von da ab die Brüder Grimm fast ihre gesammte Zeit und Kraft auf die Förderung dieser letzten grossen Aufgabe ihres Lebens. Durch die Studien ihres ganzen langen rastlos thätigen Lebens waren sie dazu vorbereitet wie kein anderer; eine vor-

---

[1]) Ich habe die Resolution nebst ihrer Motivierung schriftlich ausgefertigt und dem Herrn Dr. Mannhardt zugesandt. J. Zacher.

treffliche in Decennien angesammelte Bibliothek stand ihnen in jedem Augenblick zur freien Verfügung; und durch die Munificenz Sr. Majestät des hochseligen Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preussen genossen sie eine Besoldung welche das Bedürfniss ihrer bescheidenen anspruchslosen Existenz deckte und ihnen nur die Verpflichtung eines Akademikers auflegte. Wilhelm Grimm hatte sich den Buchstaben D zur Ausarbeitung erwählt. Eben hatte er ihn vollendet, als ihn der Tod abrief, den 16. December 1859. Jacob Grimm war von A bis zum Worte Frucht gediehen, als auch ihm die Feder entsank, den 20. September 1863. Nach dem Tode der beiden Brüder blieb ihr unvollendet hinterlassenes Werk lediglich auf Privatmittel angewiesen. Der Verleger desselben, Herr Dr. Hirzel in Leipzig, einer unserer ehrenwerthesten Buchhändler, dessen Verdienste um die deutsche Literatur auch von der Leipziger Universität durch Verleihung der Doctorwürde anerkannt worden sind, hat dafür gethan was er irgend vermag. Aber von dem Buchhändlerhonorar allein lässt sich ein solches Werk nicht herstellen. Und die beiden von Grimm selbst designirten Fortsetzer waren durch Schulämter in ihrer Thätigkeit für das Wörterbuch schwer behindert. Auf das durch Herrn Professor Pfeiffer in Wien angeregte Ersuchen einer Anzahl namhafter Germanisten hat zwar der Magistrat von Leipzig den einen der Fortsetzer, den Herrn Dr. Hildebrand für einige Jahre des grössten Theils seiner schulamtlichen Obliegenheiten entbunden, und ebenso ist von der grossherzoglich hessischen Regierung dem anderen Fortsetzer, dem Herrn Professor Dr. Weigand, die Beförderung in eine ordentliche Professur in Aussicht gestellt worden[1]): allein so dankenswerth diese Unterstützung auch ist, so volle Anerkennung namentlich die hochherzige Entschliessung des Leipziger Magistrates verdient, so reicht diese Hilfe dennoch nicht aus, und zumal darf man einer städtischen Behörde nicht füglich zumuthen, dass sie einem Nationalwerke, welches den gegründetsten Anspruch auf nationale Unterstützung hat, ein so grosses Opfer dauernd aus dem Stadtsäckel darbringe. Abgesehen von der fast funfzehnjährigen Vorbereitung, hat die Ausarbeitung und der Druck des Werkes nun bereits fünfzehn Jahre erfordert, und doch ist kaum erst ein Drittel desselben bewältigt, reichliche zwei Drittel harren noch der Erledigung. Sollte nun die Fortsetzung in der bisherigen Weise fortschreiten, so würden zur Vollendung mindestens noch dreissig Jahre erfordert werden. In einer so langen Frist aber würden die ursprünglichen Abnehmer des Werkes wol grössentheils fortsterben, und andererseits würde der Eintritt neuer Abnehmer sich dadurch immer mehr erschweren, dass der neu Hinzutretende, um das Werk überhaupt brauchen zu können, dessen bereits erschienenes mit jedem Jahre wachsendes und theurer werdendes Vorderstück auf einmal kaufen müsste. Sinkt aber die Zahl der Abnehmer bis unter eine gewisse Grenze, dann kann der Verleger nicht mehr auf seine Kosten kommen, und dann würde er sich möglicherweise genöthigt sehen, das Werk als eine Ruine unvollendet liegen zu lassen.

Soll diese drohende Gefahr abgewendet, soll die Fortsetzung des Wörterbuches beschleunigt und gefördert, soll seine Vollendung gesichert und in absehbarer Zeit erreicht werden, so muss nothwendig eine durchgreifende und nachhaltige Hilfe eintreten, und die germanistische Section hat vor allen anderen eben so sehr das Recht wie die Pflicht, sich dieser Angelegenheit ernstlicher anzunehmen und auf die Herbeiführung einer solchen Hilfe hinzuarbeiten. Das Grimmsche Wörterbuch ist ein Nationalwerk ersten Ranges, die Brüder

[1]) Diese Beförderung unter gleichzeitiger Enthebung von seinem Schulamte ist seitdem wirklich erfolgt.

Grimm haben seine würdige Fortsetzung und Vollendung den deutschen Gelehrten und dem deutschen Volke als eine Pietätspflicht hinterlassen, in ihm ist gleichsam die Ehre der vaterländischen Wissenschaft und des deutschen Namens verpfändet, durch seine Anregung sind ringsum bei den Nachbarvölkern, in Holland, England, Frankreich, Italien ähnliche ihm nacheifernde Werke entstanden oder noch in der Ausführung begriffen, es ist eine Zusammenfassung der ganzen gewaltigen deutschen Sprachmacht, jener Macht, welche die Hauptgrundlage der hohen geistigen Entwicklung Deutschlands bildet, welche hauptsächlich die nationale Einheit Deutschlands erhalten und die politische Einheit vorbereitet hat. Folglich ist es nur gerecht und billig, dass ihm zu seiner Förderung und Vollendung eine ausreichende nationale Unterstützung aus Staatsmitteln zu theil werde. Deshalb schlägt der Präsident der Versammlung folgende Resolution vor:

Die germanistische Section erklärt, dass das Grimmsche deutsche Wörterbuch eine Unterstützung und Förderung aus Staatsmitteln eben so sehr verdiene als bedürfe, und beauftragt ihren Präsidenten, eine solche bei dem hohen Präsidium des Norddeutschen Bundes zu erbitten und zwar in folgender Weise:

1) Dass jedem neu eintretenden Mitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuche — über dessen Aufnahme unter die Mitarbeiter nur die bereits daran thätigen Fortsetzer nebst dem Verleger zu entscheiden haben sollen — eine Staatsunterstützung von mindestens 300 Thalern zur Anschaffung des nöthigsten literarischen Apparates gewährt werde;
2) dass die Mitarbeiter am Wörterbuche Stellungen erhalten (als Professoren, Bibliothekare u. dgl.), die ihre nothwendigen Bedürfnisse decken, und ihnen Musse genug zum fortgesetzten ruhigen Arbeiten an dem Werke übrig lassen;
3) dass zu dem Buchhändlerhonorare noch ein Zuschuss von 300 Thalern aus Staatsmitteln für jedes Heft dem Verfasser desselben gewährt werde.

An diesen Vortrag und Vorschlag des Präsidenten knüpft sich eine längere Discussion.

Herr Professor Weigand spricht sich gegen den Vorschlag aus, die Bitte um Unterstützung an das Präsidium des Norddeutschen Bundes zu richten. Er betont, dass seine Regierung bereits ihn, als den einen Fortsetzer des Wörterbuches, in der anerkennenswerthesten Weise zu unterstützen gewillt sei. In Betreff der anderen Mitarbeiter empfiehlt er vielmehr, sich an die königlich Preussische Regierung zu wenden.

Herr Buchhändler Bertram von hier erklärt sich gegen den dritten Punct der beantragten Resolution. Er wünscht vielmehr, dass von Seiten der Regierung dem Verleger die nöthigen Mittel zur Verfügung gestellt werden mögen, damit dieser den Mitarbeitern ein erhöhtes Honorar zahlen könne.

Dagegen wendet Professor Zacher ein, dass dieser Vorschlag kaum die Billigung des Verlegers, und sicher nicht die Genehmigung der Preussischen Regierung finden werde.

Herr Rector Opel aus Halle schlägt folgende Fassung des Hauptsatzes der Resolution vor:

Den Herrn Bundeskanzler zu ersuchen, dahin zu wirken, dass der Norddeutsche Bund im Vereine mit den übrigen hohen deutschen Regierungen das Unternehmen kräftig unterstützen möge.

Herr Professor Weigand bemängelt das Weitaussehende dieses Verfahrens und bleibt bei seinem früheren Vorschlage stehen.

Herr Doctor Delbrück vertheidigt den Opel'schen Antrag.

Die Versammlung erklärt sich darauf einstimmig für denselben.

Herr Buchhändler Bertram hält seinen Vorschlag aufrecht, die Bewilligung einer Generalsumme von der Regierung zu erbitten. Die Verwendung dieser Summe will er einer Commmission anheimgestellt wissen, bestehend aus den Mitarbeitern am Wörterbuche oder ihrem Delegirten, aus dem Verleger desselben und aus dem Präsidenten der germanistischen Section oder dessen Vertreter.

Herr Professor Schade aus Königsberg erinnert, dass auch die Regierung in dieser Commission vertreten sein müsse.

Herr Regierungsrath Dr. Schulz (San-Marte) aus Magdeburg hält es nach seiner im Geschäftsleben gewonnenen Erfahrung für das Zweckmässigste, dass die Fortsetzer des Wörterbuchs ein Exposé über die von der Regierung gewünschte Unterstützung ausarbeiten und einreichen möchten, auf Grund dessen dann die Regierung ihre Entschliessung treffen könne.

Herr Rector Opel spricht gegen Herrn Bertrams Vorschlag und vertheidigt die von dem Präsidenten vorgeschlagene Fassung der Resolution.

Hierauf schlägt Herr Bertram folgende veränderte Fassung seines Antrages vor:

Ueber die Höhe der zu gewährenden Geldunterstützung, so wie über die Art und Weise von deren Verwendung möge das Bundespräsidium eine Commission von Fachmännern hören, zu deren Mitgliedern die germanistische Section ihren gegenwärtigen Präsidenten, einen Ausschuss der Redaction des Wörterbuches und den Verleger desselben Herrn Buchhändler Dr. Hirzel in Leipzig vorschlägt.

In dieser Fassung wird der Antrag von der Section mit allen gegen zwei Stimmen angenommen.

Hierauf bemerkt der Präsident, dass er nicht umhin können werde, der Regierung gegenüber eine bestimmte Ansicht aufzustellen und nach Möglichkeit geltend zu machen. Er wünscht sich also zu vergewissern, ob er die drei Puncte der von ihm ursprünglich vorgeschlagenen Resolution der Regierung gegenüber nur als seine Privatansicht festhalten und vertheidigen solle, oder ob die Versammlung ihn ermächtige, dass er im Namen der germanistischen Section jene drei Puncte aufstelle und vertrete, und demgemäss ersuche er die Versammlung, über jeden einzelnen der drei Puncte abzustimmen.

Bei der darauf vorgenommenen Abstimmung entscheidet sich die Versammlung dafür, dass der Präsident jene drei Puncte im Namen der germanistischen Section vertrete; und zwar erfolgt diese Entscheidung für Punct eins und drei einstimmig, für Punct zwei mit allen gegen eine Stimme[1]).

Die sämmtlichen gegenwärtigen Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuches waren als Mitglieder der germanistischen Section bei der Berathung anwesend und nahmen zwar Theil an der Berathung selbst und gaben namentlich jede gewünschte authentische sachliche Auskunft, enthielten sich aber durchaus der Theilnahme an den Abstimmungen.

---

[1]) In Folge dessen habe ich an Seine Excellenz den Herrn Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes im Namen und Auftrage der germanistischen Section eine kurze, dem Beschlusse der Section genau entsprechende Bittschrift eingereicht, und derselben, um dem hohen Bundespräsidium die unentbehrliche Information an die Hand zu geben, eine Denkschrift beigefügt, in welcher die Geschichte und der gegenwärtige Zustand des Grimm'schen Wörterbuchs dargelegt und der wesentliche Inhalt der von der germanistischen Section gepflogenen Berathung in seinen Hauptergebnissen mitgetheilt ist.

J. Zacher.

Nachdem so die Angelegenheit des Grimm'schen Wörterbuches, soweit sie diesmal zur Berathung kommen sollte und konnte, erledigt und die für heut zur Verfügung stehende Zeit erschöpft war, ward die Sitzung durch den Präsidenten geschlossen.

Das Denkbuch der Section, welches inzwischen wiederum zur Einzeichnung offen gelegen hatte, wies 68 eingezeichnete Mitglieder auf.

Dritte Sitzung, Donnerstag den 3. October Vormittags 8 Uhr.

Prof. Zacher hatte unter dem Titel „Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Schreibung" 12 orthographische Thesen nebst einer angehängten, die physiologische Eintheilung der Consonanten veranschaulichenden Tabelle drucken lassen und unter die Mitglieder der Section vertheilt, in der Absicht, die versammelten Fachgenossen zu einer Discussion über die wesentlichsten, bei einer Reform unserer hochdeutschen Orthographie in Betracht kommenden Grundsätze zu veranlassen. Auf Ersuchen des Herrn Präsidenten der pädagogischen Section ward jedoch dieser Plan dahin geändert, dass die germanistische Section den ersten Theil ihrer dritten Sitzung in Gemeinschaft mit der pädagogischen Section und im Locale der letzteren abhielt. In Folge dessen hielt Prof. Zacher, von seinem ursprünglichen Vorhaben absehend, vor diesen zwei vereinigten Sectionen einen extemporirten, fast zweistündigen Vortrag, in welchem er einen Abriss der Geschichte der deutschen Schreibung, eine gedrängte, an die Consonantentabelle sich anlehnende Erörterung der Sprachlaute, und eine Erläuterung und Rechtfertigung der von ihm aufgestellten Thesen gab[1]).

Nach Beendigung dieses Vortrages begann der zweite Theil der dritten Sitzung der germanistischen Section, widerum in ihrem besonderen Locale, mit Vertheilung einer von Herrn Professor Dr. Bergmann in Strassburg eingesandten Schrift: „*De l'influence exercée par les Slaves sur les Scandinaves dans l'antiquité*". Colmar 1867.

Demnächst legte der Präsident der Section ans Herz, in ihrer nächsten dafür geeigneten Jahresversammlung dahin zu wirken, dass endlich eine allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende kritische Ausgabe von Luthers Werken zur Ausführung komme, und machte ferner darauf aufmerksam, wie wünschenswerth, ja wie nothwendig es sei, dass Seitens der Germanisten mit allen geeigneten Mitteln eine wissenschaftliche Controle geübt werde über die nach dem Wegfall der Verlagsprivilegien bevorstehende Fluth von Ausgaben deutscher Classiker.

Darnach schritt die Section zur Wahl ihres Präsidenten für die nächste, in Würzburg beabsichtigte Philologenversammlung. Es ward Herr Prof. Hermann Müller zum Präsidenten, Herr Prof. Wegele zum Vicepräsidenten erwählt.

Nachdem dies erledigt war, hielt Herr Dr. Martin aus Heidelberg einen längeren Vortrag, in welchem er Wesen und Verlauf der mittelniederländischen Dichtung bei gründlicher Erörterung übersichtlich darlegte und auf ihre Beziehungen zur mittelhoch-

---

[1]) Dieser Vortrag ist nach der stenographischen, von dem Vortragenden revidirten Niederschrift oben unter den Verhandlungen der pädagogischen Section abgedruckt.

deutschen hinwies. Ausgehend von dem Satze, dass eine sprachliche Scheidung des Mittelniederländischen und des Mittelniederdeutschen kaum möglich sei, bezeichnete er die Literatur als das eigentlich hier Trennende. Nachdem der Redner sodann im allgemeinen an die reiche Fülle der mittelniederländischen Literatur erinnert, den sehr sichtbaren Einfluss der französischen auf ihre Entwicklung betont, dagegen geltend gemacht hatte, dass eine Einwirkung der mittelhochdeutschen auf die mittelniederländische Literatur fast gar nicht stattgefunden habe, und dass die Entwicklung beider eine selbständige sei, berührte er Mones, Hoffmanns, sodann der Niederländer, wie Willems und Anderer, namentlich aber Jonckbloets und de Vries, über den Dilettantismus der übrigen Holländer sich erhebende Verdienste um die mittelniederländische Dichtung, wenngleich erst gegenwärtig, und nicht zum mindesten durch Anregung und Mitarbeit deutscher Forscher, diese Literatur ausreichend aufgedeckt sei, um eine Geschichtschreibung derselben zu ermöglichen, während noch Jonckbloets Geschiedenis der Middennederlandsche Dichtkunst, Amsterdam 1851—1855, vielfach der Correctur bedürfe. Hiernach ging der Redner näher auf sein Thema ein und bemerkte zunächst, dass es politische Gründe und Verhältnisse gewesen seien, aus denen die eigentümliche Literatur der Niederlande hervorgegangen sei; und zwar bezeichnete er Flandern, das unter französicher Oberhoheit und dadurch französischen Einflüssen aller Art offen gestanden habe, als den Ausgangspunkt der niederländischen Literaturentwicklung. Auf Flandern, das seit den Kreuzzügen und besonders in seinem Städtewesen blühte, folgte, wie in der bildenden Kunst, so auch in der Literatur, erst Brabant und schliesslich Holland, nachdem sich beide mehr und mehr von Deutschland frei gemacht hatten.

Innerhalb dieser geographisch-politischen Grenzen der mittelniederländischen Literatur lassen sich nun chronologisch vier Perioden bestimmt unterscheiden; allen gemeinsam aber ist der der mittelniederländischen Literatur eigentümliche, wesentlich bürgerliche Charakter. Die Dichter sind entweder bürgerlichen Standes, oder, wenn sie dem Adel angehören, so sind sie doch bürgerfreundlich.

I. Periode. 1200—1270. Mit Unrecht hat man den Beginn der ersten Periode der mittelniederländischen Literatur früher angesetzt, und einige Werke, besonders den Reinaert, für älter gehalten, während doch seine Entstehung erst in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt. Hinsichtlich der Stoffe ist in dieser Periode die romantische Erzählung vorherrschend, derartig dass die bürgerlichen Dichter die bei dem Adel beliebten französischen Romane übersetzten. Im einzelnen aber wurden vorzüglich folgende Stoffe behandelt. Keine Behandlung zunächst fand die deutsche Heldensage, wenngleich eine Blüte des Volksepos noch im 11. Jahrhunderte stattgefunden haben muss. Aber weder von der Kudrun, noch von anderen Zweigen der Heldensage haben sich Spuren erhalten. Ihr Erloschensein bereits im 13. Jahrhunderte erklärt denn auch, dass die Nibelungen wörtlich ins Mittelniederländische übersetzt werden konnten. Ein Rest deutscher Heldensage ist erhalten durch Anlehnung an die Karlssage in dem Bruchstücke vom Bären Wisselau. Dagegen fand die Karlssage vielfache Behandlung, z. B. in Caerl ende Elegast und in anderen Dichtungen. Eine höfischere Haltung als diese zeigen die dem Artussagenkreise zufallenden Gedichte, in denen der Sage freilich nicht jene höhere Auffassung zu Theil ward, wie bei den mittelhochdeutschen Dichtern. Hierher gehört z. B. der märchenhafte Walewein, der zum Ritter sich aufschwingende Bauernsohn Ferguut u. a. Dass die romantische Erzählung sich endlich auch klassischer Stoffe bemächtigte lehrt der Trojanerkrieg und die Alexandreis des Jacob van Maerlant. — Neben

den Romanen fanden aber auch andere Gattungen der Poesie schon in dieser Periode Pflege. Ausser dem Reinaert wurden andere Thierfabeln bearbeitet; didaktische Gedichte liegen im Esopet und in dem dietscen Catoen vor, während die geistliche Erzählung z. B. durch die Legende von S. Brandan und die von St. Beatrys vertreten ist.

II. Periode. 1271—1365. Jacobs van Maerlant Gedichte späterer Zeit eröffnen eine ganz neue Epoche bürgerlicher Dichtung. Im Gegensatz zur Phantastik der ersten Periode wurden jetzt vor allem Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit vom Dichter gefordert, Stoffe aus der Wirklichkeit, der Geschichte, der Naturkunde, der Sittenlehre vorzugsweise behandelt, und nicht französische, sondern lateinische Quellen benutzt. — Jacob van Maerlant (dessen Heimat Maerlant vermutlich der bei Brügge gelegene Ort ist) war Rathsschreiber in Damme und starb über der Ausarbeitung seines noch unvollendeten Spieghel Historiael. Der Redner besprach Maerlants Hauptwerke: die Reimbibel, deren Vollendung 1271 fällt, das Lehrgedicht Bestiaris, den Spieghel Historiael, der, nachdem Maerlant (wie die Untersuchung von de Vries dargethan hat) von 1283 bis 1290 daran gedichtet hatte, durch Lodewyk van Velthem vollendet ward, und endlich Maerlants strophisches dialogisches Lehrgedicht: Wapene Martyn.

Maerlants Beispiel fand in Holland und Brabant alsbald die regste Nachfolge. Seine Schule ist besonders durch folgende Dichter vertreten. In Holland zunächst ward Melis Stoke durch Maerlant zu seiner die Geschichte von Holland bis zum Jahre 1305 befassenden Reimchronik angeregt. In Brabant verherrlichte Jan van Heelu in seiner Reimchronik das Leben und die Thaten des als Minnedichter bekannten Herzogs Jan I. (1260—1291), besonders dessen Sieg bei Woeringen. In Brabant ward der sagenhafte Grimberg'sche Oorlog verfasst, und begegnet uns in Jan de Clerc, mit seinem volleren Namen Jan Boendale aus Tervueren Clerc von Antwerpen († 1365), Maerlants eifrigster Nachahmer. Er schrieb Brabantische Geesten und nahm Maerlants didaktische Richtung in seinem rückhaltslos demokratisch gehaltenen Zwiegespräche Jans Teesteye, und dem gemässigten, zwischen 1315 und 1325 verfassten Lekenspieghel wieder auf.

Neben dieser Lehrdichtung, die gegen das Ende dieser Periode noch in Jan de Weert einen Pfleger fand, verschwanden die früheren Romandichtungen jedoch nicht völlig. Als Nachzügler der Romantiker wurde beispielsweise angeführt Hein van Aken (oder van Brussel), der Verfasser des Romanes van den Kindern van Limborch. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts fand auch der Reinaert seine Fortsetzung; der Ort ihrer Abfassung lässt sich jedoch nicht nachweisen. Als Legendendichter endlich ist Martin van Torout nicht ohne Bedeutung.

III. Periode. 1363—1430. Manche früher gepflegte Gattungen, z. B. die Legendendichtung, setzten sich in dieser Periode fort. Ihr eigentümlich aber ist die Blüte der Sproken, deren Dichter fahrende Sänger, Sprekers, besonders am holländischen Hofe waren, unter denen Willem van Hillegaersberch (um 1400) und Jan Cnibbe van Brussel (um 1380) die bedeutendsten sind. Aber schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts finden sich bezahlte und angestellte Dichter dieser Gattung, bei welcher hochdeutsche Einwirkung, durch die bairischen Herzöge veranlasst, sich geltend macht, und allegorische Einkleidung besonders beliebt war. Während uns ferner, z. B. in Dirk Potters Minnen loop, verfasst um 1417, Nachzügler der früheren Zeit begegnen, treten zugleich Vorläufer der folgenden, das Volkslied und das Schauspiel (Abele spelen ende Sotternien) auf.

IV. Periode. 1430—1567. Unter der burgundisch-spanischen Herrschaft lag die Pflege der Literatur vornehmlich in den Händen der Rederykers, die in genossenschaftlichem

Eifer für Dichtung und Aufführung von Schauspielen ernsten und heiteren Inhalts Nachahmer und Fortsetzer gleicher Bestrebungen in Frankreich waren, also z. B. den französischen Mysterien entsprechend ihre Spelen van Sinne u. dgl. zur Aufführung brachten, in ihren poetischen Wettkämpfen aber und in der künstlich mechanischen Richtung mit unseren Meistersängern zu vergleichen sind. — Eine erfreulichere Erscheinung ist im 15. und 16. Jahrhunderte die reiche Blüte des Volksliedes, das, in offenbarem Zusammenhange mit der deutschen Volksliederdichtung, auch in seiner politischen und religiösen Gattung angebaut ward. — Gegen Ende der Periode aber wurden die Lieder, und ebenso die alten Romane, vielfach in Prosa umgesetzt, welche Erneuerungen beweisen, dass die Sprache verändert und dass eine ganz neue Zeit der niederländischen Literatur im Anzuge war.

An diesen reichhaltigen Vortrag, für welchen der Vorsitzende den Dank der Versammlung aussprach, knüpten sich einige Bemerkungen der Proff. Bartsch und Zacher über Caerl ende Elegast, Maerlants Spieghel Historiael u. s. w., worauf die Versammlung dem nun folgenden, durch allzu reichliches sprachliches Detail für den Zuhörer schwierigen Vortrag des Herrn Dr. Treitz aus Bonn ihre Aufmerksamkeit zuwendete. Herr Dr. Treitz verbreitete sich über einige gothische und angelsächsische Etymologien, und besprach 1) goth. *skôhsl*, 2) ags. *mœtan*, 3) goth. *undaúrni*, 4) engl. *lady*. Eine Debatte über die vom Redner aufgestellten Erklärungen ward wegen Mangel an Zeit nicht beliebt.

Hierauf machte Herr Dr. Hildebrand aus Leipzig die überraschende Mittheilung, dass eine den Dativen Sing. des ungeschlechtigen Pronomens erster und zweiter Person, mir und dir, entsprechende Dativform sir, statt der in der hochdeutschen Schrift- und Umgangssprache allein üblichen Form sich, in einem grossen Striche Mitteldeutschlands (namentlich in Dörfern des Osterlandes) dialektisch gebräuchlich sei. Leider verbot auch hier die vorgerückte Zeit eine Debatte darüber, ob dieses dialektische sir lediglich der Analogisirung sein Dasein verdanke, oder ob es, als neues Beispiel des uralten Wandels von *s* in *r*, auf goth. *sis* zurückzuführen sei, wie ja auch die Formen mir und dir in gothischem *mis* und *þus* ihre Ahnen haben.

Hierauf musste der Präsident die Sitzung auf kurze Zeit unterbrechen, um in der Plenarsitzung über die diesmaligen Verhandlungen der germanistischen Section Bericht zu erstatten. Nachdem dies geschehen war, schloss er die wieder aufgenommene Sitzung mit einer kurzen Ansprache, auf welche Herr Doctor Hildebrand antwortete, indem er dem Präsidenten für die Leitung der Verhandlungen den Dank der Versammlung aussprach.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Die Bildung der Section fand unter Vorsitz des Herrn Prof. Conze am. 1. October statt. Die Morgenstunden von 8—10 Uhr wurden für die Sitzungen festgesetzt; das Schriftführeramt übernahm Herr Prof. Michaelis aus Tübingen, unterstützt durch Herrn Stud. Engelmann von Halle. In das Album der Mitglieder zeichneten sich im Ganzen 98 Herren ein. Wir glauben bei dieser grossen Anzahl für einen sonst üblich gewesenen Abdruck sämmtlicher Namen an dieser Stelle den Platz nicht in Anspruch nehmen zu dürfen. Vertheilt wurde an alle Theilnehmer die vom Vorsitzenden verfasste Begrüssungsschrift: „Die Familie des Augustus, ein Relief in S. Vitale zu Ravenna. Mit 2 photographischen Abbildungen. Halle 1867. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 2 Bogen. 4.“[1]) Zur passenden Ausschmückung des Sitzungszimmers hatten Herr Kunsthändler Eichler aus Berlin Gipsabgüsse und Herr Bildhauer Prof. von der Launitz aus Frankfurt am Main eine Reihe von Abbildungen und namentlich sein neues Modell der Akropolis von Athen zur Verfügung gestellt. Von Herrn Hofrath Urlichs aus Würzburg ward überreicht ein Exemplar seiner Schrift: „Die Glyptothek Seiner Majestät des Königs Ludwig I. von Bayern nach ihrer Geschichte und ihrem Bestande. München, Theodor Ackermann, 1867.“ Folgende Vorträge waren für die Section vorher angemeldet:

Herr Professor Piper aus Berlin: die klassisch-epigraphischen Studien und Mittheilungen bei den Kirchenvätern und im Mittelalter.

Herr Professor von der Launitz aus Frankfurt a. M. beabsichtigt ein von ihm angefertigtes Modell der Akropolis von Athen vorzuzeigen.

Herr Professor Michaelis aus Tübingen: über die kritische Behandlung der Parthenonsculpturen, mit Vorlegung von Proben einer Gesammtausgabe des Parthenon.

Derselbe: über die Zeit der äginetischen Giebelgruppen.

Professor Conze von hier: über St.-Petersburger Antiken.

Die zwei letzten dieser Vorträge unterblieben aus Mangel an Zeit.

---

[1]) Ich muss hier auch meinerseits bestätigen, dass, wie J. Friedländer in Gerhards Denkm. u. Forsch. 1867, S. 110 ff. erinnert, der Stern über der Stirn der von mir für Tiberius gehaltenen Gestalt trotz meiner entschiedenen Leugnung allerdings doch unzweifelhaft vorhanden ist. Damit wäre man wieder auf C. Julius Caesar hingewiesen, dem die Gesichtszüge freilich gänzlich fremd sind. Vergl. Göttinger gel. Anz. 1868, Stück 21, S. 812. [A. C.]

Erste Sitzung, Mittwoch den 2. October.

Der Vorsitzende begrüsste die Versammlung und sah in der zahlreichen Betheiligung, so wie in dem reichhaltig vorliegenden Stoffe zu Besprechungen ein gutes Zeichen dafür, dass, wie eine jetzt zum dritten Male in regelmässiger Folge zusammentretende archäologische Section bei der Philologenversammlung sich lebensfähig erweise, so die sog. klassische Archäologie überhaupt ihre feste Stellung im Ganzen der philologischen Studien immer mehr einnehme. Bei der letzten Sectionseröffnung in Heidelberg war der Wunsch ausgesprochen, bei gleicher Gelegenheit solle künftig jedesmal ein Rückblick auf die Geschichte archäologischer Studien am Orte der Versammlung geworfen werden. Dem konnte hier in Halle nur mit einer Hinweisung auf vereinzelte und immer wieder unterbrochene Anfänge genügt werden. Besonders wurde des Professors J. H. Schulze gedacht, zu dessen Zeit Winckelmann seinen Namen als Student der Theologie in das Album der Immatrikulirten einzeichnete. Schulze's Münzsammlung bildet den Grundstock der jetzigen Münzsammlung eines in der Bildung begriffenen archäologischen Museums, auch einige kleinere, an sich unbedeutende, sogar meist gar nicht antike Stein- und Bronzearbeiten kamen aus Schulze's Besitze in den der Universität. Die Besprechung dieser Stücke von Seiten weiland Hofrath Klotz's in den wöchentlichen hallischen Anzeigen vom J. 1768 zeigt schlagender als Etwas den niedrigen Stand archäologischer Kritik an der Universität zu Halle in jener Zeit. Wenn später hier durch Fr. Aug. Wolf die archäologischen Fächer wenigstens theoretisch ihren Platz im Gesammtbereiche der Philologie angewiesen erhielten, so kann man mit der Art, wie es geschah, sich jetzt auch keineswegs mehr einverstanden erklären. Wirklicher Ernst mit der Vertretung der Archäologie an der Universität wurde nun zwar in den vierziger Jahren unter dem Ministerium Eichhorn gemacht und durch die Vorgänge in Griechenland wurde es möglich, in der Person Ludwig Ross' einen reich begabten und aus der Fülle der Anschauungen kommenden Vertreter des Faches zu gewinnen. Zur Gründung des unerlässlichen Apparates an Gipsabgüssen geschahen durch ihn die ersten nennenswerthen Schritte, der Ankauf seiner besonders für griechische Numismatik bedeutenden Münzsammlung war seit der Erwerbung des Schulze'schen Kabinets der erste erhebliche Fortschritt auch nach dieser Seite hin. Krankheit und bald der Tod hemmten und endeten Ross' Lehrthätigkeit. Nun folgte wieder eine Pause und so stehen wir nach ihrem Ablaufe wieder bei Anfängen. Nach etwa solchen Einleitungsworten kam die versammelte Section der Aufforderung des Vorsitzenden nach, sich vor Beginn der Verhandlungen zum ehrenden Andenken des seit der letzten Versammlung hingeschiedenen Altmeisters Gerhard von ihren Sitzen zu erheben.

Es ergriff sodann das Wort Herr Professor Michaelis aus Tübingen und legte eine Anzahl von Probeblättern einer von ihm vorbereiteten Gesammtausgabe des Parthenons vor, in sechs mehrstreifigen Blättern den Fries des Tempels umfassend. Er knüpfte daran ungefähr folgende Bemerkungen.

Schon öfter ist auf den Philologenversammlungen das Verhälniss von Philologie und Archäologie zu einander zur Sprache gekommen und namentlich hat Bursian in Augsburg auf die Gleichheit der beiderseitigen Methode hingewiesen. Ein besonders schlagendes Beispiel dafür, dass die Grundsätze der philologischen Kritik unmittelbare Anwendung auch in der Archäologie finden, bietet der Parthenon. Während man in unserer Zeit auf dem Gebiete der klassischen Philologie mit Vorliebe bemüht ist, die Fragmente der Schriftsteller zu sam-

meln und den kritischen Apparat genau und übersichtlich zusammenzubringen, um ihn dann methodisch zu verwerthen, ist für den eigentlichen Mittel- und Glanzpunkt kunsthistorischer Forschung, Phidias Meisterwerk auf der athenischen Akropolis, die gleiche Vorarbeit noch nicht ausgeführt worden. Der Archäolog ist vielmehr gezungen, sich die einzelnen Stücke jenes Werkes in verschiedenen Kupferwerken zusammenzusuchen, zu gutem Theile aber seine Kenntniss derselben gar nur aus mangelhaften Beschreibungen zu schöpfen. Diese seltsame Erscheinung (man denke sich dass z. B. vom Sophokles keine Gesammtausgabe der vollständigen Stücke und der Fragmente existierte!) findet ihre Erklärung theils in der ausserordentlichen Zerstreutheit der erhaltenen Originalreste, von denen freilich die Hauptmassen in Athen und London, einzelne Stücke aber in Paris, Kopenhagen, Wien, Karlsruhe u. s. w. sich befinden, theils darin, dass bis auf die allerneueste Zeit die Ausgrabungen auf der Akropolis noch immer neue Fragmente der Parthenonskulpturen zu Tage gefördert haben. Daher konnte erst jetzt der Plan einer wirklich vollständigen Gesammtausgabe gefasst werden, bei dessen Ausführung eine Reihe von Gelehrten auf das dankenswertheste und uneigennützigste ihre Unterstützung geliehen hat; nur so ist es möglich geworden, zunächst die noch erhaltenen Originalreste vollständig und in zuverlässigen Abbildungen zusammenzubringen. Namentlich Athen hat eine Menge noch nicht abgebildeter Stücke von grösserem und kleinerem Umfang beigesteuert, aber auch die längst publicierten Stücke sind sämmtlich aufs Neue mit dem Original genau verglichen worden. Die neue Ausgabe durfte sich jedoch nicht mit denjenigen Resten begnügen, die noch im Original oder wenigstens in zuverlässigen Gipsabgüssen erhalten sind, sie musste auch die anderweitigen Hilfsmittel hinzunehmen, welche in älteren Handzeichnungen und Publicationen vorhanden sind.

Den ersten Versuch einer Abbildung der Herrlichkeit des Parthenons verdanken wir dem unermüdlichen Ciriaco von Ancona, nach dessen allerdings äusserst kindlichen Zeichnungen (aus dem Jahre 1446) San Gallo eine Copie in einer vielbesprochenen Handschrift der barberinischen Bibliothek zu Rom gefertigt hat. Tragen diese Zeichnungen nur den Charakter einer kunsthistorischen Curiosität, so ist die wichtigste Quelle für die Kenntniss der Parthenonsbildwerke in den Zeichnungen enthalten, welche nach mehr als zweihundert Jahren (1674) Jaques Carrey im Laufe weniger Wochen und unter den erschwerendsten Verhältnissen für den Marquis de Nointel anfertigte. Letzterer beschäftigte in gleicher Weise auch noch einen andern Künstler, dessen Aufnahme des Westgiebels erst jetzt zum Vorschein gekommen ist. Während die bekannten Reisenden Spon und Wheler (1676) durch ihre Beschreibung des Tempels in seinem damaligen Zustande sich ein grosses Verdienst erworben haben, sind von französischen Architekten im Jahre 1686 wiederum flüchtige Aufnahmen des Westgiebels und einiger Metopen gemacht worden, die bisher nur zum kleinsten Theile benutzbar gewesen sind. Im folgenden Jahre (1687) flog ein beträchtlicher Theil des Tempels in die Luft, fast die Hälfte der Skulpturen ward zerstört oder schwer beschädigt, Alles in wilder Unordnung durcheinander gestreut. In diesem Zustande fanden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Stuart und Revett, etwas später Pars den Parthenon vor. Längerer Aufenthalt und die Benutzung weit bequemerer Hilfsmittel (Gerüste u. s. w.) setzten diese Männer in den Stand, die verhältnismässig wenigen Theile der Skulpturen, welche sie zeichneten, aus grösserer Nähe abzunehmen und das Detail daher viel genauer wiederzugeben. Endlich sind noch die Arbeiten der von Lord Elgin in den ersten Jahren unsres Jahrhunderts angestellten Zeichner, Lusieri und Feodor zu erwähnen.

Es entsteht nun die Frage, in welcher Weise eine kritische Behandlung diese verschiedenen Quellen zu benutzen hat. Zunächst ist es klar, dass die noch erhaltenen Originale die allein ganz zuverlässige Quelle sind. Da dieselben jedoch vielfach im Laufe der Zeit entstellt und lückenhaft geworden sind, so ist selbst für diejenigen Stücke, welche noch im Original erhalten sind, eine Zuziehung jener aus früheren Zeiten stammenden Zeichnungen unvermeidlich. Hierbei hängt natürlich Alles davon ab, welche Auctorität jeder einzelnen Quelle zuerkannt werden muss, oder enger begrenzt (da die übrigen Zeichnungen an Umfang und Bedeutung weit zurückstehen), wie sich Carreys und Stuarts Zeichnungen zum Originale verhalten. In einem Punkte ist die Wichtigkeit der ersteren unbestritten, insofern die Gesammtcomposition der Giebelgruppen, die Reihenfolge der Metopen wenigstens an der einen südlichen Seite und der Zusammenhang bedeutender Stücke des Cellafrieses ausschliesslich oder fast nur durch sie festgestellt und dadurch ein Eindringen in den Sinn des Ganzen möglich gemacht wird. Wegen der Darstellung des Einzelnen dagegen ist Carrey auf das Ungünstigste beurtheilt worden. Indessen so wenig es sich leugnen lässt, dass für die Beurtheilung des Stilistischen Carrey werthlos ist und dass er weiter manche arge Versehen sich hat zu Schulden kommen lassen, so ist doch auf der andern Seite bestimmt hervorzuheben, dass er niemals mit Absicht interpolirt hat, sondern dass seine Fehler eben einfach Sehfehler sind, veranlasst durch die ungünstigen Bedingungen, unter denen er zeichnete, ohne Gerüst und aus geringer Entfernung gegen die in bedeutender Höhe angebrachten Skulpturen emporschauend. Mehrfache Beispiele, welche das deulich beweisen, lassen sich anführen (z. B. auf dem Ostfries die neunte Figur von rechts, wo Carrey den Gewandbausch für eine geriefte Schale versehen hat). Ganz anders ist das Verhältniss bei Stuarts Zeichnungen. Diese sind in bedeutendem Umfange absichtlich ergänzt worden, bisweilen so, dass die Ergänzung als solche bezeichnet worden ist, häufig aber auch ohne diese Vorsicht. Dass z. B. Stuart die wohlerhaltenen Köpfe der Jungfrauen, welche am weitesten rechts auf dem Ostfries erscheinen, nicht mehr im Original gesehen, sondern aus der Phantasie hinzugefügt hat, ergibt sich mit Sicherheit daraus, dass Carrey dieselben ungefähr 80 Jahre früher bereits ganz verstümmelt vorgefunden hat. Ebenso lässt sich unwiderleglich beweisen, dass auf demselben Ostfries die Kappen auf den Köpfen der sog. Anakes, der bärtige Kopf der dritten sitzenden Figur von links, das obere Ende des von derselben im linken Arm getragenen Geräthes und Anderes mehr lediglich auf Interpolation Stuarts beruhen und daher mit Unrecht noch heutzutage als echte Ueberlieferung angesehen und gedeutet werden. In allen diesen Fällen findet Carreys abweichende Zeichnung vollständige Bestätigung durch die noch heute erhaltenen Originale.

Das hier kurz angedeutete und mit nur wenigen Beispielen belegte Ergebniss einer weitläuftigen, alle Einzelheiten berücksichtigenden Untersuchung ist bei der kritischen Behandlung der Skulpturen, namentlich des Frieses und der Metopen, zu Grunde gelegt worden. Zugleich aber erscheint die neue Ausgabe nach Analogie der kritischen Ausgaben von Schriftstellern mit demjenigen Variantenapparat ausgestattet, welcher jedem Benutzer für jeden einzelnen Fall den kritischen Bestand vorlegt und ein selbständiges Urtheil gestattet. Ein „Textstreifen" gibt wo möglich das Original in seinem jetzigen Zustande, ohne jede Zuthat aus den übrigen Quellen; wo letztere vollständiger sind als das Original, bisweilen auch wo sie charakteristische Abweichungen zeigen, sind die betreffenden Stücke in halber Grösse des Textstreifens als „Varianten" darunter gesetzt. Erst wo das Original ganz fehlt, ist zu den Zeichnungen gegriffen und diesen ein Platz im Textstreifen eingeräumt worden, jedoch so,

dass die ganze Art der Zeichnung (entsprechend etwa einer Anwendung der Cursivschrift im Druck) sofort die verschiedene Quelle anschaulich macht, die überdies jedesmal durch eine kurze Bezeichnung angegeben ist. Dadurch ist freilich im Aussehen eine bisweilen störende Buntscheckigkeit und Stilverschiedenheit entstanden, diese hätte sich aber nur durch eine völlige stilistische Umänderung der carreyschen Zeichnungen, d. h. durch eine umfassende Interpolation, vermeiden lassen. Wo nur Carrey oder nur Stuart vorhanden ist, war das Verfahren einfach; wo beide Zeichnungen nebeneinander vorliegen, ist freilich der stuartschen als der stilistisch genaueren der Platz im Text eingeräumt, jedoch unter steter Vergleichung der carreyschen Zeichnung, so dass alles das, was sich durch diese als Interpolation Stuarts erweist, im Texte weggelassen ist. Varianten geben auch hier die genaueren Belege und Nachweise.

Die Analogie dieser Behandlung mit der bei der Herausgabe klassischer Schriftsteller befolgten ist evident, sie wird vollends klar, wenn wir die „Textgeschichte“ der Parthenonssculpturen einmal in die Sprache philologischer Technik übersetzen. Die Urhandschrift aus dem fünften Jahrhundert vor Christo, das Original des Verfassers selbst hat sich über 2000 Jahre ohne bedeutende Einbusse an Blättern erhalten, jedoch haben im Einzelnen Feuchtigkeit und andere äussere Einflüsse die meisten Blätter mehr oder weniger beschädigt, die Züge unleserlich gemacht, Lücken verursacht u. s. w. Gegen das Ende dieser Periode ist die Handschrift mehrfach benutzt und namentlich einmal (von Carrey), wenn auch nicht vollständig, so doch in sehr grossen zusammenhängenden Stücken abgeschrieben worden. Der Abschreiber war ungelehrt und interpolirte den Inhalt nicht, dagegen setzte er die alterthümlichen orthographischen und grammatischen Formen in die zu seiner Zeit gebräuchlichen um; einzelne Lesefehler kommen natürlich überdies vor. Einige Jahre, nachdem diese Abschrift genommen, ist die Urhandschrift durch einen Unfall arg zerstört worden; die Blätter sind aus dem Zusammenhange gerissen und zerstreut, manche verloren gegangen, andere zerfetzt, am Rande abgerissen oder sonst beschädigt worden. Eine Anzahl der besser erhaltenen Blätter und Lagen ward in diesem Zustande etwa 70 Jahre später (von Stuart) von neuem copiert, mit recht genauer Beibehaltung der orthographischen und grammatischen Formen, aber nicht ohne willkürliche Interpolation des Inhalts, namentlich Ausfüllung der Lücken; und zwar lässt sich die Willkür des Verfahrens noch an den erhaltenen, aber von dem Abschreiber nicht berücksichtigten Zügen und Buchstabenspuren des Originals und an der vollständigeren früheren Abschrift nachweisen. Der Herausgeber hat also überall die erhaltenen Originalreste zu Grunde zu legen, Abweichungen und Ergänzungen der Abschriften zu verzeichnen und die Lücken des Originals so auszufüllen, dass die ältere Abschrift für den Inhalt, die jüngere für die Sprachformen massgebend ist. In der Anordnung der Fragmente endlich wird die ältere Abschrift von besonderer Wichtigkeit sein, sonst aber der Inhalt und die Berücksichtigung der Analogie die Entscheidung geben müssen. Damit ist das Geschäft des *recensere* erfüllt. Es bleibt das *emendare* übrig, d. h. in diesem Falle die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes des Originals auch über unsere Quellen hinaus, die Ergänzung mancher Lücken aus Conjectur, die Uebertragung der nur in der älteren Abschrift erhaltenen Fragmente in die Sprachformen des Originals u. s. w. Diese letztere Arbeit übersteigt aber (und hier ist die Archäologie im Nachtheile gegen die Philologie) die Kräfte des Archäologen, hier muss er sich bescheiden als Beirath des bildenden Künstlers, des eigentlichen Emendators, zu fungiren*).

---

*) Der Vortragende schloss noch einige Bemerkungen über die von ihm veranstaltete (demnächst vollendete) Ausgabe an, aus denen nur hervorgehoben werden mag, dass dieselbe auf 15 Tafeln in

ESCHEBACH & SCHAEFER, LEIPZIG.

Da Herr Dr. Graser und Herr Hofrath Urlichs, denen nach der Tagesordnung das Wort zunächst gehört hätte, nicht zugegen waren, trat für sie Herr Kunsthändler Eichler ein, um Bemerkungen über zwei der von ihm aufgestellten Gypsabgüsse mitzutheilen. Dieselben betrafen namentlich die unter dem Namen der „Clytia" bekannte weibliche Portraitbüste (Original im britischen Museum, s. Ellis Townley Gallery II, S. 19 fg.). Seit einiger Zeit ist die Controverse über antiken oder modernen Ursprung dieser vortrefflichen Arbeit aufgeworfen; Herr Eichler entschied sich durchaus für antiken Ursprung, während in einer sich anschliessenden längeren Discussion, an welcher die Herren Piper, Kleiber, Curtius, von der Launitz, Sauppe, Michaelis, Teichmüller, Conze sich betheiligten, die Meinungen der Versammlung sich sehr getheilt aber auch vielfach schwankend zeigten. Während die meisten sich zur Annahme modernen Ursprunges wenigstens hinneigten, glaubte Herr von der Launitz in der Büste ein antikes, aber modern überarbeitetes und dadurch wesentlich in seinem Charakter alterirtes Werk vermuthen zu dürfen. Dass der Blumenkelch, aus dem die Büste aufwächst, im wesentlichen jedenfalls mit ihr aus einem Stücke Marmor gearbeitet sei, wurde namentlich durch Herrn Eichler konstatirt.

Herr Staatsrath Becker aus Dresden legte sodann Abbildungen eines Terracottagefässes aus Olbia vor, dessen Vorderseite nach der Weise etwa der Zeit des vierten oder dritten Jahrhunderts v. Chr., vorn eine menschliche Gestalt oder hier vielmehr eine Gruppe vorgesetzt war. Eine Flügelgestalt mit hohen Schuhen trägt eine nackte weibliche Gestalt mit sich fort. Es wurde die Vermuthung ausgesprochen, dass die Darstellung als die einer hinraffenden Todesgöttin [1]) zu erklären sei.

Grossfolio den ganzen Parthenon (Architektur und Skulpturen) umfassen und von einem kurzen Text begleitet werden soll, der nach Art von Prolegomena die allgemeinen Fragen behandeln, die betreffenden schriftlichen Zeugnisse vollständig mittheilen und eine gedrängte Erklärung der Tafeln geben wird. Die Herstellung der Tafeln und die Beschaffung der vielen neuen Zeichnungen haben der Verlagshandlung (Breitkopf und Härtel) sehr bedeutende Opfer aufgelegt: wenn dennoch der Preis sehr niedrig gestellt werden und 5 Thaler nicht übersteigen soll, so ist dabei auf eine möglichst weite Verbreitung gerechnet. (A. C.)

[1]) Die in der Section vorgelegte Abbildung war nicht ganz genügend. Herr Staatsrath Becker hat die Güte gehabt zur Herstellung der diesem Abdrucke der Verhandlungen auf Tafel I und II beigegebenen Lithographieen eine Photographie uns nachträglich zur Verfügung zu stellen. Aus dieser ergibt sich nun, dass die Flügelgestalt nicht, wie in der Section angenommen wurde, weiblich ist; sie ist vielmehr unzweifelhaft männlich. Die ganze Gruppe wird damit in die Reihe der Darstellungen frauenraubender Windgötter, am bekanntesten Boreas mit Oreithyia, gerückt. Hierzu passen auch die Blumen unten am Boden; die Frau wird, wie so oft, beim Blumenlesen oder doch von blumiger Aue weggerafft. Für Boreas würde die Tracht der hohen Schuhe, die volle aus Chiton und Mantel bestehende Gewandung, endlich die dem aus dem barbarischen Norden herwehenden Windgott auch sonst gegebene Mütze wohl passen; doch steht dieser Benennung die für den Boreas wiederum durchaus nicht übliche Jugendlichkeit der Gestalt entgegen. Andrerseits ist mit einem jugendlichen Windgotte, wie Zephyros, die beschriebene Tracht nicht wohl zu reimen. — Zu der Abbildung ist hier nur noch nothwendig zu bemerken, dass die Rückseite des Gefässes mit ihrer Palmette in dem gewöhnlichen Schwarz und der Thonfarbe der spätern Vasen ausgeführt ist, die Vorderseite der beiden Figuren jedoch auf weissem über den Thon gelegten Grunde ursprünglich bunt bemalt war. Namentlich auf der Brust der nackten weiblichen Gestalt ist jetzt aber selbst der weisse Untergrund abgeblättert. Der verlorene Kopf dieser weiblichen Gestalt war offenbar abwärts gegen die rechte Schulter hin geneigt; das Haar war auf dem Scheitel in einen hohen Knauf zusammengebunden, welcher Knauf noch an der

Zum Schlusse dieser Sitzung wies der Vorsitzende auf eine Anzahl neuer Hilfsmittel für den archäologischen Unterricht hin und zwar zuerst auf das Modell der Akropolis von Athen von Herrn von der Launitz, in welchem ein ausserordentlich gelungenes, richtiges und wirklich künstlerisch behandeltes Bild einer der wichtigsten Oertlichkeiten alter Kultur und Kunst geboten sei. Abgüsse dieses Modells sind von dem Künstler selbst zu beziehen. Ebenso bietet derselbe Gelegenheit, grosse Abbildungen antiker Bau- und Bildkunstwerke zum Gebrauche bei Vorlesungen vor einem grossen Auditorium anfertigen zu lassen; man hat sich deshalb direct an ihn zu wenden. Einige dieser Abbildungen befanden sich im Sitzungszimmer ausgehängt, so dass die Brauchbarkeit derselben unmittelbar erkannt werden konnte. Ferner zeigte der Vorsitzende als ein weiteres Hülfsmittel zur Veranschaulichung der Unterrichtsgegenstände die grosse Sammlung von Papierabdrücken griechischer Inschriften verschiedener Zeit vor, welche Herr Münzconservator Achilleus Postolakkas in Athen für die Universität Halle in musterhafter Weise angefertigt hat. Es wurde hervorgehoben, dass die Formgeschichte des Alphabets an der Hand einer solchen Sammlung erst mit Erfolg sich darlegen lasse. Prof. Piper führte hierzu an, dass er im christlichen Museum der Universität Berlin solche Inschriftabdrücke zwischen doppelten Glasplatten eingeschlossen verwahre. Herr von der Launitz sprach von der Ausführbarkeit des Verfahrens, von solchen Papierabdrücken wieder Gypsabgüsse zu nehmen. Endlich wurden Brunns Vorlegeblätter für archäologische Interpretationsvorträge und Uebungen vorgelegt und aufgefordert, dieses nützliche und einem dringenden Bedürfnisse des akademischen Unterrichts in der Kunsterklärung entsprechende Unternehmen zu unterstützen. Anmeldungen nimmt Herr Prof. Brunn in München direct an.

Zweite Sitzung, Donnerstag, den 3. October.

Der Tagesordnung nach eröffnete Herr Director Frick aus Burg diese Sitzung durch eine Reihe von Bemerkungen über die sogenannte Schlangensäule zu Constantinopel. Der Vortragende ging namentlich auf drei Punkte ein, die Frage der Echtheit des ganzen erhaltenen Theiles des Werkes, die Frage nach der Art, wie die Reconstruction des ursprünglichen Zustandes zu entwerfen sei, endlich erörterte er, ob die Inschriften vollständig erhalten seien. Dethier habe geglaubt ausser dem von ihm, dem Vortragenden, Gelesenen noch andere undeutliche Buchstabenspuren zu erkennen. Hierauf hin sei das Original noch ein Mal von Herrn Prof. Bergmann aus Brandenburg untersucht, ohne dass sich aber jene Spuren gefunden hätten; auch der Abguss lasse Nichts der Art erkennen. Indem der Vortragende in Bezug auf Echtheit oder Unechtheit, altgriechischen oder byzantinischen Ursprung des erhaltenen Gewindes das Urtheil der Versammlung zu hören wünschte, während er selbst nach wie vor durchaus die Echtheit festhalten müsse, nahm Herr Professor Curtius aus Göttingen Gelegenheit, seinerseits zu constatiren, dass die Frage über die Entstehungszeit des erhaltenen

---

Brust des Räubers festsitzend erhalten geblieben ist. Auch von dem abgebrochenen linken Arme der Geraubten, welcher übergebogen mit der Hand zierlich ihr hinter ihr herabfallendes Gewand festhielt, ist ein Theil dieser Hand mit den von ihr ausgehenden Falten des gehaltenen Gewandes noch deutlich zu erkennen. (A. C.)

Gewindes nach seiner Auffassung mindestens noch eine offene sei und begründete seine gegen die Echtheit geäusserten Zweifel. Die Diskussion führte zu keiner die Differenz der Ansichten erledigenden Verständigung. Zum Schlusse wurde der Wunsch laut, es möchten die verschiedenen möglichen Restaurationen in der archäologischen Zeitung veröffentlicht und besprochen werden.

Es erhielt hierauf Herr Professor Piper aus Berlin das Wort zu seinem angemeldeten Vortrage über

Die klassisch-epigraphischen Studien und Mittheilungen bei den Kirchenvätern und im Mittelalter.

(Da der Inhalt des Vortrags im wesentlichen seitdem in der Einleitung in die monumentale Theologie, Gotha 1867, erschienen ist (deren letzter Abschnitt die Geschichte der christlichen Epigraphik von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart umfasst); so beschränkt sich die gegenwärtige Mittheilung auf eine Skizzirung desselben mit Hinweis auf die Stellen des Buchs.)

Wenn in dieser Section epigraphische Fragen zur Sprache kommen sollen, so erscheint als eine Vorfrage, wie weit sie unter den archäologischen berechtigt sind. Nach der verschiedenen Begriffsbestimmung der Archäologie sind die Ansichten darüber bekanntlich getheilt. [1]) O. Müller hat in seinem Handbuch keinen Abschnitt über Epigraphik und die Archäologische Gesellschaft zu Berlin schliesst sie von ihren Verhandlungen aus. Jedoch nach der Auctorität, welche man in diesem Kreise geneigt ist, dem verewigten Gerhard einzuräumen (der zwar zuerst die Inschriften von dem Gebiete der Archäologie ausgeschlossen, dann aber der Einwendung von Braun und Preller nachgegeben hat), werden sie hier ein berechtigtes Unterkommen finden; und selbst wenn sie nach der Strenge der Satzung beanstandet wären, würden sie wohl vermöge des nahen Zusammenhangs mit den Kunstdenkmälern gastweise zugelassen werden.

Fragt man nach dem Anfang des eigentlichen epigraphischen Studiums, so kann er sehr neu angesetzt werden: jedenfalls ist dasselbe, was die Behandlung der Texte und die Fruchtbarkeit der Anwendung betrifft, seit Böckh und seinen Nachfolgern bei dem griechischen und lateinischen C. I. in eine neue Epoche eingetreten. Doch knüpfen die Neueren vor allem an Smetius an, der durch Strenge der Methode wie durch Umsicht und Genauigkeit der Bezeichnung als Gründer der Wissenschaft geehrt wird, aber auch nicht ohne bedeutende Vorgänger ist. Bis dahin vom patristischen Zeitalter ist in epigraphischer Leistung allerdings ein weiter Abstand. Wie es aber ebenso anziehend als unterrichtend ist den neuen Anfang epigraphischer Studien seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, jene Vorstufe des 18. Jahrhunderts zu verfolgen, so bietet auch der erste Anfang im christlichen Alterthum und die Ausbreitung in den mittleren Zeiten mannigfaltiges Interesse, wenn man das Streben ansieht, welches dieses Stoffes sich bemächtigt, den Gebrauch oder auch Missbrauch, der davon gemacht ward.

1. Auch in dieser frühesten Zeit wie im Ausgang des Mittelalters ist man eher als auf christliche auf die *classischen* Inschriften aufmerksam, wovon allein hier die Rede ist. Und zwar in religionsgeschichtlicher Absicht werden sie von den Kirchenlehrern angeeignet. Es war schon der Apostel Paulus damit vorangegangen, da er seiner Rede zu Athen die Inschrift einer Ara, welche er dort gefunden, zum Grunde legt. Es scheint, dass er sie nicht

---

[1]) Vergl. Einleitung in die monumentale Theologie S. 46.

buchstäblich genau angeführt hat; doch die Anwendung, die er davon macht, ist dem Sinne nach getreu, entsprechend jener Erweiterung und Umbildung der alten Religionen, welche aus dem Streben nach Universalismus seit Alexander dem Gr. hervorgegangen war.[1]). Zuerst nun, abgesehen von Justin dem Märtyrer und dem missverständlichen Gebrauch, den er von einer Inschrift auf den Semo Sancus gemacht, hat vornehmlich Clemens von Alexandrien der Inschriften sich bedient in seinen grossen Streitverhandlungen sowohl wider die Heiden als wider die Häretiker.[2]) Unter den letztern misst er diejenigen, welche aus vermeintlich höherer Erkenntniss des Sittengesetzes sich überhoben, mit der im Alterthum vielbesprochenen Grabschrift Sardanapals, welche dessen Wandel und Gesinnung offenbare: *ταῦτ' ἔχω ὅσσ' ἔφαγον* etc. Wider die Religionslehren der Heiden aber benutzt er ihre Inschriften, wenn er z. B. aus der Grabschrift des Hippo, den im Tode die Moira den unsterblichen Göttern gleich gemacht habe (*τὸν ἀθανάτοισι θεοῖσιν Ἶσον ἐποίησεν Μοῖρα καταφθίμενον*), folgert: also seien die Götter nichts anderes als sterbliche Menschen gewesen, — ein Schluss, dessen Bündigkeit bestritten werden mag, selbst mit Hinweis auf die biblische Erklärung, dass die Menschen nach dem Tode unsterblich und *ἰσάγγελοι* sein würden (Luc. 20, 36), womit auch nicht gesagt ist, dass die Engel nichts anderes als Menschen gewesen seien. Und aus dem Umstand, dass Phidias den Preis seines Lieblings an die Statue des Zeus geschrieben (*Παντάρκης καλὸς*) folgert er, dass dem Künstler dieser Gegenstand selbst, der Stoff, woraus er die Gottheit gebildet, verächtlich gewesen sei. Doch führt er auch eine Inschrift im entgegengesetzten Sinne an, welche die Scheu vor dem Heiligthum bekundet:

ἁγνὸν χρὴ νηοῖο θυώδεος ἐντὸς ἰόντα
ἔμμεναι· ἁγνείη δ' ἐστι φρονεῖν ὅσια,

als Zeichen der auch unter den Heiden verbreiteten göttlichen Wahrheit. — In der Auseinandersetzung christlicher und heidnischer Sitte führt Tertullian eine Inschrift aus dem Circus maximus an, welche eben ausgegraben worden: wonach der Ort dem Consus und andern Göttern geweiht war. Also, schliesst er, stammen die Circusspiele aus dem Götzendienst und die Christen haben ihren Besuch zu meiden.

Beide Kirchenlehrer nebst manchen anderen Apologeten haben die Sage von dem Grabe Jupiters auf Kreta sich nicht entgehen lassen zum Zeugniss wider dessen Gottheit. Lactantius aber, gleichfalls zur Bestreitung des Heidenthums, theilt in einem grösseren Excerpt aus Ennius auch die Grabschrift *ΖΑΝ ΚΡΟΝΟΥ* mit zum Beweise, dass Jupiter ein gewöhnlicher Mensch gewesen.[3])

Hiergegen findet sich im 4. Jahrhundert nun auch eine Berücksichtigung heidnischer Inschriften in geschichtlichem Zusammenhange, sei es für die Kirchengeschichte oder für die allgemeine Chronik. So gibt Eusebius in seiner Kirchengeschichte Abschrift von dem Edict des Kaisers Maximinus, welches an die unter ihm stehenden Heiden zur Aufmunterung der Christenverfolgung erlassen war, nach dem Exemplar von einer eisernen Säule zu Tyrus. Und Hieronymus unter den Zusätzen aus der römischen Literatur zur Chronik des Eusebius hat die Grabschrift Virgils (*Mantua me genuit* etc.), wahrscheinlich aus des Suetonius untergegangener Schrift De poetis. — Einen geschichtlichen Boden, aber so dass die Geschichte in den Dienst der Glaubenswahrheit gestellt ist, nemlich zur Bestätigung der göttlichen Verheissungen, hat die Schrift unter dem Namen des Prosper, de promissionibus (um 430): sie

[1]) Ebendas. S. 10. 12. [2]) S. 819 ff. [3]) S. 133. 823.

theilt in dieser Absicht eine Tempelinschrift mit, welche der Verfasser selbst bei feierlichem Anlass entdeckt hatte. Es wurde nemlich der Tempel der Caelestis zu Carthago, welcher eine Zeit lang verschlossen und vernachlässigt gewesen, durch Bischof Aurelius (392—429) unter Kaiser Honorius zu einer christlichen Kirche geweiht. Der Verfasser, damals noch ein Jüngling, war mit seinen Genossen zugegen: und wie sie neugierig in allen seinen Einzelheiten das grossartige Bauwerk betrachteten, fielen ihnen als etwas Wunderbares und Unglaubliches die grossen ehernen Buchstaben der alten Inschrift des Frontispiz in die Augen: *Aurelius pontifex dedicavit.* Nun las auch das Volk und verwunderte sich, da man eine providentielle Fügung in der Anwendbarkeit dieser Inschrift auf die eben gefeierte Kirchweihe erkannte, welche auch durch einen Aurelius als Pontifex (Bischof) vollzogen wurde.[1])

Ein Jahrhundert später verzeichnet ein christlicher Topograph, Kosmas der Indienfahrer, die griechische Inschrift von Adule, dem Hafen von Axuma, welche er, der Reisende, für den König der Axumiten Elesbaan auf Ersuchen des Präfecten abgeschrieben hatte: in seiner Erdbeschreibung aber theilt er sie mit zum Beweise, dass Ptolemäus die Enden Aethiopiens gekannt habe. Er hat jedoch zwei neben einander stehende Inschriften, die um Jahrhunderte getrennt sind, durch eine Lücke irre geführt, in eins gezogen: die eine auf der Tafel von Ptolemäus Euergetes; die andere auf dem Sessel, von einem Könige der Axumiten, der ihn geweiht hatte.[2])

2. Wenn wir hiernächst im Abendlande, mit Uebergehung der bekannten Sammlung stadtrömischer Inschriften aus dem klassischen und christlichen Alterthum durch den Mönch von Einsiedeln, dem späteren Mittelalter uns zuwenden, so bietet das zwölfte Jahrhundert manche interessante Spur der Werthschätzung alterthümlicher Inschriften, freilich aber auch der Verwahrlosung epigraphischen Verständnisses. In ersterer Beziehung ist vor allen Johann von Salisbury zu bemerken, der in seinem Policraticus (vom J. 1156) davon ausgeht, dass ohne Gebrauch der Schrift alle Kunde früherer Zeiten erloschen sei. Z. B. die Triumphbögen dienen berühmten Männern alsdann zum Ruhm, wenn eine Inschrift den Namen und die Ursache lehrt: den *liberator patriae, fundator quietis* erkennt erst dann der Beschauer, wenn die Inschrift als Triumphator den Constantinus anzeigt, den unser Britannien erzeugt hat. Es sind Worte von seinem Triumphbogen in Rom. — Gleichfalls als Augenzeuge spricht Rupertus von Deutz über eine Inschrift des dortigen Kastells, auf welches er für sein Kloster Anspruch machte, und führt aus ihr einen historischen Beweis. Die Meinungen über die Gründung des Kastells, sagt er, sind verschieden, da die Einen es für ein Werk des Julius Cäsar halten, die Andern es zur Zeit als Kaiser Constantius und sein Sohn Constantinus den Feldzug in Gallien machten, von letzterem nach Besiegung der Franken erbaut sein lassen. Dass diese Meinung die richtigere sei, beweiset eine Inschrift, die vor nicht vielen Jahren auf einer Steintafel unter Mauerresten gefunden ist, zwar zerbrochen, doch so, dass ihre Theile zusammengefügt werden konnten und folgendermassen lautet: *Constantinus Pius Rom. Imp. Augustus devictis Francis castrum Vitensium in terris eorum fieri jussit* etc.[3])

Freilich bezeichnet das zwölfte Jahrhundert auch einen Wendepunkt in der Zulassung der Quellen für die Geschichte: es strömt die Fabel ein und dabei wird auch epigraphisches Material verwendet, sei es dass Inschriften falsch ausgelegt oder ganz erdichtet werden[4]), besonders stark darin sind zwei beschreibende und erzählende Werke, welche das Erlöschen

---

[1]) S. 823 f. [2]) S. 827. [3]) S. 841 f. [4]) S. 842 f. 905.

des historischen Sinnes ahnen lassen: die Mirabilia urbis und die Gesta Treverorum. Die letzteren bringen für die Urgeschichte der Stadt Trier die Grabschrift ihres angeblichen Gründers, des Trebetes, Sohnes des Ninus bei, die sein Sohn Hero ihm gesetzt habe; nach Otto von Freising ist sie zu dessen Zeit gefunden. Eine Probe der falschen Auslegung in den Mirabilien ist die Behauptung, dass der vaticanische Obelisk mit der Aufschrift *divo Caesari* etc. dem Andenken Cäsars geweiht sei; es steht aber dabei *d. Julii filio Augusto.* Auch wird eine Inschrift zur Bestätigung angeführt, dass seine Asche oben in der Kugel des Obelisken ruhe; aber die Kugel kann niemals dergleichen aufgenommen haben. — Ein merkwürdiges Beispiel falscher Lesung, wo eine klassische Inschrift einer Mönchsgeschichte zum Vorwand dienen muss, bietet die Chronik von Novalese aus dem 11. Jahrhundert; sie erzählt von dem Bogen zu Susa: der Patricier Abbo, welcher im J. 726 n. Chr. das Kloster gegründet, habe durch die Inschrift auf beiden Seiten des Bogens sein Vermächtniss an das Kloster verewigt, damit dessen Ehre allen Reisenden auf dem Wege zwischen Italien und Frankreich kund werde und im Fall dereinstiger Zerstörung die wiederherstellenden Mönche das Verzeichniss der Besitzungen dort fänden; die wirkliche noch vorhandene Inschrift aber enthält die Widmung des Bogens zu Ehren des Augustus vom J. 745 a. u. Und eine sonderbare Ergänzung der Inschrift zu Pierre Tertuis, welche anfängt *Numini Augus*[*t..um*] *via* [*duc*]*ta per* etc. bietet die Chronik eines Dominikaners zu Basel aus dem 13. Jahrhundert, einen Vers, der dort nicht gestanden hat, der aber auch noch in einer anderen ebenso ungegründeten Leseart aus dem 16. Jahrhundert überliefert ist.[1]) Ob den Mönch von Basel, der wohl nicht selbst nachgesehen hat, irgend eine Schuld an der willkürlichen Lesung trifft, lässt sich nicht ermessen; jedenfalls darf man aus solchem Anlass diese Dominikanermönche nicht mit Mommsen *caecutientes* und *petulantes* schelten, welche durch Jahrhunderte um die Geschichtschreibung sich verdient gemacht haben.

3. Die Wiederherstellung der klassischen Literatur seit dem 14. Jahrhundert führt nun auch zu einer *zusammenhängenden* Erforschung der körperlichen Reste des Alterthums, und zwar nächst den Kunstwerken auch der Inschriften. Zwar der anerkannte Führer der Humanisten, Petrarca, war dieser Aufgabe nicht gewachsen. Er hatte wohl lebhafte Sehnsucht nach Rom und seinen Alterthümern und pries ihre Herrlichkeit als er sie gesehen (zum ersten mal im J. 1337); aber er begnügte sich zu bewundern, was er sich bewusst war nicht zu erkennen, — wie Panvinio ihm nachsagt. Ja er liess durch die Fabeln des Mittelalters sich bestimmen, wo er die Wahrheit inschriftlich vor Augen hatte: so nennt er die Pyramide an der Porta Ostiensis das Grabmal des Remus, obwohl der Name des Cestius mit grossen Buchstaben darauf zu lesen ist; weshalb er von Poggio, dann auch von Mabillon zurechtgewiesen wird.[2]) — Bald darauf macht Leonardo Bruni Aretino, der Geschichtschreiber von Florenz, durch Lesung und historische Benutzung einer alten Inschrift sich bemerklich: als er im J. 1414 in Constanz sich aufhielt und nach dem Ursprung der Stadt forschte, worüber er von keinem der Bürger Auskunft erhalten konnte, fand er eine Inschrift, die niemand hatte lesen können, und darin die Anzeige von der Wiederherstellung des *munic. Vitudurensis* (im J. 294); er schloss daraus, die Stadt habe früher Vitudura geheissen, worauf Constantius Chlorus ihr seinen Namen geliehen habe.[3]) Die Ableitung des Namens Vitudura ist evident, aber nicht für Constanz: es ist die Stadt Winterthur, von wo der Stein, der noch vorhanden ist, dorthin versetzt sein wird.

[1]) S. 842 f. 905. [2]) S. 651. 657. 879. [3]) S. 859.

Die zusammenhängende epigraphische Forschung unter den Humanisten aber beginnt mit Ciriaco und Poggio. Von dem ersteren ist ein bedeutendes Wort an der Schwelle der neuen Zeit, als er zu Vercelli bei antiquarischer Nachforschung in einer alten Kirche von einem unwissenden Priester gefragt wurde, was er treibe, antwortete er: er habe aus den pythischen Orakeln gelernt, zuweilen die Todten aus der Unterwelt zu erwecken. — In derselben Richtung war Poggio thätig, da er sowohl in Rom als in der Umgegend die Alterthümer erforscht und Inschriften aufgedeckt und gesammelt hat, wobei er auch die Sonnenhitze nicht scheute. Ueberdies ist er der erste, der für die stadtrömischen Inschriften eine literarische Quelle vermittelt, da er von der gedachten Sammlung des Mönchs von Einsiedeln eine Abschrift aus einem deutschen Kloster gehabt hat, worin die letzten Inschriften (von No. 48 an), nicht aber die fünf ersten fehlten; das lässt der Befund bei den nachfolgenden Epigraphikern ersehen, worauf schon Mommsen aufmerksam gemacht (vor Auffindung der Sammlung Poggios durch De Rossi) und welches seitdem genauer durch Henzen nachgewiesen ist. Eine Spur dieser Abschrift habe ich bei Traversari gefunden, der bei sich zu Florenz das Stück einer Handschrift gehabt hatte, „einen sehr alten Quaternio, worin viele Epigramme der Stadt Rom geschrieben sind, nicht mit grossen, sondern mit gewöhnlichen Buchstaben." Von Rom aus beauftragte er seinen Bruder, darnach zu suchen und ihn an Poggio zurückzugeben.[1])

Schliesslich möge noch ein Name mit Ehren genannt werden, am Ausgangspunkt der christlichen Epigraphik: des Maffeo Vegio, Canonicus der Peterskirche († 1417), der gleich dem Traversari mit den Humanisten in Verbindung stand und klassische Bildung mit Eifer und Erfolg sich angeeignet hatte. So forschte er auch eifrig nach klassichen wie christlichen Alterthümern. Und er hat an einem Ort, wo man es nicht erwartet und der deshalb den Epigraphikern entgangen zu sein scheint, in seinem Werk von der Erziehung, zwei heidnische Inschriften aufgenommen. Die eine bezieht sich auf das Nähren der Kinder, da er die Mütter ermahnt, selbst es auszuüben. Auch heidnischen Frauen sei dies zum Ruhme gerechnet; „darüber belehrt uns jene schöne Inschrift, die ich auf einem marmornen Grabstein in der Kirche des Johannes und Paulus gefunden: *Gratiae Alexandrinae insignis exempli ac pudicitiae quae etiam filios suos propriis uberibus educavit*, *Pudens Aug. libertus maritus.*" An demselben Ort hat Mazocchi die Inschrift copirt, und aus ihm ist sie in die spätern Sammlungen übergegangen. Das Hauptwerk des Vegio aber zur christlichen Alterthumskunde ist die Beschreibung der Peterskirche mit zahlreichen Inschriften des christlichen Alterthums und des Mittelalters, worunter manche (wie die aus einem Anbau von S. Peter, der Grabkirche des Paulus vom Ende des 4. Jahrhunderts, die er kurz vor ihrem Abbruch durchforschte) von ihm allein überliefert sind. Aber auch dort hat er vorchristliche Denkmäler Roms berücksichtigt. Man sieht wie sie an's Licht kommen, aber auch wie sie verschwinden unter der Barbarei der Zeitgenossen. Drum mögen wir jenen eifrigen Alterthumsforschern danken, dass sie als die ersten für ihr Theil der Zerstörung entgegen gearbeitet haben; wie Poggio selbst, da er die Inschriften unter Gestrüpp hervorbrachte, für seinen Zweck erklärt: „dass wenn die Denkmäler durch die Völker zerstört würden, wenigstens das Andenken der Inschriften bliebe."

Nach einer gelegentlichen noch an den Vortrag anknüpfenden Bemerkung des Herrn Director Eckstein legte Herr Hofrath Urlichs Antiken der Würzburger Sammlung vor, nämlich das Marmorfragment einer kleinen Wiederholung der sogenannten Pasquinogruppe,

---

[1]) S. 862.

ferner Henkel von Glasgefässen mit der Inschrift des Artemos von Sidon, dann Fragmente einer grösseren Glasvase mit Kämpfergruppen und endlich eine aus Brüls Besitze herstammende Paste, eine Replik des Blacas'schen Karneols mit Orestes und Pylades; für letztere wurde die Frage über antiken oder modernen Ursprung aufgeworfen. Herr von der Launitz sprach sich besonders für die Echtheit aus. Herr von der Launitz begründete sodann in freiem Vortrage seine von der bisher üblichen abweichende Restauration der sog. Pasquinogruppe; die Restauration war ausgeführt an einem Abgusse des erwähnten Würzburger Fragmentes. Der vortragende Künstler führte zunächst die erhaltenen Wiederholungen der Gruppe auf, kritisirte die mit ihnen vorgenommenen Ergänzungen und begründete dann also die seinige, die namentlich in der Haltung des Kopfes, wofür der Pasquino selbst den Anhaltspunkt bietet, und in dem Ruhen der rechten Hand des Todten auf der linken Schulter des Aias, auf welches am deutlichsten das Würzburger Fragment, kenntlich genug aber auch das eine Florentiner Exemplar führt, der Gruppe durch die Ueberlieferung beglaubigte und nur bisher meist unbeachtet gebliebene Schönheiten wiedergiebt. Eine Lücke, die sich bei Betrachtung der Gruppe von hinten zeigt, glaubt Herr von der Launitz, geleitet durch eine Bruchfläche an den Beinen im Vatikan, mit einem Schwerte am besten auszufüllen. (Für das Ausführlichere können wir jetzt auf das inzwischen erschienene Winckelmannsprogramm des Vereins von Alterthumsfr. im Rheinlande, Bonn 1867. verfasst von Urlichs und von der Launitz, verweisen.) Herr Professor Michaelis fügte noch hinzu, dass auch an dem römischen Exemplare, dem eigentlichen Pasquino, die Spur der Hand des Todten auf der Schulter noch zu erkennen sei.

Herr Professor Wolf verzichtete auf das Wort zu Gunsten des Herrn Dr. Graser aus Magdeburg, welcher über das antike Rudersystem sprach.

Der Vortragende setzte zunächst die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der Einrichtung des Ruderwerks der antiken Kriegsschiffe auseinander, wie er dieselben in seiner Schrift De veterum re navali dargestellt und an dem Modell eines Athenischen Fünfreihenschiffes zur Anschauung gebracht hatte, das im Antiquarium des Berliner Museums aufgestellt ist. Es haben sich danach zwischen den einzelnen Reihen keine Decke befunden, vielmehr waren die letzteren derart arrangirt, dass die Profile der Ruderer der mittleren Reihe bei einem Dreireihenschiffe (τριήρης, triremis) mit ihrem oberen Theile in die Zwischenräume der oberen Reihe, und mit ihrem unteren Theile in die Zwischenräume der einzelnen Läufe der unteren Reihe hineinragten. Während so die Reihen der Ruderer senkrecht über einander lagen, war die Schiffswand oben ein wenig nach aussen geneigt, so dass bei den oberen, längeren Rudern auch der innerhalb des Schiffes befindliche Theil länger war als bei den unteren Rudern, und somit bei allen Rudern des Schiffes stets das gleiche günstige Hebelverhältniss vorhanden war. Ausserdem waren die inneren Theile aller Ruder entweder durch grössere Holzdicke oder durch Beschwerung mit Blei ins Gleichgewicht gebracht und liessen somit alle eine gleichmässige leichte Handhabung zu. Die Darstellung des Ruderwerks auf den Marmorreliefs und den pompejanischen Wandgemälden ist meistens vollständig treu, weil die Grösse derselben gestattet, die Zwischenräume der Ruder genau darzustellen, und namentlich ist das von Lenormant in Athen gefundene Bruchstück des mittleren Theils einer Triere so genau gehalten, dass diese Darstellung mit den Rissen des Berliner Modells vollständig congruirt. Auf kleineren Darstellungen dagegen wie auf Gemmen und Münzen hat man des unzureichenden Raumes wegen oft die absolute Treue absichtlich verletzt, um dafür das charakteristische

des Eindrucks der Schiffsarten schärfer hervorheben zu können, und auch für die Beurtheilung dieser Eigenthümlichkeiten ward eine genaue Kenntniss der heutigen Marine des mittelländischen Meeres aus eigner Anschauung, wie auch genaues Studium der mittelalterlichen Galeren als unerlässlich bezeichnet. Schliesslich ward noch die neueste Schrift über das Seewesen der Alten, und zwar die einzige, welche nach den Arbeiten des Vortragenden auf diesem Gebiete veröffentlicht ist, eine in Greifswald erschienene Dissertation von Zöller dahin charakterisirt, dass sie fast ausschliesslich von lexicographischen Gesichtspunkten aus Zusammenstellungen der Stellen alter Schriftsteller gibt, in welchen die Namen verschiedener Schiffsgattungen vorkommen, ohne übrigens Schlüsse daraus zu ziehen, und dass sie das Ruderwerk, die Rumpfconstruction und die Takelage gar nicht in den Bereich der Erörterung zieht, in allen diesen Punkten vielmehr die Resultate der Arbeiten des Vortragenden, wie sie am Berliner Modell zur Anschauung gebracht worden sind, einfach stillschweigend adoptirt.

Es blieb noch eine knapp gemessene Zeit für den Vortrag des Herrn Oberlehrers Hermann aus Berlin über das römische Pilum, erläutert durch Vorlegung von Modellen.

Der Vortragende äusserte sich zuerst dahin, dass er besonders deshalb über diesen Gegenstand spreche, weil die Ansicht von der Gestalt des römischen Pilums, welche er aus einer sorgfältigen Betrachtung der bezüglichen Hauptstellen der griechischen und römischen Klassiker gewonnen, von der in der neueren Zeit geltend gewordenen bedeutend abweiche. Er wolle bei der Beschränktheit der Zeit dieselbe in möglichster Kürze geben und sie durch zwei möglichst genau nach den Angaben der Klassiker angefertigte Modelle in verjüngtem Massstabe zu erläutern versuchen. Er lege seiner Betrachtung die bekannte Stelle aus dem 6. Buche des Polybius zu Grunde, welche die älteste und zugleich genaueste Beschreibung dieser Waffe enthalte. Drei Punkte seien es, auf welche man in derselben seine Aufmerksamkeit richten müsse: 1) die Beschaffenheit des Schaftes, 2) die Beschaffenheit der Spitze und 3) die Art und Weise der Verbindung beider Theile. Was den ersten Punkt betreffe, so sage Polyb., dass der Schaft, wenn er rund war, einen Durchmesser, wenn viereckig, die Seiten von einer Handbreite gehabt habe. Der Vortragende spreche nur von den grösseren (*στερεώτεροι*), nicht von den kleinen (*λεπτοί*). Ausserdem sage Pol., dass die Länge des Schaftes ohngefähr 3 Ellen (*ὡς τρεῖς πήχεις*) gewesen sei. Wenn Polybius sage, dass der Durchmesser oder die Seitenbreite *παλαιστιαῖα* gewesen, so sei er der Ansicht, dass Polybius damit nur die Stärke des unteren Endes des Schaftes gemeint, dass aber derselbe nach dem Urtypus einer Lanze, einem jungen Baume, von unten nach oben verjüngt zugelaufen sei, bis zu dem Punkte, wo er sich an die Spitze anschloss. Wie diese Verjüngung gewesen, ergebe sich aus dem 2. Punkte, der Beschaffenheit der Spitze. Von dieser sage Polyb., sie sei mit Widerhaken versehen (*ἀγκιστρωτόν*) und habe eine gleiche Länge als der Schaft, also drei Ellen. Was nun die Widerhaken betreffe, so sei er der Ansicht, dass darunter nur kleine, mit einem scharfen Instrument in das glühende Metall gemachte Einschnitte zu verstehen, denn diese seien ausreichend, um das Herausziehen aus einem festen Gegenstande zu verhindern; grosse Widerhaken dagegen hinderten unter allen Umständen das Eindringen, und dies zu erleichtern sei auf jeden Fall, besonders bei einem Wurfgeschoss, das wichtigste. Wie die Spitze sonst beschaffen sei, ergebe sich erst bei der Betrachtung des 3. Punktes: die Art und Weise der Verbindung beider Theile. Von dieser sage Polyb. zuerst, dass die Spitze bis zur Mitte der Schäfte in das Holz eingelassen sei (*ἕως μέσου τῶν ξύλων ἐνδέοντες*), das

22*

heisse also $1^1/_2$ Ellen tief, denn daran werde hoffentlich Jeder, der nur einige Vorstellung von Technik habe, nicht denken, dass das ἕως μέσου τῶν ξύλων auf die Stärke des Schaftes zu beziehen wäre. Aus dem ἐνδέοντες (scilic. τὸ βέλος) ἕως μέσου τῶν ξύλων gehe aber unzweifelhaft hervor, dass das Holz das Eisen, nicht das Eisen das Holz umgeben habe. Ferner sage Polybius, dass die Verbindung der eisernen Spitze äusserst haltbar gewesen und sich nicht gelockert habe, wenn nicht das Eisen zerbrochen, obgleich es an seinem Stammende und da, wo es sich an das Holz anschliesse, $1^1/_2$ Finger stark gewesen sei (καίπερ ὄντα τὸ πάχος ἐν τῷ πυθμένι καὶ τῇ πρὸς τὸ ξύλον συναφῇ τριῶν ἡμιδακτυλίων). In dem eigenthümlichen Ausdruck ἐν τῷ πυθμένι finde er eine Hindeutung auf die einem jungen Baume ähnliche, von unten nach oben sich verjüngende Form sowohl der Spitze als des Schaftes des Pilums und er nehme deshalb an, dass Pol. den Theil des Eisens, welcher in dem Schafte steckte, gleichsam als die Wurzel betrachtet habe. Diese sei wahrscheinlich platt geschmiedet und eine bis zwei Linien stark gewesen. Ebenso nehme er demgemäss an, dass der Schaft, da wo er sich an das Eisen anschloss, $1^1/_2$ Dactylen stark gewesen sei, und sich also von unten, wo seine Stärke παλαιστιαῖα war, bei einer Länge von 3 Ellen, bis zu der Stelle, wo er sich an das Eisen schloss, bis zu $1^1/_2$ Dactylen verjüngt habe.

Wenn man so bei der Reconstruction des Pilums verfahre, so entstehe ein eigenthümlich übereinstimmendes Verhältniss zwischen der Stärke und Länge des Pilums. $1^1/_2$ Ellen sei der untere Theil des Schaftes lang, $1^1/_2$ Ellen der Theil, in welchem die Wurzel des Eisens stecke, $1^1/_2$ Ellen die freistehende eiserne Spitze. Ebenso sei das Verhältniss hinsichtlich der Stärke; wenn man statt der griechischen Ausdrücke nach den Berechnungen von Hultsch preussische Zolle setze, so betrügen $1^1/_2$ Dactylen 1,01 Zoll; die παλαιστή 2,95, das Mittelglied müsse man sich ergänzen. Wenn man nun im Verhältniss zu den $1^1/_2$ Dactylen für das Mittelglied 2,02 Zoll annehme und also das untere Glied = 3,03 Zoll setze, so entstehe eine Differenz von 0,08 oder $^1/_{12}$ Zoll, und genauer lasse sich wohl ein solches Verhältniss kaum angeben. Demnach betrage also die Länge des ganzen Pilums nach den Berechnungen von Hultsch 79,56 pr. Zoll oder 6 F. $7^1/_2$ Zoll, die des mittleren Dritttheils 26,52 pr. Zoll oder 2 F. $2^1/_2$ Z., die der Spitze eben so viel.

Es handle sich nun noch um die Art und Weise, wie die Verbindung des mittleren Theils, das heisst des Eisens und Schaftes befestigt worden sei. Zunächst sei der Vortragende der Ansicht, dass der Schaft in der Mitte bis zur Hälfte seiner Länge, also 2 F. $2^1/_2$ Zoll tief durchschnitten und der platt geschmiedete untere Theil der Spitze in denselben eingefügt worden. Nach der Angabe des Pol. seien nun über die mittlere Stelle, wo der Stiel des Speereisens in den Schaft geschoben wurde, ziemlich dicht aneinander Ringe oder Bänder von Metall gezogen, diese sammt dem Schaft und Stiel durchbohrt und durch Niete das Ganze auf das Festeste mit einander verbunden worden. Das finde er in den Worten: οὕτως ἀσφαλίζονται βεβαίως, ἕως μέσου τῶν ξύλων ἐνδέοντες, καὶ πυκναῖς ταῖς λαβίσι καταπερονῶντες, ὥστε κτλ.

Daraus ergab sich für den Vortragenden folgende Gestalt der Pilums-Figur: *A* bezeichnet das Pilum, nachdem der Stiel der Spitze in den Schaft geschoben ist. *B* nachdem die Ringe oder Bänder (λαβίδες) über dasselbe gezogen und durch Niete befestigt sind. Bei Fig. *A* sei α—ββ die Lanzenspitze, bei ββ schliesse sich der Schaft an die Spitze (ἡ συναφή), von ββ—δδ reiche der Schaft, welcher in der Mitte bis zur Hälfte (ββ—γγ) durchschnitten und

in den dann der Stiel des Speereisens ε hineingeschoben sei. Figur *B* stelle das Pilum vollständig dar; ζ ist die *λαβίς*, das Band, ϑ die *περόνη*, der Niet.

Ein so beschaffenes Pilum wiege nach der Berechnung des Oberlehrers Dr. Martus in Berlin 5—7¼ Pfund und habe am Schwerpunkt eine Stärke von noch nicht 6 Zoll, so dass es einerseits für einen kräftigen Arm nicht zu schwer und für eine mässig lange Hand leicht zu umspannen sei. Er habe nur die viereckige Form gegeben, und zwar, da sich Pol. nicht bestimmt ausdrücke, die des Parallelogramms, nicht die eines Quadrates.

Die Stelle des Dionysius von Halicarnassos enthalte in den Hauptpunkten eine Bestätigung seiner Ansicht. Dieser sage im fünften Buche seiner römischen Geschichte, dass die Schäfte der römischen Pilen sehr lang, die ganze Hand ausfüllend und nicht unter drei Fuss gewesen seien (*ξύλα προμήκη τε καὶ χειροπληϑῆ τριῶν οὐχ ἧττον ποδῶν*). Dionys. nenne sie unbedingt deshalb *χειροπληϑῆ*, weil sie stärker als die gewöhnlichen Lanzen gewesen, und *χειροπληϑῆ* stimme mit der eben gegebenen Berechnung auch in sofern überein, als die Stelle des Schaftes, wo der Schwerpunkt lag, ohngefähr einen Umfang von 6 Zoll gehabt. Was den Ausdruck: *οὐχ ἧττον τριῶν ποδῶν* betreffe, der scheinbar nicht mit Pol. übereinstimme, so werde davon später die Rede sein. Hinsichtlich des Speereisens aber werde seine Auslegung der Worte des Pol. dadurch bestätigt, dass Dionys. sage: *σιδηροῦς ὀβελίσκους ἔχοντα* (*scil.* *ξύλα*) *προύχοντας κατ' εὐϑεῖαν ἑκατέρου τῶν ἄκρων*. Mit *ὀβελίσκος* könne man unmöglich eine Speerspitze bezeichnen, welche, wie die gewöhnlichen Lanzenspitzen, erst stärker, dann schwächer und nach dem Schafte zu wieder stärker würden — und auch der Ausdruck *κατ' εὐϑεῖαν* u. s. w. scheine ihm dasselbe zu bedeuten. Zugleich gehe aus den Worten: *ἐκ τῶν καταπεπηγμένων παρὰ ταῖς σκηναῖς ὑσσῶν* hervor, dass das Pilum im Lager in die Erde gesteckt wurde und dass es deshalb, wenn man auch von der Analogie mit der römischen Reiterlanze, von der Pol. ausdrücklich sage, dass sie zu seiner Zeit einen Schuh (*σαυρωτήρ*) gehabt, absehen wolle, mit einer Metallspitze am unteren Ende versehen gewesen, was man auch schon aus Liv. II 65, *fixis in terram pilis*, folgern könne.

Von einer wichtigen Veränderung in der Construction des Pilums spreche Plutarch, wenn er im Leben des Marius erzähle, dass dieser eine Neuerung in dieser Hinsicht gemacht (*καινοτομηϑῆναι τὸ περὶ τοὺς ὑσσούς*). Er sage, dass das Holz in das Eisen gefügt und dass diese Einfügung durch zwei Niete befestigt worden sei. Dies sei das Umgekehrte von

dem, was Pol. überliefere, der bestimmt sage, dass das Eisen ins Holz eingesetzt worden. Auf welche Weise diese Einfügung des Holzes in das Eisen geschehen, gehe aus dem Folgenden hervor. Plut. sage nämlich: Früher war die Einfügung mit zwei eisernen Nägeln vermittelt. Mar. liess nun den einen, wie er war, den andern aber nahm er heraus und setzte statt dessen einen aus leicht zerbrechlichem Holze verfertigten ein (*τότε δὲ ὁ Μάριος τὴν μέν, ὥσπερ εἶχεν, εἴασε, τὴν δὲ ἑτέραν ἐξελὼν ξύλινον ἧλον εὔθραυστον ἀντ' αὐτῆς ἐνέβαλε*), indem er bewirken wollte, dass, wenn das Pilum in den Schild des Gegners einschlug, durch das Zerbrechen des hölzernen Nagels eine Biegung am Eisen entstehe (*τεχνάζων προσπεσόντα τὸν ὑσσὸν τῷ θυρεῷ τοῦ πολεμίου; μὴ μένειν ὀρθόν, ἀλλὰ τοῦ ξυλίνου κλασθέντος ἥλου καμπὴν γίγνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον*). Wie konnte aber, so frage man sich unwillkürlich, durch Zerbrechen des einen Holznagels, welcher den Schaft mit dem Speereisen zusammenhielt, eine Krümmung am Eisen entstehen? Die Antwort sei: Das Eisen verbog sich auch nicht und sollte sich auch nicht verbiegen, sondern Plut. versteht unter *καμπὴν γίγνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον* Folgendes: Seit der Zeit des Pol. bis auf Marius war die Construction des röm. Pilums verändert worden. Man hatte die alte, von Pol. beschriebene Verbindung des Schaftes mit der Spitze dadurch beseitigt, dass man, wie die Figur *C* zeigt, den unteren Theil des Eisens *ρλ* in zwei, in gerader Linie mit der Spitze fortlaufende Backen oder, wie die Handwerker auch sagen, Lappen ausschmiedete, zwischen welchen sich der Zwischenraum *ν* befand. Von dem Schaft, welcher ebenso wie früher verjüngt zulief, wurde so viel, als die Stärke der beiden Backen *ρλ* betrug, abgenommen, der mittlere Theil *νσ* zwischen die beiden Lappen hineingeschoben, die beiden Lappen sammt dem in der Mitte sich befindenden Theile des Schaftes bei *ο* und *π* durchbohrt und an diesen beiden Stellen wurde durch zwei eiserne Nieten der Schaft mit dem Eisen fest verbunden. Diese Construction fand Marius vor und änderte sie, wahrscheinlich veranlasst durch die Erfahrungen, welche er in der frühern Schlacht gegen die Teutonen gemacht, insofern ab, als er den eisernen Niet *π* herausnahm und statt dessen einen leicht zerbrechlichen Holzpflock einsetzte. Wenn nun die Spitze eines solchen Pilums in den Schild des Gegners einschlug, so zerbrach durch die beim Einschlagen entstehende vibrirende Bewegung der Waffe der Holzpflock, der Schaft war nur noch durch den Niet *ο* mit der Spitze verbunden, senkte sich vermöge seiner Schwere nach unten und bildete nun mit dieser einen Winkel, wie ihn Fig. *D* zeigt, und dies will Plut. mit dem Ausdrucke: „*ὥστε καμπὴν γίγνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον*" bezeichnen.

So weit, fuhr der Vortragende fort, habe ich das von Pol. Gesagte auf Plut. übertragen, wenn man aber die Worte des Dionys.: *ξύλα — τριῶν οὐχ ἧττον ποδῶν* sich ins Gedächtniss zurückruft, so wird man leicht verleitet zu glauben, dass Dionys. dasselbe Pilum meint, wie Plut., dass schon zu seiner Zeit dieselbe Construction angewendet wurde, wie die, welche wir nach den Worten des Plut. annehmen müssen, und dass er das von den beiden Backen der Spitze bedeckte Holz nicht mit zum Schafte (*ξύλον*) rechnete; zugleich müssen wir aber auch annehmen, dass die Länge der Eisenspitze, sowie der Verbindungsstelle, mindestens aber die der letzteren verringert worden sei; denn wenn der Schaft bis zum Verbindungspunkte wenigstens 3 Fuss mass, so müssen wir, wenn nicht die Länge des Pilums überhaupt vergrössert wurde, annehmen, dass die Länge der Eisenspitze und der Verbindungsstelle zusammen um einen Fuss verringert worden war. Was hier das Richtige sei, kann ich für jetzt nicht entscheiden.

Gewiss würden Alle meiner bis jetzt gegebenen Erklärung beistimmen, wenn nicht noch zwei Stellen sich fänden, die derselben geradezu zu widersprechen scheinen. Es ist eine Stelle des Caesar de b. Gall. I und eine aus Appian. Zuerst wollen wir die des Caesar betrachten. Er sagt: *Gallis magno ad pugnam erat impedimento, quod pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et colligatis, cum ferrum se inflexisset, neque evellere, neque sinistra impedita satis commode pugnare poterant.* — Aus dieser Stelle in Verbindung mit der später anzuführenden des Appian hat man gefolgert, dass das Eisen des Pilums nur vorn gehärtet gewesen sei, dagegen nach dem Schafte hin weich, damit es sich, wenn es in den Schild des Gegners einschlug, umbiege und so eines Theils dem Feinde beim Kampfe hinderlich wäre, andern Theils von ihm nicht wieder benutzt werden könnte. Aus Caesar lässt sich aber gar nichts folgern, denn zuerst ist die in den Text aufgenommene Lesart unsinnig, und zweitens bieten die Varianten die richtige Lesart dar. Denken wir uns oben bei der Fig. *D.* dass die eiserne Spitze *ab* durch zwei Schilde der Gegner durchgedrungen sei, so dass diese beiden Schilde an derselben festsitzen, die Spitze *a* nach der inneren Seite des Schildes, *b* nach der äusseren. Bog sich nun das Eisen des Pilums um bei *a*, nachdem es durch beide Schilde gedrungen war, oder bog es sich um nach *b* hinter der äusseren Seite der Schilde? Der erste Fall ist unsinnig, denn wie soll sich die Spitze, nachdem sie beide Schilde durchdrungen, nun, wo ihr kein Hinderniss mehr im Wege steht, umbiegen? Wenn sich aber das Pilum auf der äusseren Seite der Schilde nach *b* zu umbog, so war dies ja in keiner Weise ein Hinderniss, den zuletzt durchbohrten Schild nach der Spitze *a* hin abzuziehen. Aber die Lesart *inflexit* beruht nach Schneider und Nipperdey nur auf der Auctorität einiger Codd. von geringerem Werthe, ein solcher (der Vindobonens. I) hat aber auch von der 2. Hand *infixisset*, und da die Lesart fast aller besseren Codd. *inflixisset* ist, so scheint es mir keineswegs härter anzunehmen, dass Caesar *infixisset* geschrieben habe, als *inflexisset*, denn aus dem ersteren konnte mindestens eben so leicht, als aus dem letzteren *inflixisset* entstehen. Da aber *inflexisset* dem Sinne nach entweder unmöglich oder unsinnig ist, so lese ich: *infixisset*, welches Wort von Geschossen, die fest in einem Gegenstande stecken bleiben, unzählige Male vorkommt, und es reicht vollständig hin, denn in einer Schlacht hat man nicht Zeit zwei Schilde auseinander zu reissen, welche durch die Spitze eines Pilums gleichsam zusammengenagelt sind.

So bleibt nur noch die Stelle des Appianus übrig, denn die auf das Pilum bezogene Stelle des Arrhianus in der *ΕΚΤΑΞΙΣ ΚΑΤ' ΑΛΑΝΩΝ* gehört nicht hierher, da Arrhian, wie ich anderswo nachweisen werde, nicht vom Pilum spricht, sondern von einer andern Waffe, die offenbar mit dem von Polyb. zuerst erwähnten *γρόσφος* der leichten Infanterie Aehnlichkeit hatte. Appian nun sagt Celtt. I: „Die Speere aber waren nicht Wurfspiessen ähnlich, sondern solche, die die Römer Pilen nennen, welche zur Hälfte aus einem viereckigen Holzschaft bestehen und zur andern Hälfte aus einem viereckigen, und zwar weichen Eisen, mit Ausnahme der Spitze (*τὰ δὲ δόρατα ἦν οὐκ ἐοικότα ἀκοντίοις, ἀλλ' ἃ Ῥωμαῖοι καλοῦσιν ὑσσούς, ξύλου τετραγώνου τὸ ἥμισυ καὶ τὸ ἄλλο σιδήρου τετραγώνου καὶ τοῦδε καὶ μαλακοῦ χωρίς γε τῆς αἰχμῆς*)." Ich kann von Appian bei dieser Stelle nur sagen, was nach Cicero Hannibal vom Phormio sagte, dass er als guter Rhetor auf ein Feld gerathen sei, wovon er nichts verstand und in den Tag hinein gesprochen habe; was App., wie bekannt, oft genug passirt ist. Er hat aus Unkenntniss des Gegenstandes das, was Plut. mit den Worten: „*καμπὴν γίγνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον*" bezeichnet, mit den Worten ausdrücken

wollen: „καὶ μαλακοῦ χωρὶς γε τῆς αἰχμῆς“. Welcher Umstand ihn hierzu verleitet habe, auseinanderzusetzen, erlaubt hier die Zeit nicht, ebenso wenig als auf die Stellen des Vegetius, die nur einige Thatsachen der spätern Zeit angeben, einzugehen.

Herr Dr. Graser machte kurze Gegenbemerkungen zu dem Vortrage. Zuletzt wurde vom Vorsitzenden noch auf einige ausliegende Photographieen, Antiken aus der Sammlung des Herrn von Gonzenbach in Smyrna, ferner einen jetzt Petersburger Marmorkopf, wahrscheinlich einer Germanin, hingewiesen. Für die archäologische Section der nächstjährigen Philologenversammlung zu Würzburg wurde Herr Hofrath Urlichs zum Vorsitzenden gewählt, jedoch mit der ausdrücklichen Ermächtigung, sich vertreten zu lassen, falls seine übrigen Präsidialgeschäfte ihm es nöthig erscheinen liessen. Hierauf wurde die Sitzung geschlossen.

Ausser den ordentlichen Sectionssitzungen fanden sich zu zwei verschiedenen Malen Mitglieder der archäologischen Section auf die Aufforderung Seitens des Vorsitzenden in der Sammlung der Gipsabgüsse des archäologischen Museums zur Betrachtung und Besprechung ein.

Verhandlungen der mathematischen Section.

Mitglieder der mathematischen Section.

1. Richard Baltzer, Prof. in Dresden.
2. A. Behlau, Oberlehrer in Heiligenstadt.
3. Wilhelm Brennecke, Director in Posen.
4. Friedr. Buchbinder, Prof. in Pforta.
5. Wilh. Erler, Prof. in Züllichau.
6. F. Flade, Gymnasiallehrer aus Halle.
7. Flemming, Prof. in Altenburg.
8. Dr. Freydank, Oberlehrer, Torgau.
9. Gauss, Landsberg an der Warthe.
10. Gelshorn, Aurich.
11. Gerhardt, Prof. in Eisleben.
12. Giesel, Director in Delitzsch.
13. Dr. Hahn, Oberlehrer, Salzwedel.
14. Heyer, Prof. in Königsberg. i/M.
15. Kämtz, Academiker, St. Petersburg.
16. Dr. Kern, Director in Berlin.
17. Kobert, Halle.
18. Dr. Kruse, Oberlehrer, Berlin.
19. Dr. Lange, Oberlehrer, Berlin.
20. Dr. Langguth, Greifswald.
21. Dr. Maynz, Freienwalde a/O.
22. F. O. Müller, Gymnasiallehrer, Magdeburg.
23. Dr. Pfitzner, Oberlehrer, Parchim.
24. Richter, Gymnasiallehrer, Gütersloh.
25. Dr. Rühle, Prof. in Berlin.
26. Schiefer, Realschullehrer, Magdeburg.
27. Dr. Schrader, Director, Halle.
28. P. Stern, cand. math., Halle.
29. G. Schubring, cand. math., Halle.
30. Dr. Suhle, Prof. in Bernburg.
31. Julius Teichert, Freienwalde a/O.
32. Witte, Oberlehrer, Merseburg.

Erste Sitzung, Mittwoch den 1. October 1867.

Da Herr Prof. Dr. Heine durch Krankheit verhindert war, den Vorsitz der mathematischen Section zu übernehmen, wurde Herr Prof. Dr. Gerhardt aus Eisleben zum Vorsitzenden, als Stellvertreter desselben Herr Prof. Dr. Rühle aus Berlin gewählt; zu Schriftführern wurden ernannt die Candidaten der Mathematik zu Halle: G. Schubring und P. Stern.

Zur Besprechung lagen zunächst vor die beiden Thesen des Herrn Prof. Gerhardt:

1) Die Kegelschnitte sind für den Unterricht auf den Gymnasien ebenso nothwendig als berechtigt.
2) Für den gedeihlichen Unterricht in der Mathematik ist es nothwendig, dass die Stundenzahl, die der gegenwärtig geltende allgemeine Lehrplan für die mittleren Classen (Quarta und Tertia) auf 3 bestimmt, wiederum auf 4 erhöht wird, die der frühere Lectionsplan hatte.

Herr Prof. Gerhardt fragt, ob Jemand ausserdem noch etwas auf die Tagesordnung zu setzen wünsche und ob man schon heute in die Discussion eintreten wolle.

Herr Prof. Buchbinder schlägt vor, wegen der vorgerückten Zeit heute die Discussion nicht zu beginnen, sondern erst morgen, und zwar sei es wünschenswerth, nicht mit der Sitzung der pädagogischen Section zu collidiren, in welcher eine sehr interessante Debatte über die Ferienfrage bevorstehe, an welcher Theil zu nehmen gewiss vielen Mitgliedern wünschenswerth sei; deshalb wäre es wohl das Beste die nächste Sitzung nach Schluss der Sitzung der pädagog. Section anzuberaumen, nachdem man zuvor den geschäftlichen Mittheilungen des Präsidiums der allgem. Sitzung beigewohnt.

Rector Giesel fügt zur Unterstützung dieses Vorschlags noch hinzu, dass wohl auch manche Mitglieder der pädagog. Section an unseren Debatten theilzunehmen wünschten.

Es entsteht kein Widerspruch und es wird daher die erste Sitzung der mathem. Section auf morgen früh 10½ Uhr angesetzt.

In Betreff der morgenden Tagesordnung wird auf Vorschlag des Herrn Rector Giesel beschlossen, die 2. These des Herrn Prof. Gerhardt betreffend die Vermehrung der Stundenzahl in III^a und IV^a zuerst zu discutiren und daran erst die andere über die Kegelschnitte anzuschliessen.

Der Vorsitzende fragt, ob man noch mehrere Thesen auf die Tagesordnung gesetzt wünsche. Dr. Langguth (Greifswald) schlägt folgende These vor:

> „Bei der schriftl. Abiturientenprüfung ist neben drei mathemat. Aufgaben eine physikalische zu stellen“,

welche darauf als 3. These auf die morgende Tagesordnung gesetzt wird.

Der Vorschlag des Herrn Dr. Behlau, auch noch über die Methodik zu sprechen, auch Erfahrungen und Erlebnisse, die man beim mathem. Unterricht gemacht habe, auszutauschen, findet nach der Ansicht des Vorsitzenden seine Erledigung dadurch, dass dergleichen Sachen schon bei der Discussion der Thesen nothwendig mit zur Besprechung kommen würden. Es müsste z. B. bei Discussion der zweiten These des Herrn Dr. Gerhardt (den mathem. Unterricht in IV^a und III^a betreffend) ganz nothwendig auch über den vorzunehmenden Unterrichtsstoff gesprochen werden.

Es wird daher davon abgesehen, über die Methodik eine besondere These aufzustellen.

Schluss der Sitzung 1½ Uhr.

Zweite Sitzung, Donnerstag den 2. October 1867.

Anfang der Sitzung 10½ Uhr. Der Vorsitzende vertheilt einige Exemplare einer vom Director Dr. Tellkampf in Hannover eingesandten Brochüre über geometrische Behandlung der Kegelschnitte und macht auf das vom Buchhändler Desbarats zur Ansicht ausgelegte Lehrbuch der Mathematik vom Dr. H. Gerlach und die über dasselbe mitgetheilten Recensionen aufmerksam. Sodann verliest der Vorsitzende folgendes vom Oberlehrer Hoffmann in Freiberg eingegangene Schreiben:

An die in Halle tagende mathematische Section der Philologenversammlung.

Hochgeehrte Herrn Collegen!

Der ergebenst Unterzeichnete durch Amtsgeschäfte (Censurenconferenz, Actus u. dergl.) gehindert an Ihre Zusammenkunft theilzunehmen erlaubt sich Ihnen folgende Mittheilungen resp. Anträge zur Besprechung zu unterbreiten:

Auf der diesjährigen deutschen allgemeinen Lehrerversammlung in Hildesheim hat sich auf Anregung des Unterzeichneten, welche derselbe durch seinen Vortrag „über die Nothwendigkeit, Heilsamkeit und Verfassung einer Vereinigung der Lehrer der exacten Wissenschaften in Deutschland", eine mathematisch- naturwissenschaftliche Section gebildet, welche folgende (gleichfalls vom Unterzeichneten gestellte) Anträge angenommen hat:

1) die mathem. naturw. Section der deutschen allgemeinen Lehrerversammlung constituirt sich durch Namensunterschrift derjenigen, welche ihr als Mitglieder angehören wollen, und diese verpflichten sich dadurch, der Sache nach Kräften zu dienen.
2) Die Section bethätigt sich (während der Versammlung) durch Vorträge über die methodische Behandlung irgend eines Lehrgegenstandes aus dem Gebiete der exacten Unterrichtsfächer, welche, wo möglich, von einer Musterlection mit Schülern begleitet werden.
3) Durch eine Ausstellung mathem. naturwissenschaftlicher Lehrmitttel.
4) Durch naturgeschichtliche Excursionen in die Umgegend des Versammlungsortes unter Leitung eines ortskundigen Lehrers der Naturwissenschaften.

Ausserhalb der Versammlung.

5) Durch eine (zu gründende) Zeitschrift für Pflege der Methode der exacten Wissenschaften; vorläufig wird als solche die deutsche allgemeine Lehrerzeitung benutzt.

Ein vom Unterzeichneten ebenfalls gestellter Antrag: „die Section möge sich offiziell mit der Naturforscher-Versammlung verbinden", wurde abgelehnt. Die Section, vorläufig aus etwa zwanzig Mitgliedern bestehend, constituirte sich durch Namensunterschrift der Mitglieder und wird, will's Gott, nächstes Jahr in Cassel sich zuerst bethätigen. Sie wählte einen Ausschuss von drei Mitgliedern und den Unterzeichneten zum Geschäftsführer.

Dass auch Sie, meine Herrn Collegen, das Bedürfniss einer Vereinigung gefühlt haben, beweist eben Ihre wiederholte Zusammenkunft. Da es aber in unser Aller Interesse liegen muss, uns, die wir ohnehin mehr als andere Fachgenossen an Isolirung leiden, zur energischen Vertretung unserer und unserer Wissenschaft Interessen in den Schulen eng zu verbinden und jede schädliche Zersplitterung zu vermeiden, so stellt der Unterzeichnete, am persönlichen Erscheinen gehindert, schriftlich folgende Anträge:

1) Die hochgeehrte mathematische Section der Philologenversammlung wolle erwägen, auf welche Weise eine Vereinigung aller Lehrer der exacten Wissenschaften an Deutschlands höheren Schulen (inclus. der höhern Bürgerschule) zu Stande zu bringen resp. anzubahnen sein möchte und ob nicht der geeignetste Boden für unsere Concentration die deutsche Naturforscherversammlung sein dürfte.
2) Die Gründung einer Zeitschrift für Pflege der Methode der exacten Unterrichtsfächer, durch welche sich die Fachgenossen auch ausserhalb der Versammlung in thätiger Verbindung erhalten, anzubahnen resp. zu beschliessen.

Der Unterzeichnete bittet seine Anträge in der Versammlung zu discutiren und das Resultat der Abstimmung ihm freundlichst mitzutheilen, damit er nöthigenfalls bei der nächsten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Cassel in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section das Erforderliche beantragen und falls eine Vereinigung der Sectionen zur Zeit noch unthunlich sein sollte, mindestens eine freundschaftliche Beziehung beider

Sectionen anbahnen könne. Der Unterzeichnete wünscht, dass dieses sein Schreiben vom Präsidium der Versammlung vorgelesen werde.

In der Hoffnung einer freundlichen Zuschrift zeichnet

Hochachtungsvoll

Freiberg, am 1. October 1867.

J. C. V. Hoffmann.

Oberl. am Königl. Gymnasium d. Z. Geschäftsführer der mathem. naturw. Section der deutschen allgem. Lehrerversammlung.

Es wird beschlossen, dies Schreiben in der morgenden Sitzung zu besprechen.

Herr L. F. Kämtz, Mitglied der Academie der Wissenschaften und Director des physikalischen Central-Observatoriums zu St. Petersburg, macht folgende Mittheilung:

„Auf einer Reise während dieses Sommers habe ich die magnetischen Elemente an verschiedenen Punkten bestimmt. Die Messungen der Inclination wurden mit einem kleinen Instrumente von Pistor und Martins in Berlin gemacht. Sie bedürfen alle einer kleinen Correction, die wohl kaum 3 Minuten übersteigen wird. — Um nicht von den Porphyren des Saalthals gestört zu werden, wählte ich als Standpunkt den Waisengarten des Waisenhauses. Gegen Mittag des 30. Septembers fand ich daselbst bei stürmischem Wetter und fast stets bewölktem Himmel im Mittel zweier Nadeln die Neigung 66°39,4′. Diese Grösse ist durch Localverhältnisse etwas zu gross. In Leipzig geben zwei Reihen von Messungen nahe 66°15,0′ und gleichzeitige Beobachtungen des Herrn Prof. Hankel durch inducirte Ströme gaben 66°14,0′. Nahe dieselbe Grösse fand ich in Dresden. Zur Vergleichung füge ich einige andere von mir in diesem Sommer gefundene Werthe hinzu:

St. Petersburg	70°45′	Venedig	62°3′
Warschau	66°38′	Livorno	60°35′
Krakau	64°50′	Como	62°42′
Wien	63°39′	Zürich	64°0′

Die Intensität des Erdmagnetismus habe ich in Halle nicht beobachtet, da der Faden, an welchem die Nadel hing, beim Aufstellen des Apparates bei dem Sturme zerriss und sich im Freien nicht repariren liess. Auch die von mir beobachteten Azimuthe der Sonne waren nicht sehr sicher wegen der Bewölkung. —

Beiläufig bemerkt Herr Kämtz noch, dass das kleine Instrument von Pistor und Martins zum Preise von 100 Thaler bezogen werden könne und dass dasselbe sehr gute Resultate gäbe.

Herr Prof. Rühle übernimmt den Vorsitz. Herr Prof. Gerhardt leitet die Discussion der von ihm aufgestellten These:

> „Für den gedeihlichen Unterricht in der Mathematik ist es nothwendig, dass die Stundenzahl, die der gegenwärtig geltende allgemeine Lehrplan für die mittleren Classen (Tertia und Quarta) auf 3 bestimmt, wiederum auf 4 erhöht wird, die der frühere Lectionsplan hatte“

damit ein, dass er auf die Erschütterung des Gleichgewichts in den Unterrichtsfächern hinweist, die durch Beschränkung der mathematischen Unterrichtsstunden herbeigeführt ist. Es wird deshalb auf den Gymnasien in der Mathematik, auf welche schon Luther und Melanchthon einen so grossen Werth legten, verhältnissmässig wenig geleistet. Der mathematische Unterricht

in Quarta soll umfassen wissenschaftliche Mathematik, propädeutische Geometrie und Rechnen. Dies kann unmöglich in 3 Stunden in genügender Weise gelehrt werden und ist die üble Nachwirkung hiervon noch in den obern Classen zu spüren. Auch von Gymnasialdirectoren ist anerkannt worden, dass gerade in der beschränkten Stundenzahl beim ersten mathematischen Unterricht der Grund der geringen Leistungen zu suchen sei. Desgleichen liegt ebenhierin die Ursache für das geringe Interesse an der Mathematik, welches sich wohl am deutlichsten in jenem Antrage ausspricht, künftige Theologen und Philologen vom mathematischen Unterricht in Prima zu dispensiren. Leider ist bisher von unserer Seite, von den Lehrern der Mathematik, viel zu wenig geschehen, um diesem Mangel abzuhelfen. Wir müssen daher immer wieder auf dieses Missverhältniss hinweisen, bis wir zu unserm Ziele gelangen.

Herr Kämtz bemerkt hierzu, dass die tüchtigen Leistungen in der Mathematik auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin hauptsächlich durch einen sechsstündigen Unterricht in Quarta erzielt worden sind.

Herr Oberlehrer Kruse aus Berlin schlägt vor statt der Worte „für den gedeihlichen Unterricht" etc. zu setzen: „um das Ziel des mathemat. Unterrichts zu erreichen". In 3 Stunden lässt sich wohl ein bestimmtes Quantum von Lehrsätzen beweisen, aber ein vollständiges Durcharbeiten des Stoffs von Seiten der Schüler ist nicht möglich. Das Ziel des mathematischen Unterrichts ist doch aber in etwas Anderem zu suchen, als in dem blossen Auswendiglernen einer Reihe von Lehrsätzen.

Herr Rector Giesel aus Delitzsch bemerkt dagegen, dass die Mathematiker die Schüler zwar zu möglichst tüchtigen Mathematikern auszubilden suchen müssten, dabei aber auch ihre Stellung als Gymnasiallehrer nicht aus den Augen verlieren dürften. Dieselben Klagen über immer geringer werdende Leistungen, wie sie hier ausgesprochen wurden, hört man auch von den Philologen. Die gemeinsame Ursache liegt wohl in der Vermehrung der Lehrgegenstände. Concentrirt man den Unterrichtsstoff in der Mathematik, so lässt sich doch eine vollständige Durchbildung des Verstandes erreichen; auf die Ausdehnung des Pensums kommt es dabei nicht an.

Herr Oberlehrer Behlau aus Heiligenstadt fügt hinzu, dass er in Quarta mit 3 Stunden ausreiche, weil er nach seinem Lehrplane dort nur in der propädeutischen Geometrie zu unterrichten habe.

Herr Prof. Buchbinder aus Pforta ist auch gegen Ausdehnung des Unterrichtsstoffes, hält aber doch 4 Stunden in den mittleren Classen für nöthig, weil die Schüler auf dieser Stufe das Meiste sogleich in der Classe selbst sich aneignen müssten und dem häuslichen Fleisse nur wenig überlassen werden könne.

Herr Prof. Gerhardt erklärt, bei Stellung dieser These keine Erweiterung des Unterrichtsstoffes im Auge gehabt zu haben, vielmehr werde nach seiner Meinung im Abiturientenreglement zu Viel verlangt.

Herr Prof. Dr. Suhle aus Bernburg theilt mit, dass er in Quarta 4 und in Tertia 5 Stunden habe und doch nur das Nothwendigste erreiche, sodass er keine von diesen Stunden missen möchte.

Herr Oberlehrer Witte aus Merseburg widerspricht dem Vorredner und behauptet in 3 Stunden so viel zu erreichen, als im Reglement verlangt wird. Nach seinem Lehrplane ertheile er in Quarta 2 Stunden Rechnenunterricht und 1 Stunde propädeutische Geometrie. Der Rechnenunterricht in Quarta sei eine nothwendige Vorbereitung auf die in Tertia

beginnende Arithmetik. Uebrigens weist er die Behauptung zurück, dass jetzt in der Mathematik weniger als früher geleistet werde.

Herr Oberlehrer Dr. Freydank aus Torgau macht darauf aufmerksam, dass die Classeneintheilung in den einzelnen Gymnasien verschieden sei. Hätte man getheilte Quarten und Tertien, so liesse sich mit 3 Stunden wöchentlich wohl auskommen. Ungleich schwieriger wäre es bei ungetheilten Klassen.

Herr Professor Flemming aus Altenburg theilt mit, wie beschränkt in Rücksicht auf die Stundenzahl an seinem Gymnasium der mathematische Unterricht sei. Er habe nämlich bei wöchentlich nur 3 Stunden durch alle Klassen hindurch in einem Zeitraume von vier Jahren das ganze mathematische Pensum zu absolviren.

Diese Mittheilung wurde mit allseitiger Verwunderung aufgenommen, da alle Mitglieder der Section der Meinung waren, dass in so beschränkter Zeit ein erspriessliches Resultat wohl kaum erreicht werden dürfte.

Herr Oberlehrer Müller aus Magdeburg weist auf den Einfluss hin, den die Zahl der Schüler auf den Unterricht übe. In schwachbesetzten Classen liesse sich auch in 3 Stunden etwas Befriedigendes erreichen. Er habe bei sehr vollen Klassen noch eine vierte (Rechnen-) Stunde, die ihm bewilligt sei, weil in Magdeburg gerade aus diesen Classen viele Schüler sich dem Kaufmannsstande widmeten und deshalb besonders im Rechnen geübt sein müssten. Er könne nicht leugnen, dass er auf diese Weise mehr erreiche als früher, wo er nur 3 Stunden gehabt habe.

Herr Oberlehrer Dr. Pfitzner aus Parchim meint, man müsse zunächst überlegen, ob der Quartaner schon im Stande sei, wissenschaftlich mathematischen Unterricht mit Vortheil zu geniessen und dann ob er neben den andern Unterrichtsgegenständen — in Quarta wird ja auch das Griechische begonnen — den Anforderungen in der Mathematik gleichzeitig zu genügen vermöge.

Herr Oberlehrer Kruse widerspricht der aufgestellten Behauptung, dass man in drei Stunden das Ziel des mathematischen Unterrichts erreichen könne. Höchstens liesse sich in dieser Zeit das Pensum dem äusseren Umfange nach durchnehmen; dagegen könne von einer gründlichen Durcharbeitung nicht die Rede sein. Da man ferner in diesen Classen in Arithmetik und Geometrie zu unterrichten habe, so komme bei 3 Stunden wöchentlich abwechselnd auf eines der beiden Fächer nur eine Stunde, in der sich doch fast gar nichts erreichen liesse.

Herr Professor Heyer aus Königsberg macht darauf aufmerksam, dass bei einer ungetheilten Quarta und halbjähriger Versetzung der Lehrer eigentlich nur die Hälfte Zeit habe und dass besonders bei solcher Einrichtung eine Vermehrung der Unterrichtsstunden nothwendig sei.

Herr Professor Erler aus Züllichau erwähnt, dass auf seiner Anstalt in Quarta nur Rechnen und propädeutische Geometrie gelehrt werde. Gerade für Schüler einer Provinzialschule, deren Anschauungen noch nicht so geweckt seien, wie die von Schülern einer grossen Stadt, halte er den wissenschaftlich mathematischen Unterricht für nicht am Orte, vielmehr sei in diesem Falle der geometrische Anschauungsunterricht sehr nützlich. Für einen so eingetheilten Unterricht dürften 3 Stunden wohl ausreichen, wiewohl er nicht in Abrede stelle, dass bei 4 oder 5 Stunden ohne Zweifel noch mehr erreicht werden könne. Freilich darf man die Stunden nicht in der Weise zerstückeln, wie einer der Herrn Vorredner wollte,

vielmehr ist es vorzuziehen, ein Semester hindurch nur Arithmetik, das andere nur Geometrie zu lehren. — Die Stundenzahl des Lectionsplanes betrug früher 32 und ist jetzt auf 30 herabgesetzt. Wenn nun eine Vermehrung der mathematischen Unterrichtsstunden möglich ist, ohne dass dadurch die Stundenzahl wieder erhöht wird, so erkläre ich mich damit völlig einverstanden, da ich auch der Meinung bin, dass beim Unterricht in der Mathematik auf dieser Stufe möglichst viel in der Classe gelernt werden muss. — Schliesslich bemerkt er gleichfalls im Gegensatz zu einem der Herrn Vorredner, dass er lieber vor vollen als vor schwach besetzten Classen unterrichte.

Herr Oberlehrer Dr. Freydank hält es für wünschenswerth, zunächst das Ziel des mathematischen Unterrichts in den mittleren Classen festzustellen, desgleichen sich zuvörderst zu einigen, ob man bei der Debatte getheilte oder ungetheilte Classen, jährige oder halbjährige Versetzung voraussetzen wolle.

Herr Oberlehrer Witte freut sich, dass seine Ansicht auch von Andern getheilt werde, und erklärt, dass er trotz einer ungetheilten Tertia sein Ziel bei 3 Stunden erreiche. Uebrigens macht er den Vorschlag, in der aufgestellten These anstatt „nothwendig“ das Wort „wünschenswerth“ zu setzen, womit gewiss Alle einverstanden wären.

Herr Professor Dr. Suhle hält dagegen die Ansicht aufrecht, dass wenn man als Ziel des mathematischen Unterrichts selbständige Anwendung des Stoffes, Lösung von Aufgaben etc. aufstelle, 3 Stunden entschieden zu wenig seien.

Herr Oberlehrer Dr. Hahn aus Salzwedel erklärt, er sei zwar kein Mathematiker, aber lange Zeit Ordinarius von Quarta und Quinta gewesen, wo er auch den Rechnenunterricht gehabt habe, und weist darauf hin, dass es häufig vorkomme, dass Schüler einzig der Mathematik wegen in Quarta sitzen blieben, seltner sei der Fall, dass Schüler, die in der Mathematik Gutes leisteten, der Sprachen wegen zurückblieben. Er glaubt daher, der wissenschaftliche Unterricht in der Mathematik sei in Quarta ganz zu streichen oder mehr Stunden auf denselben zu verwenden.

Herr Teichert aus Freienwalde a. O. macht darauf aufmerksam, dass in Quarta und Tertia einige Unterrichtsstunden weniger als in den oberen Classen seien und dass daher in diesen Classen leicht noch eine Stunde für Mathematik eingeschoben werden könne.

Herr Director Dr. Schrader aus Halle schickt voraus, dass er kein Gymnasiallehrer sei und deshalb die vorliegende Frage vom Standpunkte der Erfahrung aus nicht beurtheilen könne. Er wolle deshalb die Sache vom objectiven Standpunkt aus betrachten und da müsse man sagen, dass die Mathematik auf den Gymnasien den Zweck habe, selbständiges Denken zu befördern. Die Resultate, die man hierin erziele, seien der Stundenzahl nicht proportional, sondern sie steigerten sich in grösserem Verhältnisse. Bekanntlich werde nun aber die Mathematik auf den Gymnasien immer als Stiefkind behandelt und sei daher zu wünschen, dass durch eine Vermehrung der Stundenzahl der Mathematik zu ihrem Rechte verholfen werde.

Herr Professor Erler meint, wenn man den Unterrichtsstoff auf das Nothwendigste beschränke, ungefähr so, wie es Kambly thue, so lasse sich auch bei beschränkter Stundenzahl eine selbständige Beschäftigung der Schüler erzielen.

Herr Oberlehrer Witte bemerkt dazu, dass allerdings eine Beschränkung des Unterrichtsstoffes nothwendig sei, wenn das früher von ihm Gesagte richtig bleiben solle. Er lasse selbständige Arbeiten von den Schülern fertigen, aber nur in der Classe, nicht zu Hause.

Ausserdem beantragt er Schluss der Debatte und Abstimmung über sein Amendement, nach welchem in der vorliegenden These statt „nothwendig" das Wort „wünschenswerth" gesetzt werden solle.

Herr Prof. Erler beantragt für den Fall, dass das Witte'sche Amendement durchgeht, den Zusatz: „und scheint ohne Beeinträchtigung anderer Unterrichtsgegenstände möglich."

Herr Prof. Gerhardt glaubt auf dem Wort „nothwendig" bestehen zu müssen und macht darauf aufmerksam, dass ein Punkt in der Debatte nicht genügend berücksichtigt sei, nämlich die Frage, ob in Quarta schon wissenschaftlicher oder nur propädeutischer mathematischer Unterricht gegeben werden solle. Nach seiner Ansicht sei es am Besten, wenn man dem Beispiel des Kölnischen Gymnasiums folgend, in Quinta den propädeutischen und in Quarta den wissenschaftlichen Unterricht in der Mathematik beginne. Die Verbindung der propädeutischen Geometrie mit dem Zeichnenunterricht habe an der genannten Schule sehr gute Resultate gegeben.

Herr Professor Dr. Baltzer aus Dresden bittet in der gestellten These anstatt der Angabe der Classen lieber die Zahl der Jahre vor dem Abiturientenexamen zu setzen, da man in Sachsen eine andere Classeneintheilung habe.

Da man der Ansicht ist, dass die Frage nach dem mathematischen Unterricht in Quarta schon genügend behandelt sei, so wird beschlossen, über die von Professor Gerhardt zuletzt gestellte Frage — ob in Quarta wissenschaftlicher oder propädeutischer geometrischer Unterricht gegeben werden solle — sofort abzustimmen. Die Majorität ist dafür dass in Quarta d. h. im 7. Jahre vor Ablegung des Abiturientenexamens nur propädeutischer und kein wissenschaftlicher geometrischer Unterricht gegeben werden solle.

Sodann wurde von der Majorität die Prof. Gerhardt'sche These in ihrer ursprünglichen Form angenommen, nämlich:

„Für den gedeihlichen Unterricht in der Mathematik ist es nothwendig, dass die Stundenzahl die der gegenwärtig geltende allgemeine Lehrplan für die mittlern Classen (d. h. für Quarta und Tertia, also im 7., 6. und 5. Jahre vor Abgang zur Universität) auf 3 bestimmt, wiederum auf 4 erhöht wird, die der frühere Lectionsplan hatte.

(Schluss der Sitzung gegen $1^1/_2$ Uhr Mittags.)

Dritte Sitzung, Donnerstag den 3. October.

Anfang der Sitzung 8 Uhr. Der Vorsitzende ertheilt dem Herrn Dr. Langguth das Wort zur Begründung der von ihm aufgestellten These:

„Bei der schriftlichen Abiturientenprüfung ist neben 3 mathematischen Aufgaben eine physikalische zu stellen."

Dieser geht davon aus, dass der physikalische Unterricht in den oberen Classen fast der einzige naturwissenschaftliche Unterricht sei, den der Gymnasiast geniesse und dass gerade auf dieses Fach besonderes Gewicht zu legen sei, weil der Mehrzahl der Schüler nie wieder

Gelegenheit geboten werde, sich mit der Naturlehre bekannt zu machen. Nun ist aber das Interesse an diesem Lehrgegenstande sehr gering, nach seiner Ansicht einmal wegen der beschränkten Stundenzahl und dann weil das Abiturientenreglement die Physik gänzlich vom Examen ausschliesst. Als Beleg der Richtigkeit seiner Ansicht weist er auf die ungleich bessern Leistungen der Realschulen in diesem Fache hin. Nun wolle er zwar nicht empfehlen, das mündliche Abiturientenexamen durch Hinzunahme der Physik noch zu erweitern, wohl aber halte er es für vortheilhaft, beim schriftlichen Examen statt einer der vier mathematischen Aufgaben eine physikalische zu stellen. Auf diese Weise würden die Schüler mehr Interesse als bisher an der Physik gewinnen; ausserdem aber biete die Physik den schönsten Uebungsstoff für die Mathematik. Eine grössere Belastung träte dadurch keineswegs ein; denn während bisher bei 3 gelösten Aufgaben der Schüler das Prädicat „befriedigend" erhalten habe, sei im vorliegenden Falle natürlich dasselbe Prädicat bei Lösung von zwei mathematischen und der physikalischen Aufgabe zu ertheilen. Vielleicht sei dies für manchen Schüler sogar eine Erleichterung, besonders wenn die physikalische Aufgabe keine Mathematik erfordere.

Herr Prof. Erler ist im Prinzipe mit dem gemachten Vorschlag einverstanden, hält es aber nicht für nothwendig, jedesmal eine physikalische Aufgabe zu stellen. Es lasse sich nämlich nicht immer eine geeignete mathematisch-physikalische Aufgabe stellen und eine rein physikalische Aufgabe sei doch wohl etwas zu leicht im Vergleich zu der wegfallenden mathematischen.

Herr Dr. Langguth entgegnet, dass, wenn nicht immer eine physikalische Aufgabe gestellt würde, sein Zweck dadurch nicht erreicht werde. Auch sei die Darstellung eines Capitels aus der reinen Physik gar nicht so leicht, vielmehr halte er eine mathematisch-physikalische Aufgabe bisweilen für einfacher.

Herr cand. Schubring aus Halle macht auf die Sammlung physikalischer Aufgaben von Joh. Müller (2. Auflage) aufmerksam.

Herr Prof. Erler bemerkt, dass man ja immerhin eine physikalische Aufgabe stellen könne ohne mit dem Abiturientenreglement in Widerspruch zu treten. Die erwähnte Aufgabensammlung von Müller halte er nicht für passend, da man meist nur Zahlenwerthe in bestimmte Formeln einzusetzen habe. Entweder wisse nun der Schüler die Formeln, dann sei die Aufgabe entschieden zu leicht, oder er wisse sie nicht, so sei eine Lösung, da eine Entwickelung physikalischer Formeln für den Schüler meist zu schwierig sei, unmöglich.

Herr Prof. Gerhardt ist gleichfalls der Ansicht, dass es nicht gegen das Reglement verstosse, wenn als Aufgabe die Darstellung der Gesetze eines Capitels der Physik gegeben werde. Für mathematisch-physikalische Aufgaben empfiehlt er Ganot, cours de physique.

Herr Director Brennecke aus Posen meint, dass sich viele Aufgaben stellen liessen, zu deren Lösung mathematische und physikalische Kenntnisse gleichmässig erforderlich seien, z. B. Aufgaben über specifische Wärme, Pendel- und Wurfbewegung. etc. Als Aufgabensammlung empfehle er das Buch von Dufaly. Dasselbe sei so reichhaltig, dass von Mangel an Aufgaben nicht wohl die Rede sein könne. Uebrigens sei die Stellung einer physikalischen Aufgabe schon deshalb empfehlenswerth, da der Schüler hierdurch Gelegenheit erhalte die freie Verfügung über erworbene mathemathische Kenntnisse an den Tag zu legen.

Herr Rector Giesel hält gleichfalls die Stellung einer physikalischen Aufgabe für wünschenswerth; die Schwierigkeit der Auswahl dürfe nicht abschrecken. Die Hauptsache sei,

dass das Interesse des Schülers an der Physik geweckt werde. Auch in Torgau seien physikalische und zwar meist mathematisch-physikalische Aufgaben gegeben worden.

Herr Professor Buchbinder aus Pforta erklärt sich nur mit mathematisch-physikalischen Aufgaben einverstanden, die man, so oft man es für geeignet halte, stellen könne. Gegen die rein physikalischen Aufgaben bemerkt er, dass der Schüler hierdurch genöthigt werde, noch mehr als bisher zu lernen.

Herr Dr. Langguth meint, dass es für den Schüler vortheilhafter sei, wenn er gewiss wisse, dass eine physikalische Aufgabe gestellt werde. Damit werde, wie schon erwähnt, dem Schüler keine grössere Last aufgebürdet, sondern nur bewirkt, dass er diesem Unterrichtszweige mehr Interesse als bisher zuwende.

Herr Professor Buchbinder glaubt, dass es nicht passend sei, die Schüler mit dem Abiturientenexamen schrecken zu wollen. Um das Interesse zu wecken, gäbe es noch andere Mittel, z. B. halbjährige Examina, Repetitionen etc.

Herr Prof. Rühle bemerkt hierzu, dass ja im Abiturientenzeugniss eine Censur über die Leistungen in der Physik gegeben werde, was ja den Schüler schon hinreichend anspornen müsse. Ausserdem würde das Interesse des Schülers viel leichter durch Experimente als durch das Lösen von mathematisch-physikalischen Aufgaben erregt. Er beantragt daher, es nur als wünschenswerth hinzustellen, eine physikalische Aufgabe zu geben. Stets eine solche Aufgabe zu stellen, sei auch im Interesse des Lehrers nicht rathsam, weil derselbe jedesmal mehrere Aufgaben zur Auswahl an den betreffenden Provinzial-Schulrath einsenden müsse.

Herr Rector Giesel gibt zu, dass durch blosses Rechnen der Hauptzweck des physikalischen Unterrichts leiden würde. Nur wünsche er, es möge constatirt werden, dass es nicht gegen das Reglement verstosse, wenn eine physikalische Aufgabe gestellt werde.

Es geschieht dies dadurch, dass mehrere der anwesenden Herren berichten, sie hätten schon öfter dergleichen Aufgaben gestellt.

Herr Oberlehrer Müller weist darauf hin, dass das Interesse an der Physik, welches bei Vielen vorhanden sei, sofort aufhöre, sobald es ans Rechnen gehe. Auch auf der Universität könne man dieselbe Erfahrung machen.

Herr Director Brennecke meint, es sei für den Schüler zu schwierig, wenn die Aufgabe aus einem beliebigen Theile der Physik gewählt werde. Die Aufgabe bleibe immer noch schwierig genug, wenn sie aus dem zuletzt behandelten oder aus einem sehr ausführlich durchgenommenen Abschnitte gestellt werde. Das Experiment sei, wenngleich man hohen Werth darauf legen müsse, immer erst die eine Seite der Physik; der richtige Gewinn aus dem Unterricht in derselben werde erst durch mathematische Behandlung erzielt. Von einer Einförmigkeit der Aufgaben könne bei der Mannichfaltigkeit des Stoffes nicht die Rede sein.

Herr Dr. Langguth macht zum Schluss noch darauf aufmerksam, dass das grössere Interesse der Realschüler an der Physik ohne Zweifel der dem Schüler bevorstehenden Abgangsprüfung zuzuschreiben sei.

Herr Professor Dr. Suhle schlägt vor, in der These statt des Wortes „ist“ den Ausdruck „es empfiehlt sich“ zu setzen.

In dieser Form:

Bei der schriftlichen Abiturientenprüfung empfiehlt es sich, neben drei mathematischen Aufgaben eine physikalische zu stellen,

wird die These einstimmig angenommen.

Herr Professor Gerhardt eröffnet hierauf die Discussion über die zweite von ihm aufgestellte These:

„Die Kegelschnitte sind für den Unterricht auf den Gymnasien ebenso nothwendig als berechtigt.“

Nach dem gestrigen Beschluss über den Beginn des wissenschaftlichen geometrischen Unterrichts zweifle er, dass die aufgestellte These Anklang finden werde. Er wolle daher derselben eine breitere Basis zu geben versuchen. Da er für eine Concentrirung des mathematischen Unterrichtsstoffes sei und die Geometrie besonders bevorzuge, so wünsche er von der Arithmetik nur so viel in den Unterricht aufzunehmen, als zum Verständniss der Geometrie nothwendig ist. An Stelle der auszuscheidenden Capitel der Arithmetik könnten dann die Kegelschnitte treten, die ja auch an und für sich viel wichtiger seien.

Herr Prof. Rühle hält dafür, dass der Arithmetik doch ein selbständiger Werth beizumessen sei. Die Kegelschnitte betrachte er bei seinem Unterricht nur als eine Repetition der Planimetrie nach der Steiner'schen Methode.

Herr Prof. Buchbinder bemerkt, dass die in Rede stehende Frage schon in Hannover besprochen sei, wo die Majorität der mathematischen Section eine elementare (geometrische) Behandlung der Kegelschnitte als nothwendig, die Minorität aber als wünschenswerth bezeichnet habe.

Herr Rector Giesel ist der Ansicht, dass der binomische Lehrsatz und die diophantischen Gleichungen wenig bildenden Stoff darbieten und dass die Lehre von den Kegelschnitten besonders in synthetischer Behandlung ein viel vortheilhafterer Unterrichtsstoff sei.

Herr Oberlehrer Müller zweifelt daran, dass die Zeit zureiche, die Kegelschnitte durchzunehmen, da die etwa wegzulassenden Capitel der Arithmetik von geringerem Umfange seien und die Stereometrie nicht zu kurz und oberflächlich behandelt werden dürfe.

Herr Prof. Suhle spricht sich gegen die Weglassung des binomischen Lehrsatzes aus, welcher auch — wenigstens für ganze positive Exponenten — auf der Versammlung in Hannover ausdrücklich als in den Schulunterricht gehörig bezeichnet worden sei.

Herr Director Schrader erklärt, dass er auf einer Gewerbeschule, wie die seinige, die Kegelschnitte allerdings für nothwendig halte, auf den Gymnasien dagegen wäre für dieselben wohl kein Bedürfniss vorhanden. Analytische Behandlung derselben sei nicht zu empfehlen, weil diese Methode nur angefangen werden könne, ohne zu einem bestimmten Abschluss zu gelangen. Die synthetische Behandlung aber biete nichts Neues und sei nur eine Erweiterung des Gebietes der Planimetrie. Vielmehr empfehle sich der Unterricht in der beschreibenden Geometrie als Fortsetzung der Stereometrie. Zur letzteren ist grosse Genauigkeit erforderlich und kann man dadurch die Stereometrie interessanter machen.

Herr Prof. Rühle gibt zu, dass allerdings die geometrische Behandlung der Kegelschnitte nichts Neues biete, allein sie gäbe einen sehr geeigneten Stoff zur Repetition ab.

Herr Oberlehrer Müller glaubt, man müsse zuerst die früher im Lectionsplane befindliche sphärische Trigonometrie wieder hineinzubringen suchen, bevor man an etwas Neues denke. Wollte man zu dem schon Vorhandenen noch Neues hinzunehmen, so würde man vielleicht glauben, dass wir zu viel Zeit übrig haben und uns gar in der Zeit beschränken.

Herr Director Schrader sieht eine Gefahr darin, wenn man im Schulunterricht zu viel gibt. Es sei das Streben nach allzu Hohem sehr vielen Lehrern eigenthümlich. Auch

die Lehre von den Kegelschnitten liege ausser dem Bereiche der Gymnasien und der Wunsch, sie in den Unterricht hineinzuziehen, wäre wohl besonders auf Rechnung eben jenes Strebens nach dem „Vornehmen“ zu setzen. Ein wirkliches Bedürfniss für die Behandlung derselben könne er auf Gymnasien nicht anerkennen.

Herr Prof. Erler hält auch die Kegelschnitte auf Gymnasien nicht für nothwendig, obwohl es ganz wünschenswerth sei, wenn man dieselben durchnehmen könne. Er möchte es der individuellen Neigung der Collegen überlassen, ob sie die Kegelschnitte oder die descriptive Geometrie oder aber sphärische Trigonometrie vortragen wollen, wolle aber nur zu bedenken geben, dass bei den Kegelschnitten für die selbständige Thätigkeit der Schüler eigentlich wenig übrig bleibe. Würden aber die Kegelschnitte gelehrt, so sei er für analytische Behandlung derselben, da hierdurch der Schüler auch formal etwas Neues lerne.

Herr Prof. Buchbinder erinnert nochmals an die Hannoverschen Beschlüsse, die er jetzt vollständig mittheilt.

Herr Prof. Rühle schlägt vor, in Rücksicht auf die eben gemachte Mittheilung des Vorredners, über diese These gar nicht abstimmen zu wollen.

Herr Prof. Gerhardt wiederholt, dass es für den Unterricht in der Mathematik höchst vortheilhaft sei, denselben möglichst einheitlich zu gestalten. Diese Einheit werde aber erzielt, wenn verschiedene Abschnitte der Arithmetik, z. B. die Combinationslehre in Wegfall kämen und an ihre Stelle die Lehre von den Kegelschnitten als passender Abschluss der Geometrie einträte. Das wäre ein pädagogischer Zweck, ganz abgesehen von dem praktischen Nutzen, den die Bekanntschaft mit den Kegelschnitten im spätern Leben gewähre. Beim Wegfall von Capiteln aus der Arithmetik würde die Behörde die Einführung der Kegelschnitte nicht als eine Vermehrung des Unterrichtsstoffes betrachten können.

Herr Prof. Flemming ist gleicher Ansicht mit Herrn Prof. Rühle, dass ein Beschluss über vorliegende These heute besser nicht gefasst werde.

Herr Director Schrader empfiehlt zur kurzen Behandlung der Kegelschnitte die Methode Heilermann's, der sie als ein Capitel der Stereometrie hinstellt. Gegen eine solche Behandlung würden wohl die Behörden nichts einwenden. — Er fügt dann noch eine Bemerkung zum Schutze der Arithmetik hinzu, indem er auf ihre bildende und ethische Kraft hinweist, welche letztere sich besonders bei Durchführung langer Rechnungen bethätige.

Herr Oberlehrer Müller beantragt die Frage so zu stellen, ob man gegen Aufopferung der erwähnten Capitel der Arithmetik die Kegelschnitte in den Schulunterricht einführen solle.

Herr Prof. Baltzer ist für Beibehaltung namentlich der Lehre von den diophantischen Gleichungen und der Combinationslehre, da ja der Unterricht auf dem Gymnasium nicht abrundend, sondern nur vorbildend sein solle und die Schüler nach den verschiedensten Richtungen hingeführt werden müssten.

Herr Prof. Rühle wiederholt seinen Vorschlag, über die vorliegende These nicht abzustimmen.

Herr Prof. Suhle formulirt diesen Antrag so:

„Mit Rücksicht auf die in Hannover gefassten Beschlüsse sieht die mathem. Section von einem neuen Beschluss über die vorliegende These ab“.

Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

Zum Schluss wird der schriftliche Antrag des Herrn Oberlehrer Hoffmann (siehe denselben im vorigen Sitzungsberichte), welcher dahin zu gehen scheint, die mathematische Section bei den Versammlungen der Philologen aufzuheben, einstimmig abgelehnt, und auf Antrag des Herrn Prof. Suhle werden die Herrn Professoren Gerhardt und Buchbinder ersucht, vorbereitende Schritte zum Zusammentritt der mathematischen Section bei der nächsten Philologenversammlung zu thun.

Schluss der Sitzung gegen 10 Uhr Vormittags.

G. Schubring,
P. Stern, } Schriftführer.

Beilagen.

Bekanntmachungen.

I.

Im Angesicht der ernsten Sorgen und Gefahren, welche gegenwärtig unser Vaterland im vollsten Masse beschäftigen, hat unterzeichnetes Präsidium der diesjährigen 25. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner sich überzeugt, dass die auf den Herbst in Halle beabsichtigte Zusammenkunft voraussichtlich in den ungünstigsten Zeitpunkt fallen würde. Wir haben daher als unabweisbar erachtet, die Versammlung auszusetzen und in Erwartung einer besseren Zukunft zu vertagen.

Halle, den 16. Mai 1866.

Präsidium der 25. Versammlung
Deutscher Philologen und Schulmänner.
Bernhardy. Bergk. Kramer.

II.

Dem vor zwei Jahren in Heidelberg gefassten Beschlusse gemäss wird die fünfundzwanzigste Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner mit Allerhöchster Genehmigung vom 30. September bis zum 3. October in Halle abgehalten werden. Das unterzeichnete Präsidium beehrt sich alle Fach- und Berufsgenossen zu einem zahlreichen Besuch dieser Versammlung einzuladen. Zugleich werden die geehrten Theilnehmer freundlichst aufgefordert in ihrem eigenen Interesse so zeitig als möglich wegen Beschaffung eines geeigneten Quartiers ihre gefälligen Anmeldungen zu machen, und zwar entweder bei dem unterzeichneten Präsidium direct oder durch die Buchhandlung des Waisenhauses (Herrn O. Bertram). Ebenso wünschenswerth ist; dass Vorträge für die allgemeinen Sitzungen und Thesen für die Sectionen frühzeitig angemeldet werden. Schliesslich erklären wir uns gern bereit auf Anfragen den gewünschten Bescheid zu geben.

Halle, den 25. Juni 1867.

Das Präsidium.
Bernhardy. Bergk. Kramer. Pott.

Städtische Zuschriften.

III.

Halle, den 2. August 1867.

In Beantwortung der verehrlichen Zuschrift vom 2. Juni d. J. beehren wir uns ganz ergebenst zu erwiedern, dass die städtischen Behörden sich mit besonderem Vergnügen bemühen werden, auch ihrerseits dazu beizutragen, dass der 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner der Aufenthalt innerhalb unserer Mauern möglichst angenehm gemacht werde. Wir erlauben uns demgemäss vorläufig mitzutheilen, dass von uns und im Einverständniss mit der Stadtverordneten-Versammlung bereits beschlossen worden ist, die Mitglieder der Versammlung Namens der Stadt einzuladen eine einfache Bewirthung am Abend des 2. October c. anzunehmen. Wenn die erwählte städtische Commission die näheren Festsetzungen getroffen haben wird, werden wir nicht verfehlen, dem verehrlichen Präsidium eingehendere Mittheilung zu machen.

Gleichmässig sind wir bereit, zur Beschaffung von Wohnungen möglichst mitzuwirken, und dürfte es in dieser Beziehung wohl zweckmässig sein, wenn das dortseitig gebildete Local-Comité, das, so viel uns bekannt, die Unterbringung der Gäste in die Hand genommen hat, die Güte hätte, über diese Frage mit uns in Verbindung zu treten, damit wir in geeigneter Weise unser Entgegenkommen bethätigen können.

Der Magistrat.
v. Voss.

An das Präsidium der 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner z. H. des Königlichen Geheimen Regierungs-Raths Herrn Prof. Dr. Bernhardy Hochwohlgeboren hier.

IV.

Halle, den 24. September 1867.

Unter Bezugnahme auf unser Schreiben vom 2. August cr. erlauben wir uns ganz ergebenst mitzutheilen, dass nunmehr durch das städtische Fest-Comité die definitiven Festsetzungen über das von Seiten der Stadt Halle am Abend des 2. Octobers d. J. zu veranstaltende Fest getroffen worden sind.

Wir beehren uns hierdurch das geehrte Präsidium ergebenst zu ersuchen, Namens und für die Mitglieder der 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eine Einladung auf den 2. October cr. Abends 8 Uhr nach den oberen Räumen des Gebäudes im Stadt-Schiessgraben annehmen zu wollen.

Indem wir mit besonderer Freude dem Erscheinen aller Mitglieder der Versammlung entgegensehen, bitten wir ganz ergebenst, sollte die Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner Gäste in ihrer Mitte sehen, das geehrte Präsidium wolle diese einladen, an dem gedachten Abend sich auch als Gäste der Stadt Halle zu betrachten.

Der Magistrat.
Rummel.

An das Präsidium der 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner z. H. des Königlichen Geheimen Regierungs-Raths Herrn Prof. Dr. Bernhardy Hochwohlgeboren hier.

V. Allgemeine Tagesordnung.

Montag den 30. September von 8 Uhr Abends ab:

Gegenseitige Begrüssung und gesellige Zusammenkunft in den Sälen des Leipziger Schiessgrabens.

Dienstag den 1. October Vormittags 9 Uhr:

Erste allgemeine Sitzung in der Aula der Universität, Präsident Geheimer Rath Prof. Dr. Bernhardy.

Eröffnungsrede des Präsidenten.

Vortrag des Herrn Rector Prof. Dr. Eckstein: zur Geschichte der Versammlungen von Philologen und Schulmännern.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Bergk: über den Dreifuss des Gelon und die Münzen der Damarete.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Teichmüller: die Lehre des Aristoteles über die Unterscheidung des Epos von der Tragödie.

Geschäftliche Mittheilungen. Bildung der Sectionen.

Mittags 2 Uhr Festmahl im Gasthof zum Kronprinzen. Hierzu erhalten die geehrten Mitglieder besondere Festdiner-Marken, welche bei der Tafel abgefordert werden.

Abends 1/2 7 Uhr Festvorstellung im städtischen Theater, zu welcher die Billets gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte von 9—12 Uhr im Theater-Bureau, Rathhausgasse Nr. 7, und Abends von 1/2 6 Uhr ab an der Casse im Theater entgegengenommen werden können.

Für die folgenden allgemeinen Sitzungen sind Vorträge und Mittheilungen in Aussicht gestellt von den Professoren Drr. Tischendorf, Michaelis, Steinhart, Gosche, Lincker und Urlichs.

Die Sectionen.

I. Die **pädagogische** unter Vorsitz des Directors Dr. Kramer, Sitzungslocal in der Universität, Auditorium Nr. 6. Nach Schluss der öffentlichen Sitzung Bildung der Section. Behandlung der These des Herrn Rectors Prof. Dr. Eckstein: „die Beseitigung der Hundstagsferien ist in dem Interesse der Schulen sehr wünschenswerth;“ oder eventuell: „die jetzige Ferienordnung bedarf einer gründlichen Revision.“

Denselben Gegenstand betreffen folgende von dem Herrn Prof. Dr. Baltzer in Dresden eingesandten Thesen über das Schuljahr:

1) Durch den beweglichen Schluss des Schuljahrs (Ostern) wird die Durchführung der Lehrcurse beeinträchtigt.
2) Die kürzern Ferien, durch welche das Schuljahr öfter unterbrochen wird (Ostern, Pfingsten, Hundstage, Michaelis, Weihnachten) schaden dem Unterricht, indem sie hauptsächlich zerstreuend wirken.
3) Längere Ferien gestatten nicht nur die nöthige Erholung, sondern auch Rückkehr in das Familienleben und vertiefte Beschäftigung nach individueller Neigung. Längere Ferien während der heissen Zeit schaden weniger, wenn sie das Schuljahr beschliessen.

4) Aus diesen Prämissen würde folgen:
Schluss des Schuljahrs im Juli, dann längere Ferien.
Beginn des Schuljahrs im Herbst. Zweites Semester, z. B. vom 1. März ab.
Verminderung der kleinen Ferien innerhalb des Schuljahrs.

5) Die üblichen 8 Nachmittagslectionen möchten (namentlich in den grössern Städten) Vormittags unter Einschaltung einer entsprechenden Pause angefügt werden.

II. Die **orientalistische** unter Vorsitz des Professor Dr. Pott, Sitzungslocal im Sprechzimmer der Universität, parterre links. Vorträge und Mittheilungen sind bis jetzt angemeldet von:

Prof. Dr. A. Weber aus Berlin, über die Prakrit-Anthologie des Hâla;

Prof. Dr. Fr. Delitzsch aus Leipzig, ein bis jetzt unbekanntes räthselhaftes Bruchstück ältester tiberiensischer Grammatik;

Prof. Dr. R. Gosche, der Eintritt des Islam in die indische Kunst, mit Vorlegung englischer Photographien;

derselbe, Anfrage von Herrn Dr. Abraham Geiger;

derselbe, Etymologie des Wortes labarum von Herrn Dr. H. M. Cahen in Hamburg.

III. Die **germanistische** unter Vorsitz des Professor Dr. Zacher, Sitzungslocal im Gerichtszimmer der Universität. Angemeldet sind:

Vortrag von Dr. Martin aus Heidelberg, über den Zusammenhang der mittelniederländischen und der mittelhochdeutschen Literatur.

Bericht über einen von Dr. Mannhardt aus Danzig, eingesandten Vortrag und Antrag zur deutschen Mythologie.

Die von Prof. Dr. Zacher in Druck gegebenen Thesen zur deutschen Orthographie.

IV. Die **archäologische** unter Vorsitz des Professor Dr. Conze, Sitzungslocal im Senatszimmer der Universität. Bereits angemeldet sind folgende Vorträge und Mittheilungen:

Herr Prof. Piper aus Berlin: die klassisch-epigraphischen Studien und Mittheilungen bei den Kirchenvätern und im Mittelalter.

Herr Prof. von der Launitz aus Frankfurt a. M. beabsichtigt, ein von ihm angefertigtes Modell der Akropolis von Athen vorzuzeigen.

Herr Prof. Michaelis aus Tübingen: über die kritische Behandlung der Parthenonsculpturen, mit Vorlegung von Proben einer Gesammtausgabe des Parthenon.

Derselbe: über die Zeit der aeginetischen Giebelgruppen.

Professor Conze von hier: über St.-Petersburger Antiken.

V. Die **mathematische** unter Vorsitz des Professor Dr. Heine, Sitzungslocal in der Universität, Auditorium Nr. 5. Thesen von Herrn Professor Dr. Gerhardt sind angemeldet:

Die Kegelschnitte sind für den Unterricht auf den Gymnasien ebenso nothwendig als berechtigt.

Für den gedeihlichen Unterricht in der Mathematik ist es nothwendig, dass die Stundenzahl, die der gegenwärtig geltende allgemeine Lehrplan für die mittleren Classen (Tertia und Quarta) auf 3 bestimmt, wiederum auf 4 erhöht wird, die der frühere Lectionsplan hatte.

Der Geschäftsführer der in Hildesheim constituirten mathematisch-naturwissenschaftlichen Section der deutschen allgemeinen Lehrerversammlung, Herr Oberlehrer **Jer. Hoffmann**, wünscht einen dort gehaltenen Vortrag:

Ueber die Nothwendigkeit, Heilsamkeit und Verfassung einer Vereinigung der exacten Wissenschaften an Deutschlands Schulen

hier zu wiederholen.

Mittwoch, den 2. October Vormittags 10 Uhr:

Zweite allgemeine Sitzung in der Aula der Universität, Präsident Geheimer Rath Prof. Dr. Bernhardy.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Tischendorf: Ueber griechische Paläographie.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Steinhart: Aphorismen über den gegenwärtigen Stand der platonischen Forschungen.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Gosche: Die Einführung der Rede in dem homerischen und anderem volksthümlichen Epos.

Vortrag des Herrn Hofrath Prof. Dr. Urlichs: Der Marktverkehr des alten Rom.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Lincker: Ueber eine besondere Art von Interpolationen in den lyrischen Gedichten des Horatius.

Weitere Vorträge ausser den oben unter dem 1. October bezeichneten sind nicht angemeldet.

Die Sectionen

halten ihre Sitzungen Vormittags bis 10 Uhr; die pädagogische in Nr. 7; die übrigen Bestimmungen bleiben unverändert.

Von besonderem Interesse für die germanistisch-romanistische Section verspricht die am 3. und 4. October hierselbst stattfindende Versammlung der **deutschen Dante-Gesellschaft** zu werden, zu welcher deren Schriftführer, Prof. Dr. E. Böhmer, durch die unten angezeigte Abhandlung über Dante's Schrift de vulgari eloquentia u. s. w. einladet und welche hiermit der Theilnahme der Philologen-Versammlung auf das angelegentlichste empfohlen sei. Die erste Sitzung der Dante-Gesellschaft findet am 3. October um 4 und 6 Uhr im Leipziger Schiessgraben statt; zu der letzteren Stunde hat Jedermann zu den von den Herrn Geh. Rath Witte von hier, Dr. Notter aus Stuttgart und Prof. Schanz aus Como in Aussicht gestellten Vorträgen Zutritt.

Festvorstellung im Städtischen Theater.

Dienstag den 1. October.

Vor Hundert Jahren. Lustspiel von Ernst Raupach.

Vorher:

Ouvertüre zu den Hebriden von F. Mendelssohn-Bartholdy.
Prolog gesprochen von Fräulein Brandt.
Ouvertüre über akademische Lieder von Fr. Schneider.

Nach dem 1. Act:

Fuchslied. — Marsch über Studenten-Lieder von John.

Nach dem 2. Act:

Ouvertüre über den Dessauer Marsch von Fr. Schneider.

Nach dem 3. Act:

Jagdlied von Robert Schumann.

Anfang 6½ Uhr.

Mittwoch den 2. October

wird Herr Musikdirector Hassler im grossen Saale des neuen Volksschulgebäudes, Nachmittag von 5½ bis gegen 8 Uhr, **„Orpheus und Eurydice"** von Gluck zur Aufführung bringen. Die Ausführung der beiden Hauptpartieen durch die Concertsängerinnen Fräulein Clara Martini und Fräulein Hedwig Schilling aus Leipzig, die Geübtheit der Chöre und die ansehnliche Verstärkung des Orchesters versprechen einen sehr hohen Kunstgenuss. Billets sind in der Buchhandlung von Schrödel & Simon am Markt und bei dem Herrn Kaufmann Krammisch unweit der Volksschule zu haben.

Zu der **städtischen Bewirthung** im Leipziger Schiessgraben, Mittwoch Abends 8 Uhr, haben die Theilnehmer der Philologen - Versammlung nebst ihren Damen auf ihre Karten Zutritt.

Donnerstag, den 3. October.

Pädagogische Section von 8—10 Uhr: Im Auditorium Nr. 7.

Tagesordnung:

1) Behandlung der von Herrn Prof. Zacher aufgestellten Thesen über Regelung der deutschen Schreibung in Gemeinschaft mit der germanistisch - romanistischen Section.
2) Fortsetzung der Verhandlung der Thesen des Herrn Director Haacke über die Verwerthung der Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft in der Schule.

Orientalistische Section von 8 Uhr ab:

1) Herr Prof. Gosche aus Halle: Der Eintritt des Islam in die indische Kunst, mit Vorlegung englischer Photographieen.

2) Herr Consul Wetzstein aus Berlin: Ueber den Dialekt der Nomadenstämme der syrischen Wüste.
3) Herr Prof. Dieterici aus Berlin: Ueber die Philosophie der lautern Brüder.
4) Geschäftliches der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Germanistische Section (im Auditorium Nr. 7) von 8—10 Uhr:

1) Verhandlung über die von Prof. Zacher aufgestellten orthographischen Thesen, in Gemeinschaft mit der pädagogischen Section.

Im Gerichtszimmer.

2) Vortrag des Herrn Dr. Martin über die mittelniederländische Literatur und deren Beziehung zur mittelhochdeutschen.
3) Vortrag des Herrn Dr. Treitz über einige gothische und angelsächs. Etymologieen.

Archäologische Section von 8—10 Uhr.

1) Herr Director Frick aus Burg: Ueber die Inschrift auf der sog. Schlangensäule zu Konstantinopel.
2) Herr Prof. Piper aus Berlin: Ueber klassisch-epigraphische Studien und Mittheilungen bei den Kirchenvätern und im Mittelalter.
3) Herr Hofrath Urlichs aus Würzburg: Vorlage und Erläuterungen einiger Antiken.
4) Herr von der Launitz: Ueber eine neue Ergänzung der sog. Pasquinogruppe.
5) Herr Prof. G. Wolff aus Berlin:
   a) Die Philologen und die alte Kunst.
   b) Inwieweit kann man aus den erhaltenen Kunstwerken auf den Stil ihrer eigentlichen Erfinder schliessen?
6) Vorlage einer Anzahl von Photographieen.

Mathematische Section von 8 Uhr ab:

Herr Prof. Dr. Gerhardt:

1) Die Kegelschnitte sind für den Unterricht auf den Gymnasien ebenso nothwendig als berechtigt.

Herr Dr. Langguth aus Greifswald:

2) Bei der schriftlichen Abiturientenprüfung ist neben drei mathematischen Aufgaben eine physikalische zu stellen.

GAVDEAMVS HALENSE.

NON SINE NOTIS.

Gaudeamus igitur
  Socii vagantes!
Aemuli πολυτρόπῳ,
Quinto nunc vicesimo
5 Loco compotantes.

Urbes multas vidimus
  Et multorum mores,
Vidimus Germanicos
Mores, situm, populos
10 Virginumque flores.

Hospites et vidimus
  Cis- et Trans-Moenanos,
Dulci vinculo coniunctos
Stirpis et amoris cunctos
15 Socios Germanos.

Dona dabant optima
  Urbes hospitales,
Gutturis lenimina,
Ostreas, farcimina,
20 Mensas capitales.

Pocula nunc tundite
  Largiter imbuta!
Vivant abundantia,
Pereant rorantia,
25 Pereant minuta!

Salve Philologia
  Igitur mensalis!
Nunc, sodales, est bibendum,
Nunc in loco desipiendum,
30 Gaudeamus Halis!

NOTAE.

Ad vers. III. Cf. incerti, ut voluit quondam magnus Halensis, verba auctoris: Ἄνδρα μοι ἔνεπε caet. v. IV. Halis antecesserunt Norimberga (a. 1838), Manhemium (1839), Gotha (1840), Bonna (1841), Ulma (1842), Cassellae (1843), Dresda (1844), Darmstadium (1845), Iena (1846), Basilea (1847), Berolinum (1850), Erlanga (1851), Gottinga (1852), Altenburgum (1854), Hammonia (1855), Stutgardia (1856), Vratislavia (1857), Vindobona (1858), Brunsviga (1860), Francofurtum ad Moenum (1861), Augusta Vindelicorum (1862), Misena (1863), Hannovera (1864) et Heidelberga (1865). v. VI. VII. In epistola ad Pisones occurrit versus „Qui mores hominum multorum vidit et urbes." v. IX. Comparandus est Taciti libellus de situ, moribus et populis Germaniae. v. XVI.—XX. Vinum dabant Bonna, Heidelberga et proh dolor! Misena, cerevisiam praebebant Norimberga, Manhemium, Ulma, Dresda (cum Castello sylvestri), Iena (ubi Lucus a lucendo), Berolinum (cui florent Frigidae flavae), Erlanga, ostreas adferebat Hammonia, farcimina dedicabant Gotha, Gottinga, Vindobona (Wiener Würstel), Brunsviga et Francofurtum ad Moenum, cupedias suppeditabat Basilea (Basler Leckerli) caet. caet. v. XXIII. — XXV. Ciceronis Laelius udis et abundantibus poculis opponit pocula rorantia atque minuta. v. XXVIII. XXIX. Flaccus monet sodales his verbis „Nunc est bibendum" et „Dulce est desipere in loco!"

(G. Schwetschke.)

Verzeichniss der Mitglieder.

I. Nach den Namen geordnet.

Ehrenmitglieder.

1. Dr. v. Beurmann, Ober-Präsident a. D., Curator der Universität zu Halle.
2. Dr. Ulrici, Prof., d. Z. Rector der Univ. zu Halle.
3. v. Voss, Ober-Bürgermeister zu Halle.
4. v. Helldorf, Stadtrath zu Halle.
5. Glöckner, Justizrath zu Halle.
6. Eichler, Kunsthändler aus Berlin.

Präsidium der Versammlung.

7. Dr. G. Bernhardy, Geh. Reg.-Rath und Prof. in Halle, Präsident.
8. Dr. Bergk, Prof. in Halle, 1. Vicepräsident.
9. Dr. G. Kramer, Director der Franckeschen Stiftungen und Prof. in Halle 2. Vicepräsident.
10. Dr. A. F. Pott, Prof. in Halle, Präsident des Orientalistenvereins.

Mitglieder der Versammlung.

11. Ackermann-Teubner, Verlagsbuchhändler aus Leipzig.
12. Adler, Dr., Rector aus Halle.
13. Allihn, F. H. Th., Dr. phil. aus Halle.
14. Angermann, C., Stud. phil. aus Leipzig.
15. Anschütz, Prof. der Rechte aus Halle.
16. Anz, H., Lehrer am Pädagogium zu Halle.
17. Arnold, Dr., Prof. aus Halle.
18. Ascherson, Ferd., Dr. phil. aus Berlin.
19. Bachmann, Gymn.-Director aus Wernigerode.
20. Baldamus, Dr., emer. Pfarrer aus Halle.
21. Baltzer, Dr., Prof. aus Dresden.
22. Barthel, G. Emil, Buchhändler aus Halle.
23. Bartholdy, Realschul-Director aus Cüstrin.
24. Bartsch, K., Prof. aus Rostock.
25. v. Bassewitz, Dr., Landrath a. D. aus Halle.
26. Baumgart, P., Cand. theol. aus Halle.
27. Bech, Dr. Fedor, Oberlehrer aus Zeitz.
28. Becker, Dr. Paul, Staatsrath aus Dresden.
29. Becker, Dr., Lehrer aus Cüstrin.
30. Behlau, A., Oberlehrer aus Heiligenstadt.
31. Behrnauer, Dr. W., Secretär der königl. öff. Bibliothek in Dresden.
32. Benecke, Dr., Gymn.-Director aus Elbing.
33. Benfey, Dr., Prof. aus Göttingen.
34. Bertheau, Prof. aus Göttingen.
35. Bertram, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
36. Bertram, Oswald, Buchhändler aus Halle.
37. Biedermann, P., Stud. phil. aus Halle.
38. Bindseil, Dr., Prof. aus Halle.
39. Bodenstein, Stud. phil. aus Merseburg.
40. Boehmer, Dr. Ed., Prof. aus Halle.
41. Bohnhoff, Dr., Gymn.-Lehrer aus Freienwalde a. O.
42. Bolze, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
43. Born, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
44. Borsdorf, Lehramts-Cand. aus Jauer.
45. Bossler, Dr. Karl, Gymn.-Lehrer aus Darmstadt.
46. Boxberger, Dr. R., Realschullehrer aus Erfurt.
47. Bräuning, Bernh., Lehrer aus Halle.
48. Brandt, Dr., Realschullehrer aus Magdeburg.
49. Bratuscheck, Dr., Gymn.-Lehrer aus Berlin.
50. Breddin, Dr., Oberlehrer aus Magdeburg.
51. Brennecke, Realschul-Director aus Posen.
52. Brentano, Dr., Realschullehrer aus Nordhausen.

53. Brockhaus, Herm., Prof. aus Leipzig.
54. Brockhaus, Dr., Lic. theol. und Prediger aus Leipzig.
55. Bruno, Oberlehrer aus Harburg.
56. Buchbinder, Prof. aus Pforta.
57. Büchsenschütz, Dr., Oberlehrer aus Berlin.

58. Cauer, E., Conrector aus Potsdam.
59. Christ, Dr., Prof. aus München.
60. Clemm, Wilh., Dr. phil. aus Giessen.
61. Conze, Dr. Prof. aus Halle (Giebichenstein) Präsident der archäol. Section.
62. Curtius, Dr. Ernst, Prof. aus Göttingen.
63. Curtius, Dr., Gymn.-Lehrer aus Gotha.

64. Dahl, Dr. phil. aus Halle.
65. Delbrück, Dr. B., Privatdocent aus Halle.
66. Delitzsch, Fr., Prof. aus Leipzig.
67. Dieck, Heinr., Inspector aus Halle.
68. Diestel, Prof. aus Jena.
69. Dieterici, Prof. aus Berlin.
70. Dietrich, A., Gymn.-Director aus Hirschberg.
71. Dietsch, Prof. Dr., Rector der Fürstenschule in Grimma.
72. Dihle, Dr. A., Gymn.-Director aus Seehausen in der Altm.
73. Dinter, Dr. Bernh., Prof. aus Grimma.
74. Dittenberger, Dr., Oberlehrer aus Rudolstadt.
75. Doehle, Dr. phil. aus Halle.
76. Doerries, L., Dr. phil. aus Hameln a. W.
77. Dohmke, E., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
78. Donner, Dr. phil. aus Helsingfors.
79. Drenckhahn, O., Gymn.-Lehrer aus Stendal.
80. Dressler, R., Stud. philol. aus Leipzig.
81. Dryander, Dr., Prof. aus Halle.
82. Dümmler, Dr. Ernst, Prof. aus Halle.
83. Düntzer, Dr., Prof. aus Cöln.
84. Duncker, A., Gymn.-Lehrer aus Hanau.
85. Dunger, Dr. H., Gymn.-Lehrer aus Dresden.

86. Ebel, Dr. phil. aus Schneidemühl.
87. Ebeling, Dr., Gymn. - Lehrer aus Wernigerode.
88. Eckstein, Dr., Rector u. Prof. aus Leipzig.
89. Eiselen, F., Director der Musterschule in Frankfurt a. M.
90. Engelhardt, Gymn.-Director aus Danzig.
91. Engelmann, R., Cand. philol. aus Halle.
92. Erdmann, Dr. Ed., Prof. der Philos. in Halle.
93. Erdmann, O., Oberlehrer aus Stendal.
94. Erler, Dr. Wilh., Prof. aus Züllichau.
95. Fiebiger, Rechtsanwalt aus Halle.
96. Fischer, Gymn.-Lehrer aus Wernigerode.
97. Fitting, Dr. H., Prof. der Rechte in Halle.
98. Flade, Fr., Mathematiker aus Halle.
99. Fleckeisen, Dr., Prof. aus Dresden.
100. Fleischer, Dr., Prof. aus Leipzig.
101. Fleischer, Stud. philol. aus Leipzig.
102. Flemming, Prof. aus Altenburg.
103. Flügel, Felix, Dr. phil. aus Leipzig.
104. Foerstemann, Prof. Dr., Oberbibliothekar aus Dresden.
105. Foerstemann, Dr. phil. aus Leipzig.
106. Förster, B., Cand. philol. aus Göttingen.
107. Förtsch, Dr., Gymn.-Director aus Naumburg.
108. Foss, Dr., Schulrath aus Altenburg.
109. Foss, Dr., Prof. aus Berlin.
110. Frahnert, Gymn.-Lehrer aus Halle.
111. Franke, Dr. R., Oberlehrer aus Burg.
112. Freund, Buchhändler aus Demmin.
113. Freydanck, Dr. Theod., Oberlehrer aus Torgau.
114. Frick, Dr., Gymn.-Director aus Burg.
115. Friedländer, Dr., Prof. aus Königsberg.
116. Fritzsche, Dr., Prof. aus Rostock.
117. Fritzsche, Dr., Gymn.-Lehrer aus Güstrow.

118. Garcke, Dr., Prof. aus Altenburg.
119. Garlipp, Dr., Realschullehrer aus Magdeburg.
120. Gauss, Gymn.-Lehrer aus Landsberg a. W.
121. Geist, R., College an der Realschule in Halle.
122. Geist, Dr., Oberlehrer an der Realschule in Halle.
123. Gelbe, Dr. Theod., Oberlehrer aus Chemnitz.
124. Gelshorn, Gymn.-Lehrer aus Aurich.
125. Gerhardt, Prof. aus Eisleben.
126. Gerland, Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
127. Gevers, Dr., Conrector aus Verden.
128. Giesel, Rector aus Delitzsch.
129. Gloël, O., Oberlehrer aus Berlin.
130. Gloël, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
131. Götze, Oberlehrer aus Seehausen.
132. Götze, Dr. phil. aus Magdeburg.
133. Götze, Stud. philol. aus Leipzig.
134. Goldmann, Dr. phil. aus Halle.
135. Goldschmidt, Dr., Gymn.-Lehrer aus Nordhausen.
136. Gomperz, Privatdocent aus Wien.
137. Gosche, Dr. Rich., Prof. aus Halle.
138. Gosda, Dr. A., Oberlehrer aus Lauban.
139. Gottschick, Provinzial-Schulrath aus Berlin.
140. Gräfenhan, Gymn.-Lehrer aus Eisleben.

141. Gravenhorst, Schulrath aus Braunschweig.
142. Grebe, Dr. H., Oberlehrer aus Leipzig.
143. Grein, Dr. Archivar aus Cassel.
144. Gropius, Rich., Stud. philol. aus Naumburg a. S.
145. Grosch, Dr., Oberlehrer aus Wernigerode.
146. Grosse, Karl, Rector aus Bitterfeld.
147. Grosse, Dr. E., Oberlehrer aus Aschersleben.
148. Grosser, Dr., Gymn.-Lehrer aus Minden.
149. Grunicke, Realschullehrer aus Gera.
150. Günther, Dr., Realschullehrer aus Halle.
151. Guericke, Dr. u. Prof. der Theol. aus Halle.
152. Guericke, Gymn.-Lehrer aus Cüstrin.

153. Haacke, Gymn.-Director aus Torgau.
154. Haacke, Dr. A., Oberlehrer aus Burg.
155. Hachtmann, Dr., Gymn.-Lehrer aus Halle.
156. Härter, W., Gymn.-Lehrer aus Stendal.
157. Hagen, Dr., Privatdocent aus Bern.
158. Hahn, Dr., Oberlehrer aus Salzwedel.
159. Halm, Oberbibliothekar u. Prof. aus München.
160. Hanncke, Rud., Dr. phil. aus Berlin.
161. Hanow, Dr., Gymn.-Director aus Züllichau.
162. Hanow, Oberlehrer aus Sorau.
163 Harang, J., Realschullehrer aus Halle.
164. Hartung, Dr., Gymn.-Lehrer aus Wittenberg.
165. Hartung, Dr. phil. aus Straussberg.
166. Hartz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Frankfurt a. O.
167. Haupt, Oberlehrer aus Landsberg a. W.
168. Haym, Dr. R., Prof. aus Halle.
169. Hedicke, Dr., Gymn.-Lehrer aus Zerbst.
170. Heiland, Dr., Provinzial-Schulrath aus Magdeburg.
171. Heine, Prof. aus Weimar.
172. v. Heinemann, Dr. O., Prof. aus Bernburg.
173. Helbig, Dr., Prof. aus Dresden.
174. Henkel, Dr., Prorector aus Seehausen i. A.
175. Herbst, Dr., Gymn.-Director aus Magdeburg.
176. Hermann, Fr. C., Lehrer aus Berlin.
177. Hertzberg, Dr., Prof. aus Halle.
178. Heyer, Prof., Conrector aus Königsberg in d. Neumark.
179. Heyne, Dr., Privatdocent aus Halle.
180. Hildebrand, Dr. R., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
181. Hildenhagen, C., Pastor a. D. aus Halle.
182. Hirzel, Dr., Prof. aus Aarau.
183. Hirzel, R., Stud. philol. aus Berlin.
184. Hoche, Ed., Prof. u. Prorector aus Zeitz.
185. Hoche, Dr. M., Gymn.-Lehrer aus Rossleben.
186. Hölzer, Gymn.-Lehrer aus Salzwedel.
187. Hoessler, Lehrer am Pädagogium in Halle.
188. Hoffbauer, Pastor aus Ammendorf bei Halle.
189. Hoffmann, Dr., Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
190. Hoffmann, K., Lehrer aus Arnstadt.
191. Holstein, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
192. Holzapfel, Dr., Director der Realschule in Magdeburg.
193. Hornbostel, Subrector aus Ratzeburg.
194. Horrmann, Dr., Director aus Detmold.
195. Hotzel, F., Prof. aus Eisenach.
196. Hügel, R., Stud. philol. aus Leipzig.
197. Hülser, Dr., Gymn.-Lehrer aus Charlottenburg.
198. Hultgren, Fr., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
199. Hultsch, Dr. Friedr., Prof. aus Dresden.
200. Hynitzsch, Gymn.-Lehrer aus Seehausen i. A.

201. Ihne, Dr. phil. aus Heidelberg.
202. Ilberg, Hugo, Prof. Dr., Gymn.-Director aus Zwickau.
203. Imelmann, Dr., ord. Lehrer aus Berlin.
204. Imhof, Dr. A., Oberlehrer aus Halle.

205. Jacobi, Dr., Prof. der Theol. in Halle.
206. Jacobs, Rud., Prof. aus Berlin.
207. Jahn, Dr. phil. aus Halle.
208. Jahr, Gymn.-Lehrer aus Merseburg.
209. v. Jan, Dr., Gymn.-Lehrer aus Landsberg a. W.
210. Jülg, Dr., Prof. aus Innsbruck.
211. Jungmann, Stud. phil. aus Leipzig.

212. Kaemmel, Otto, Oberlehrer aus Plauen i. V.
213. Kämtz, L. F., Akademiker aus St. Petersburg.
214. Kautzleben, R., Cand. philol. aus Halle.
215. Kautzsch, Dr., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
216. Keil, Dr., Prof. aus Erlangen.
217. Kellner, Camill., Gymn.-Lehrer aus Zwickau.
218. Kern, Dr., Director aus Berlin.
219. Kiessling, Dr., Director aus Berlin.
220. Kindscher, Franz, Prof. aus Zerbst.
221. Kleiber, Realschul-Director aus Berlin.
222. Kletschke, Pastor aus Memleben.
223. Klix, Dr., Schulrath aus Berlin.
224. Kloppe, G. H., Cand. theol. et phil. aus Zeitz.
225. Kluge, Dr., Prof. aus Altenburg.
226. Knappe, Gymn.-Lehrer aus Wittenberg.
227. Knauth, Dr. K., College an der Realschule in Halle.
228. Kobert, Hülfslehrer aus Halle.
229. Koch, Fr., Prof. aus Eisenach.
230. Koch, Dr., Prof. aus Pforta.

231. Kock, Dr., Gymn.-Director aus Berlin.
232. Köhler, R., Bibliothekar aus Weimar.
233. Köhler, Gymn.-Lehrer aus Brandenburg.
234. Köhler, Schulamts-Cand. aus Leipzig.
235. Koepert, Dr. H., Gymn.-Lehrer aus Eisleben.
236. Kohlschütter, O., Stud. philol. aus Göttingen.
237. Krämer, Dr., Oberlehrer aus Gera.
238. Kraft, Dr., Gymn.-Lehrer aus Seehausen i. A.
239. Krahner, Dr., Gymn.-Director aus Stendal.
240. Krause, Dr., Prof. aus Halle.
241. Krehl, Prof. aus Leipzig.
242. Krenkel, Dr., Privatgelehrter aus Dresden.
243. Kruse, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
244. Kübler, Director aus Berlin.
245. Kuhn, Dr., Prof. aus Berlin.
246. Kuhn, Cand. philol. aus Berlin.

247. Ladewig, Dr., Prof. aus Neu-Strelitz.
248. Lambert, Ernst, Dr. phil. aus Halle.
249. Lange, Dr., Lehrer aus Berlin.
250. Langguth, Dr., Oberlehrer aus Greifswald.
251. Lasson, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
252. Lattmann, Dr., Conrector aus Göttingen.
253. von der Launitz, Bildhauer aus Frankfurt a. M.
254. Leidloff, Dr., Oberlehrer aus Holzminden.
255. Leisering, H., Gymn.-Lehrer aus Berlin.
256. Leist, Dr., Gymn.-Lehrer aus Stendal.
257. von Leutsch, Ernst, Hofrath u. Prof. aus Göttingen.
258. Liebhold, C., Gymn.-Lehrer aus Stendal.
259. Lilie, Dr., Realschullehrer aus Magdeburg.
260. Lindenborn, Gymn.-Lehrer aus Halle.
261. Lincker, Dr. Gust., Prof. aus Lemberg.
262. Lionnet, Lic. theol., Pastor aus Craatz.
263. Lipke, Dr., ord. Lehrer aus Erfurt.
264. Lippold, Friedr., Stud. d. deutsch. Philol. aus Leipzig.
265. Lipsius, Gymn.-Director aus Leipzig.
266. Lothholz, Dr., Rector aus Rossleben.
267. Lucae, Dr., Privatdocent aus Halle.
268. Lüttge, Dr., Oberlehrer aus Seehausen i. A.

269. Maennel, J. A. Rud., Stud. philol. aus Halle.
270. Marquardt, Dr. Ober-Schulrath aus Gotha.
271. Martin, Dr., Privatdocent aus Heidelberg.
272. Martin, Oberlehrer aus Prenzlau.
273. Masius, H., Prof. aus Leipzig.
274. Maynz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Freienwalde a. O.
275. Melgunof, Hofrath aus Dresden
276. Menge, Dr. phil. aus Weimar.
277. Merian, J. J., Dr. phil. aus Basel,
278 Merx, Dr., Privatdocent aus Jena.
279. Meusel, Gymn.-Lehrer aus Halle.
280. Meyer, Dr. H., Prof. der Rechte in Halle.
281. Meyer, G. M., Lehrer aus Halle.
282. Meyer, Wilh., Stud. philol. aus Halle.
283. Michael, Dr., Gymn.-Lehrer aus Halle.
284. Michaelis, Prof. aus Tübingen.
285. Möbius, Th., Prof. aus Kiel.
286. Mönch, Dr., Prof. aus Eisleben.
287. Mühlau, Dr., Privatgelehrter aus Leipzig.
288. Müller, C. F. W., Prof. aus Berlin.
289. Müller, F. H., Conrector aus Zeitz.
290. Müller, Dr. Alb., Gymn.-Lehrer aus Hameln.
291. Müller, Dr. Herm., Gymn.-Lehrer aus Charlottenburg.
292. Müller, J. O., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
293. Müller, Gymn.-Lehrer aus Merseburg.
294. Müller, Aug., Cand. philol. aus Leipzig.
295. Muff, Dr., Oberlehrer aus Halle.
296. Mylonas, Dr. phil. aus Göttingen.

297. Nasemann, Dr., Prof. aus Halle.
298. Neger, G., Realschullehrer aus Perleberg.
299. Nehry, Rector aus Aschersleben.
300. Nicolai, Prof. aus Bernburg.
301. Nielander, Oberlehrer aus Krotoschin.
302. Niemeyer, Dr., Director aus Brandenburg.
303. Niemeyer, Stadtrath a. D. aus Halle.
304. Nietzsche, Dr. phil. aus Naumburg.
305. Niewandt, Justizrath aus Halle.
306. Noeldechen, Dr., Oberlehrer aus Halberstadt.
307. Noeldechen, Dr., Gymn.-Lehrer aus Quedlinburg.
308. Nuster, Dr., Gymn.-Lehrer aus Plauen i. V.

309. Olshausen, Dr., Geh. Regierungsrath aus Berlin.
310. Oncken, Dr. W., Prof. aus Heidelberg.
311. Opel, Dr. J., Rector aus Halle.
312. Opitz, Dr. E., Gymn.-Lehrer aus Naumburg.
313. Ortmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer aus Magdeburg.
314. Paldamus, Dr., Director aus Frankfurt a. M.
315. Paulsiek, Oberlehrer aus Magdeburg.
316. Pernice, Dr. jur. et phil., Privatdocent aus Halle.
317. Peter, Dr. Karl, Rector aus Pforta.
318. Peter, Dr., Gymn.-Lehrer aus Nordhausen.
319. Peter, Heinr., Dr. phil. aus Berlin.
320. Petermann, Prof. aus Berlin.
321. Petermann, Prof. aus Wernigerode.

322. Pfautsch, Gymn.-Director aus Spandau.
323. Pfitzner, Oberlehrer aus Parchim.
324. Pfuhl, Prof. am Vitzthumschen Gymn. in Dresden.
325. Piper, Dr., Prof. aus Berlin.
326. Planck, Prof. aus Heilbronn.
327. Pöhlig, Dr. C., Gymn.-Lehrer aus Seehausen i. A.
328. Polle, F., Oberlehrer aus Dresden.
329. Praetorius, Stud. orient. aus Leipzig.
330. Prien, Prof. aus Lübeck.

331. Quedefeld, Dr., Gymn.-Lehrer aus Freienwalde a. O.

332. Ranke, Director aus Berlin.
333. Ranke, R., Lehrer aus Erfurt.
334. Rasch, Dr., Gymn.-Lehrer aus Zeitz.
335. Rassow, Dr., Gymn.-Director aus Weimar.
336. Rehdantz, Prof. aus Magdeburg.
337. Reichart, Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
338. v. Reinhard, Hauptmann aus Hannover.
339. Reinke, L., Privatdocent aus Münster.
340. Rettig, G., Prof. aus Bern.
341. Richter, Prof. aus Berlin.
342. Richter, R., Gymn.-Lehrer aus Halle.
343. Richter, Gymn.-Lehrer aus Gütersloh.
344. Rieger, M., Dr. phil. aus Darmstadt.
345. Riehm, Dr. E., Prof. der Theol. aus Halle (Giebichenstein).
346. Riese, Dr., Privatdocent aus Heidelberg.
347. Rödiger, Dr., Prof. aus Berlin.
348. Rohmer, Oberlehrer aus Züllichau.
349. Rosalsky. Dr., Gymn.-Lehrer aus Halle.
350. Rothe, Dr. Oberlehrer aus Eisleben.
351. Rothmaler, Dr. Ad., Gymn.-Lehrer aus Nordhausen.
352. Rothmann, Prof. aus Torgau.
353. Rudloff, Dr. phil. aus Jüterbogk.
354. Rühle, Prof. aus Berlin.

355. Sanneg, Dr. Paul, Realschullehrer aus Nordhausen.
356. Sanneg, Dr. phil. aus Halle.
357. Sauppe, Dr. Herm., Hofrath u. Prof. aus Göttingen.
358. Savelsberg, Dr., Gymn.-Oberlehrer aus Aachen.
359. Schade, Oscar, Prof. aus Königsberg i. Pr.
360. Schadeberg, Dr. Jul., Redacteur aus Halle.
361. Schaefer, Arnold, Prof. aus Bonn.
362. Schatzmayr, Dr., Realschullehrer aus Elberfeld.
363. Scheele, Prof. Dr., Gymn.-Rector aus Merseburg.
364. Scheibel, Dr., Director aus Ratibor.
365. Schiefer, Dr. R., Realschullehrer aus Magdeburg.
366. Schild, Dr., Gymn.-Lehrer aus Wittenberg.
367. Schillbach, Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
368. Schiller, Dr., Oberlehrer aus Schwerin.
369. Schimmelpfeng, Prof. aus Pforta.
370. Schirlitz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Wernigerode.
371. Schlottmann, Dr. K., Prof. der Theol. in Halle.
372. Schmalfeld, Dr., Prof. aus Eisleben.
373. Schmidt, Schulrath aus Neu-Strelitz.
374. Schmidt, E., Gymn.-Lehrer aus Halberstadt.
375. Schmidt, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
376. Schmidt, Joh., Dr. phil. aus Jena.
377. Schmitt, A., Buchhändler (Firma Teubner) aus Leipzig.
378. Schneider, Dr. O., Prof. aus Gotha.
379. Schneidewind, Dr., Gymn.-Lehrer aus Nordhausen.
380. Schoenermark, Prof. aus Liegnitz.
381. Schoenermark, G., Rector u. Past. coll. aus Seesen am Harz.
382. Schrader, Dr., Provinzial-Schulrath aus Königsberg i. Pr.
383. Schrader, Dr. W., Director der Prov.-Gewerbeschule in Halle.
384. Schreyer, Adjunct aus Pforta.
385. Schröder, Dr. phil. aus Halle.
386. Schubart, Dr., Prof. aus Weimar.
387. Schubert, Dr., Lehrer aus Magdeburg.
388. Schubring, G., Cand. math. aus Halle.
389. Schultz, Fr., Gymn.-Lehrer aus Neustadt i. W.-Pr.
390. Schultze, Dr., Oberlehrer aus Colberg.
391. Schulz, Dr., Geh. Reg.-Rath aus Magdeburg.
392. Schulze, Rud., Dr. phil. aus Altenburg.
393. Schwabe, L., Prof. aus Dorpat.
394. Schwalbe, Director aus Eisleben.
395. Schwarz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Weimar.
396. Schwetschke, Dr. phil. aus Halle.
397. Seelmann, Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
398. Seidler, Dr., Oberlehrer aus Zittau.
399. Siegfried, Dr., Prof. aus Pforta.
400. Sommerbrodt, Jul., Director aus Posen.
401. Spiess, E., Cand. minist. aus Halle.
402. Stähelin, Dr. u. Prof. der Theol. aus Basel.
403. Staehle, Dr. phil. aus Parchim.
404. Stange, Oberlehrer aus Landsberg a. W.

405. **Steinhart**, Dr., Prof. aus Halle.
406. **Steinhart**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Salzwedel.
407. **Stephan**, Fr., Dr. phil. aus Magdeburg.
408. **Stern**, Paul, Stud. math. aus Herzberg.
409. **Steudener**, Dr. A., Gymn.-Lehrer aus Rossleben.
410. **Suchier**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Rinteln.
411. **Suhle**, Dr. H., Prof. aus Bernburg.
212. **Suhle**, E., Post-Secretär aus Weimar.
413. **Suphan**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Halle.

414. **Teichert**, Dr. J., Gymn.-Lehrer aus Freienwalde a. O.
415. **Teichmüller**, G., Prof. aus Göttingen.
416. **Thiele**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
417. **Thilo**, Dr. G., Oberlehrer aus Halle.
418. **Thomas**, Bibliothekar aus München.
419. **Tischendorf**, Prof. aus Leipzig.
420. **Tischendorf**, Stud. ling. orient. aus Leipzig.
421. **Todt**, Dr., Director aus Schleusingen.
422. **Trautmann**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Eisleben.
423. **Treitz**, Dr. Wilh., Privatdocent aus Bonn.
424. **Tschischwitz**, Dr., College an der Realschule in Halle.

425. **Ueberweg**, Dr. F., Prof. aus Königsberg in Ost-Pr.
426. **Uhle**, Dr. H., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
427. **Uhlig**, Dr., Prof. aus Aarau.
428. **Unger**, Dr., Director aus Friedland in Meckl.
429. **Urlichs**, Prof. aus Würzburg.
430. **Urtel**, F., Cand. philol. aus Giebichenstein bei Halle.

431. **Voigt**, Dr., Prof. aus Halle.
432. **Voigt**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Berlin.
433. **Voigt**, Dr., Realschullehrer aus Neustadt-Eberswalde.
434. **Volkmann**, Dr., Oberlehrer aus Pforta.
435. **Volz**, B., Gymn.-Lehrer aus Schwerin.
436. **Voretzsch**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Posen.
437. **Voss**, Dr. phil. aus Halle.

438. **Wachsmuth**, C., Prof. aus Marburg.
439. **Wagner**, Prof. Dr., Director der Realschule in Leipzig.
440. **Walther**, Gymn.-Lehrer aus Halle.
441. **Walther**, Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
442. **Weber**, Dr. A., Prof. aus Berlin.
443. **Weber**, Prof. aus Weimar.
444. **Wehrmann**, Dr., Provinzial-Schulrath aus Stettin.
445. **Weichelt**, Dr., Oberlehrer aus Demmin.
446. **Weicker**, Oberlehrer aus Berlin.
447. **Weicker**, Gymn.-Lehrer aus Halle.
448. **Weidenkaff**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Erfurt.
449. **Weidner**, Dr., Conrector aus Merseburg.
450. **Weigand**, Prof. aus Giessen.
451. **Weinhold**, Dr. K., Prof. aus Kiel.
452. **Weissenborn**, Dr., Prof. aus Erfurt.
453. **Welcker**, Herm., Prof. aus Halle.
454. **Wentrup**, Dr., Gymn.-Director aus Salzwedel.
455. **Wessel**, Gymn.-Lehrer aus Merseburg.
456. **Wetzstein**, Dr. phil. aus Berlin.
457. **Whistling**, Dr., Privatgelehrter aus Leipzig.
458. **Wichert**, Gymn.-Director aus Magdeburg.
459. **Wiegand**, Dr., Director aus Halle.
460. **Wiese**, Dr., Geheimer Ober-Regierungsrath aus Berlin.
461. **Wiggert**, Dr., Oberlehrer aus Stargard in Pommern.
462. **Wilhelm**, Dr. Eugen, Gymn.-Lehrer aus Eisenach.
463. **Wilisch**, Gymn.-Lehrer aus Zittau.
464. **Willführ**, Adolf, Lehrer aus Magdeburg.
465. **Willmanns**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Berlin.
466. **Windisch**, Dr. phil. aus Leipzig.
467. **Winter**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Wittenberg.
468. **Witte**, Karl, Geh. Justizrath u. Prof. der Rechte in Halle.
469. **Witte**, Oberlehrer aus Merseburg.
470. **Wittich**, Dr., Realschullehrer aus Aschersleben.
471. **Wolff**, Gust., Prof. aus Berlin.
472. **Wolff**, Dr., Stadtpfarrer aus Rotweil.
473. **Wolff**, Cand. philol. aus Halle.
474. **Wülcker**, E., Stud. philol. aus Leipzig.
475. **Wustmann**, Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
476. **Wuttke**, Heinr., Dr. phil. aus Leipzig.

477. **Zacher**, Dr., Prof. in Halle, Präsident der germanist. Section.
478. **Zangemeister**, K., Dr. phil. aus Gotha.
479. **Zenker**, Dr., Orientalist aus Leipzig.
480. **Ziel**, Gymn.-Director aus Clausthal.
481. **Zinzow**, Gymn.-Director aus Pyritz.
482. **Zschau**, Stud. philol. aus Halle.
483. **Zumpt**, Prof. aus Berlin.

II. Nach den Heimatsländern und Städten geordnet.

Preussen.

Halle: Rector Dr. Adler.
Dr. F. H. Th. Allihn.
Prof. Dr. Anschütz.
Gymn.-Lehrer H. Anz.
Prof. Dr. Arnold.
Pfarrer emer., Dr. Baldamus.
Buchhändler G. Emil Barthel.
Landrath a. D., Dr. v. Bassewitz.
Cand. theol. P. Baumgart.
Prof. Dr. Bergk, 1. Vicepräsident der Versammlung.
Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. G. Bernhardy, Präsident der Versammlung.
Buchhändler Osw. Bertram.
Ober-Präsident a. D., Curator der Universität zu Halle, Dr. von Beurmann.
Stud. philol. P. Biedermann.
Prof. Dr. Bindseil.
Prof. Dr. Ed. Boehmer.
Lehrer Bernh. Bräuning.
Prof. Dr. Conze (Giebichenstein).
Dr. Dahl.
Privatdocent Dr. B. Delbrück.
Inspector Heinrich Dieck.
Dr. Doehle.
Prof. Dr. Dryander.
Prof. Dr. Ernst Dümmler.
Cand. philol. R. Engelmann.
Prof. Dr. Ed. Erdmann.
Rechtsanwalt Fiebiger.
Prof. Dr. H. Fitting.
Mathem. Fr. Flade.
Gymn.-Lehrer Frahnert.
College R. Geist.
Oberlehrer Dr. Geist.
Justizrath Glöckner.
Dr. Goldmann.
Prof. Dr. Rich. Gosche.
Realschullehrer Dr. Günther.
Prof. Dr. Guericke.
Gymn.-Lehrer Dr. Hachtmann.
Realschullehrer J. Harang.
Prof. Dr. R. Haym.
Stadtrath v. Helldorf.
Prof. Dr. Hertzberg.
Privatdocent Dr. Heyne.
Pastor a. D., L. Hildenhagen.
Gymn.-Lehrer Hoessler.
Pastor Hoffbauer (Ammendorf).
Oberlehrer Dr. A. Imhof.

Halle: Prof. Dr. Jacobi.
Dr. Jahn.
Cand. philol. R. Kautzleben.
College Dr. K. Knauth.
Hülfslehrer Kobert.
Director u. Prof. Dr. G. Kramer, 2. Vicepräsident der Versammlung.
Prof. Dr. Krause.
Dr. E. Lambert.
Gymn.-Lehrer Lindenborn.
Privatdocent Dr. Lucae.
Stud. philol. J. A. R. Maennel.
Gymn.-Lehrer Meusel.
Prof. Dr. H. Meyer.
Lehrer G. M. Meyer.
Stud. philol. W. Meyer.
Gymn.-Lehrer Dr. Michael.
Oberlehrer Dr. Muff.
Prof. Dr. Nasemann.
Stadtrath a. D. Niemeyer.
Justizrath Niewandt.
Rector Dr. J. Opel.
Privatdocent Dr. Pernice.
Prof. Dr. A. F. Pott, Präsident des Orientalisten Vereins.
Gymn.-Lehrer R. Richter.
Prof. Dr. E. Riehm (Giebichenstein).
Gymn.-Lehrer Dr. Rosalsky.
Dr. Sanneg.
Redacteur Dr. Jul. Schadeberg.
Prof. Dr. K. Schlottmann.
Director Dr. W. Schrader.
Dr. Schroeder.
Cand. math. G. Schubring.
Dr. G. Schwetschke.
Cand. minist. E. Spiess.
Prof. Dr. Steinhart.
Gymn.-Lehrer Dr. Suphan.
Oberlehrer Dr. G. Thilo.
College Dr. Tschischwitz.
Prof. Dr. Ulrici, d. Z. Rector der Universität zu Halle.
Cand. philol. F. Urtel (Giebichenstein).
Prof. Dr. Voigt.
Ober-Bürgermeister v. Voss.
Gymn.-Lehrer Dr. Voss.
Gymn.-Lehrer Dr. Walther.
Gymn.-Lehrer Weicker.
Prof. Dr. Herm. Welcker.
Director Dr. Wiegand.
Geh. Justizrath Prof. Dr. Karl Witte.

Halle: Cand. philol. Wolff.
Prof. Dr. Zacher.
Stud. philol. Zschau.
Aachen: Gymn.-Lehrer Dr. Savelsberg.
Aschersleben: Oberlehrer Dr. E. Grosse.
Rector Nehry.
Realschullehrer Dr. Wittich.
Aurich: Gymn.-Lehrer Gelshorn.
Berlin: Dr. Ferd. Ascherson.
Oberlehrer Dr. Bolze.
Gymn.-Lehrer Dr. Bratuscheck.
Oberlehrer Dr. Büchsenschütz.
Prof. Dieterici.
Kunsthändler Eichler.
Prof. Dr. Foss.
Oberlehrer O. Gloël.
Provinzial-Schulrath Gottschick.
Dr. Rud. Hanncke.
Lehrer Fr. C. Hermann.
Stud. philol. R. Hirzel.
Lehrer Dr. Imelmann.
Prof. Rud. Jacobs.
Director Dr. Kern.
Director Dr. Kiessling.
Realschul-Director Kleiber.
Schulrath Dr. Klix.
Gymn.-Director Dr. Kock.
Oberlehrer Dr. Kruse.
Director. Kübler.
Prof. Dr. Kuhn.
Cand. philol. Kuhn.
Lehrer Dr. Lange.
Oberlehrer Dr. Lasson.
Gymn.-Lehrer H. Leisering.
Prof. C. F. W. Müller.
Geh. Regierungsrath Dr. Olshausen.
Dr. Heinr. Peter.
Prof. Dr. Petermann.
Prof. Dr. Piper.
Director Ranke.
Prof. Richter.
Prof. Dr. Roediger.
Prof. Rühle.
Gymn.-Lehrer Dr. Voigt.
Prof. Dr. A. Weber.
Oberlehrer Weicker.
Dr. Wetzstein.
Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Wiese.
Gymn.-Lehrer Dr. Willmanns.
Prof. Gust. Wolff.
Prof. Zumpt.

Bitterfeld: Rector Karl Grosse.
Bonn: Prof. Arnold Schaefer.
Privatdocent Dr. Wilh. Treitz.
Brandenburg: Gymn.-Lehrer Köhler.
Director Dr. Niemeyer.
Burg (bei Magdeburg): Oberlehrer Dr. R. Franke.
Gymn.-Director Dr. Frick.
Oberlehrer Dr. A. Haacke.
Cassel: Archivar Dr. Grein.
Charlottenburg: Gymn.-Lehrer Dr. Hülser.
Gymn.-Lehrer Dr. Herm. Müller.
Clausthal: Gymn.-Director Ziel.
Cöln: Prof. Dr. Düntzer.
Colberg: Oberlehrer Dr. Schultze.
Craatz: Pastor Lic. theol. Lionnet.
Cüstrin: Realschul-Director Bartholdy.
Lehrer Dr. Becker.
Gymn.-Lehrer Guericke.
Danzig: Gymn.-Director Engelhardt.
Delitzsch: Rector Giesel.
Demmin: Buchhändler Freund.
Oberlehrer Dr. Weichelt.
Eisleben: Prof. Gerhardt.
Gymn.-Lehrer Gräfenhan.
Gym.-Lehrer Dr. H. Koepert.
Prof. Dr. Mönch.
Oberlehrer Dr. Rothe.
Prof. Dr. Schmalfeld.
Director Schwalbe.
Gymn.-Lehrer Dr. Trautmann.
Elberfeld: Realschullehrer Dr. Schatzmayr.
Elbing: Gymn.-Director Dr. Benecke.
Erfurt: Realschullehrer Dr. R. Boxberger.
Lehrer Dr. Lipke.
Lehrer R. Ranke.
Gymn.-Lehrer Dr. Weidenkaff.
Prof. Dr. Weissenborn.
Frankfurt a. M.: Director F. Eiselen.
Bildhauer von der Launitz
Director Dr. Paldamus.
Frankfurt a. O.: Gymn.-Lehrer Dr. Hartz.
Freienwalde a. O.: Gymn.Lehrer Dr. Bohnhoff.
Gymn.-Lehrer Dr. Maynz.
Gymn.-Lehrer Dr. Quedefeld.
Gymn.-Lehrer. Dr. J. Teichert.
Göttingen: Prof. Dr. Benfey.
Prof. Bertheau.
Prof. Dr. Ernst Curtius.
Cand. philol. B. Förster.
Stud. philol. O. Kohlschütter.
Conrector Dr. Lattmann.

Göttingen: Hofrath u. Prof. Ernst von Leutsch.
Dr. Mylonas.
Hofrath u. Prof. Dr. Herm. Sauppe.
Prof. G. Teichmüller.
Greifswald: Oberlehrer Dr. Langguth.
Gütersloh: Gymn.-Lehrer Richter.
Halberstadt: Oberlehrer Dr. Noeldechen.
Gymn.-Lehrer E. Schmidt.
Hameln a. W.: Dr. L. Dörries.
Gymn.-Lehrer Dr. Alb. Müller.
Hanau: Gymn.-Lehrer A. Duncker.
Hannover: Hauptmann v. Reinhard.
Harburg: Oberlehrer Bruno.
Heiligenstadt: Oberlehrer A. Behlau.
Herzberg: Stud. math. Paul Stern.
Hirschberg: Gymn.-Director A. Dietrich.
Jauer: Lehramts-Cand. Borsdorf.
Jüterbogk: Dr. Rudloff.
Kiel: Prof. Th. Möbius.
Prof. Dr. K. Weinhold.
Königsberg i. Pr.: Prof. Dr. Friedländer.
Prof. Dr. Oskar Schade.
Provinzial-Schulrath Dr. Schrader.
Prof. Dr. F. Ueberweg.
Königsberg i. d. Neumark: Prof. Conrector Heyer.
Krotoschin: Oberlehrer Nieländer.
Landsberg a. W.: Gymn.-Lehrer Gauss.
Oberlehrer Haupt.
Gymn.-Lehrer Dr. v. Jan.
Oberlehrer Stange.
Lauban: Oberlehrer Dr. A. Gosda.
Liegnitz: Prof. Schoenermark.
Magdeburg: Gymn.-Lehrer Dr. Bertram.
Gymn.-Lehrer Dr. Born.
Realschullehrer Dr. Brandt.
Oberlehrer Dr. Breddin.
Realschullehrer Dr. Garlipp.
Gymn.-Lehrer Gerland.
Gymn.-Lehrer Dr. Gloël.
Dr. Götze.
Provinzial-Schulrath Dr. Heiland.
Gymn.-Director Dr. Herbst.
Gymn.-Lehrer Dr. Holstein.
Realschul-Director Dr. Holzapfel.
Realschullehrer Dr. Lilie.
Gymn.-Lehrer J. O. Müller.
Gymn.-Oberlehrer Dr. Ortmann.
Oberlehrer Paulsiek.
Prof. Rehdantz.
Realschullehrer Dr. R. Schiefer.
Magdeburg: Gymn.-Lehrer Dr. Schmidt.
Lehrer Dr. Schubert.
Geh. Reg.-Rath Dr. Schulz.
Dr. Fr. Stephani.
Gymn.-Lehrer Dr. Thiele.
Gymn.-Director Wichert.
Lehrer Adolf Willführ.
Marburg: Prof. C. Wachsmuth.
Memleben: Pastor Kletschke.
Merseburg: Stud. philol. Bodenstein.
Gymn.-Lehrer Jahr.
Gymn.-Lehrer Müller.
Gymn.-Rector Prof. Dr. Scheele.
Conrector Dr. Weidner.
Gymn.-Lehrer Wessel.
Oberlehrer Witte.
Minden: Gymn.-Lehrer Dr. Grosser.
Münster: Privatdocent L. Reinke.
Naumburg a. S.: Gymn.-Director Dr. Förtsch.
Stud. philol. Rich. Gropius.
Dr. Nietzsche.
Gymn.-Lehrer Dr. E. Opitz.
Neustadt in W.-Pr.: Gymn.-Lehrer Fr. Schultz.
Neustadt-Eberswalde: Realschullehrer Dr. Voigt.
Nordhausen: Realschullehrer Dr. Brentano.
Gymn.-Lehrer Dr. Goldschmidt.
Gymn.-Lehrer Dr. Peter.
Gymn.-Lehrer Dr. Ad. Rothmaler.
Realschullehrer Dr. Paul Sanneg.
Gymn.-Lehrer Dr. Schneidewind.
Perleberg: Realschullehrer G. Neger.
Pforta (Schulpforta): Prof. Buchbinder.
Prof. Dr. Koch.
Rector Dr. Karl Peter.
Prof. Schimmelpfeng.
Adjunct Schreyer.
Prof. Dr. Siegfried.
Oberlehrer Dr. Volkmann.
Posen: Realschul-Director Brennecke.
Director Jul. Sommerbrodt.
Gymn.-Lehrer Dr. Voretzsch.
Potsdam: Conrector E. Cauer.
Gymn.-Lehrer Dr. Hoffmann.
Gymn.-Lehrer Reichart.
Gymn.-Lehrer Schillbach.
Gymn.-Lehrer Seelmann.
Gymn.-Lehrer Walther.
Prenzlau: Oberlehrer Martin.
Pyritz: Gymn.-Director Zinzow.
Quedlinburg: Gymn.-Lehrer Dr. Noeldechen.
Ratibor: Director Dr. Scheibel.
Ratzeburg: Subrector Hornbostel.
Rinteln: Gymn.-Lehrer Dr. Suchier.

Rossleben: Gymn.-Lehrer Dr. M. Hoche.
Rector Dr. Lothholz.
Gymn.-Lehrer Dr. A. Steudener.
Salzwedel: Oberlehrer Dr. Hahn.
Gymn.-Lehrer Hölzer.
Gymn.-Lehrer Dr. Steinhart.
Gymn.-Director Dr. Wentrup.
Schleusingen: Director Dr. Todt.
Schneidemühl: Dr. Ebel.
Seehausen in d. Altm.: Gymn.-Director Dr. A. Dihle.
Oberlehrer Götze.
Prorector Dr. Henkel.
Gymn.-Lehrer Hynitzsch.
Gymn.-Lehrer Dr. Kraft.
Oberlehrer Dr. Lüttge.
Gymn.-Lehrer Dr. C. Pöhlig.
Sorau: Oberlehrer Hanow.
Spandau: Gymn.-Director Pfautsch.
Stargard in Pommern: Oberlehrer Dr. Wiggert.
Stendal: Gymn.-Lehrer O. Drenckhahn.
Oberlehrer O. Erdmann.
Gymn.-Lehrer W. Härter.
Gymn.-Director Dr. Krahner.
Gymn.-Lehrer Dr. Leist.
Gymn.-Lehrer C. Liebhold.
Stettin: Provinzial-Schulrath Dr. Wehrmann.
Straussberg: Dr. Hartung.
Torgau: Oberlehrer Dr. Theod. Freydanck.
Gymn.-Director Haacke.
Prof. Rothmann.
Verden: Conrector Dr. Gevers.
Wernigerode: Gymn.-Director Bachmann.
Gymn.-Lehrer Dr. Ebeling.
Gymn.-Lehrer Fischer.
Oberlehrer Dr. Grosch.
Prof. Petermann.
Gymn.-Lehrer Dr. Schirlitz.
Wittenberg: Gymn.-Lehrer Dr. Hartung.
Gymn.-Lehrer Knappe.
Gymn.-Lehrer Dr. Schild.
Gymn.-Lehrer Dr. Winter.
Zeitz: Oberlehrer Dr. Fedor Bech.
Prof. u. Prorector Ed. Hoche.
Cand. theol. et philol. G. H. Kloppe.
Conrector F. H. Müller.
Gymn.-Lehrer Dr. Rasch.
Züllichau: Prof. Dr. Wilh. Erler.
Gymn.-Director Dr. Hanow.
Oberlehrer Rohmer.

Anhalt.

Bernburg: Prof. Dr. O. v. Heinemann.
Prof. Nicolai.
Bernburg: Prof. Dr. H. Suhle.
Zerbst: Gymn.-Lehrer Dr. Hedicke.
Prof. Franz Kindscher.

Baden.

Heidelberg: Dr. Ihne.
Privatdocent Dr. Martin.
Prof. Dr. W. Oncken.
Privatdocent Dr. Riese.

Bayern.

Erlangen: Prof. Dr. Keil.
München: Prof. Dr. Christ.
Oberbibliothekar u. Prof. Halm.
Bibliothekar Thomas.
Würzburg: Prof. Urlichs.

Braunschweig.

Braunschweig: Schulrath Gravenhorst.
Holzminden: Oberlehrer Dr. Leidloff.
Seesen am Harz: Rector et past. coll. G. Schönermark.

Hessen.

Darmstadt: Gymn.-Lehrer Dr. Karl Bossler.
Dr. M. Rieger.
Giessen: Dr. Wilh. Clemm.
Prof. Weigand.

Lippe-Detmold.

Detmold: Director Dr. Horrmann.

Lübeck.

Lübeck: Prof. Prien.

Mecklenburg.

Friedland: Director Dr. Unger.
Güstrow: Gymn.-Lehrer Dr. Fritzsche.
Neustrelitz: Prof. Dr. Ladewig.
Schulrath Schmidt.
Parchim: Oberlehrer Pfitzner.
Dr. Staehle.
Rostock: Prof. K. Bartsch.
Prof. Dr. Fritzsche.
Schwerin: Oberlehrer Dr. Schiller.
Gymn.-Lehrer B. Volz.

Reuss jüng. Linie.

Gera: Realschullehrer Grunicke.
Oberlehrer Dr. Krämer.

Königreich Sachsen.

Chemnitz: Oberlehrer Dr. Theod. Gelbe.
Dresden: Prof. Dr. Baltzer.
Staatsrath Dr. Paul Becker.
Bibliothekssecretär Dr. W. Behrnauer.

Dresden: Gymn.-Lehrer Dr. H. Dunger.
Prof. Dr. Fleckeisen.
Oberbibliothekar Prof. Dr. Förstemann.
Prof. Dr. Helbig.
Prof. Dr. Friedr. Hultsch.
Privatgelehrter Dr. Krenkel.
Hofrath Melgunof.
Prof. Pfuhl.
Oberlehrer F. Polle.

Grimma: Rector Prof. Dr. Dietsch.
Prof. Dr. Bernh. Dinter.

Leipzig: Verlagsbuchhändler Ackermann-Teubner.
Stud. philol. C. Angermann.
Prof. Dr. Herm. Brockhaus.
Lic. theol. u. Pred. Dr. Brockhaus.
Prof. Fr. Delitzsch.
Gymn.-Lehrer E. Dohmke.
Stud. philol. R. Dressler.
Rector u. Prof. Dr. Eckstein.
Prof. Dr. Fleischer.
Stud. philol. Fleischer.
Dr. Felix Flügel.
Dr. Foerstemann.
Stud. philol. Götze.
Oberlehrer Dr. H. Grebe.
Gymn.-Lehrer Dr. R. Hildebrand.
Stud. philol. R. Hügel.
Gymn.-Lehrer Fr. Hultgren.
Stud. philol. Jungmann.
Gymn.-Lehrer Dr. Kautzsch.
Schulamts-Cand. Köhler.
Prof. Krehl.
Stud. d. deutsch. Philol. Fr. Lippold.
Gymn.-Director Lipsius.
Prof. H. Masius.
Privatgelehrter Dr. Mühlau.
Cand. philol. Aug. Müller.
Stud. orient. Praetorius.
Buchhändler A. Schmitt (Firma Teubner).
Prof. Dr. Tischendorf.
Stud. ling. orient. Tischendorf.
Gymn.-Lehrer Dr. H. Uhle.
Realschul-Director Prof. Dr. Wagner.
Privatgelehrter Dr. Whistling.
Dr. Ernst Windisch.
Stud. philol. E. Wülcker.
Gymn.-Lehrer Wustmann.
Dr. Heinr. Wuttke.
Orientalist Dr. Zenker.

Plauen im V.: Oberlehrer Otto Kaemmel.
Gymn.-Lehrer Dr. Nuster.

Zittau: Oberlehrer Dr. Seidler.
Gymn.-Lehrer Wilisch.

Zwickau: Gymn.-Director Prof. Dr. Hugo Ilberg.
Gymn.-Lehrer Camill. Kellner.

Sächsische Herzogthümer.

Altenburg: Prof. Flemming.
Schulrath Dr. Foss.
Prof. Dr. Garcke.
Prof. Dr. Kluge.
Dr. Rud. Schulze.

Eisenach: Prof. F. Hotzel.
Prof. Fr. Koch.
Gymn.-Lehrer Dr. Eug. Wilhelm.

Gotha: Gymn.-Lehrer Dr. Curtius.
Oberschulrath Dr. Marquardt.
Prof. Dr. O. Schneider.
Dr. K. Zangemeister.

Jena: Prof. Diestel.
Privatdocent Dr. Merx.
Dr. Joh. Schmidt.

Weimar: Prof. Heine.
Bibliothekar R. Köhler.
Dr. Menge.
Gymn.-Director Dr. Rassow.
Prof. Dr. Schubart.
Gymn.-Lehrer Dr. Schwarz.
Post-Secretär E. Suhle.
Prof. Weber.

Schwarzburg-Rudolstadt.

Arnstadt: Lehrer K. Hoffmann.

Rudolstadt: Oberlehrer Dr. Dittenberger.

Würtemberg.

Heilbronn: Prof. Planck.

Rotweil: Stadtpfarrer Dr. Wolff.

Tübingen: Prof. Michaelis.

Oesterreich.

Innsbruck: Prof. Dr. Jülg.

Lemberg: Prof. Gust. Lincker.

Wien: Privatdocent Gomperz.

Schweiz.

Aarau: Prof. Dr. Hirzel.
Prof. Dr. Uhlig.

Basel: Dr. J. J. Merian.
Prof. Dr. theol. Stähelin.

Bern: Privatdocent Dr. Hagen.
Prof. G. Rettig.

Russland.

Dorpat: Prof. L. Schwabe.

Helsingfors (Åbo): Dr. Donner.

St. Petersburg: Akademiker L. F. Kämtz

Quellenbuch, historisches, zur alten Geschichte für obere Gymnasialklassen. II. Abtheilung. **Römische Geschichte.** 3. Heft. Bearbeitet von A. Weidner, Conrector am Domgymnasium zu Merseburg. [VIII u. 260 S.] geh. 27 Ngr.

Ritschelii, Friderici, opuscula philologica. Vol. II.: ad Plautum et grammaticam latinam spectantia. Friedrich Ritschl's kleine philologische Schriften. Zweiter Band: Zu Plautus und lateinischer Sprachkunde. gr. 8. [XXIII u. 813 S.] geh. n. 5 Thlr. 24 Ngr.

Rubino, Joseph, Beiträge zur Vorgeschichte Italiens. gr. 8. [VIII u. 268 S.] geh. 2 Thlr.

Schaefer, Th., de Horatii carmine III. 27. addito corollario. Dissertatio philologica. [59 S.] gr. 8. geh. n. 12 Ngr.

Schuchardt, Hugo, der Vokalismus des Vulgärlateins. Dritter Band. Nachträge und Register. gr. 8. [IV u. 356 S.] geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

Teuffel, W. S., Geschichte der Römischen Literatur. Erste Lieferung. Bogen 1—11. [S. 1—176.] gr. 8. geh. n. 24 Ngr.

Dieses neue Handbuch der Römischen Literaturgeschichte wird einen Band von circa 40 Bogen umfassen, der in drei Lieferungen von 12—13 Bogen ausgegeben wird.

Thierfelder, Alb., de christianorum psalmis et hymnis usque ad Ambrosii tempora. [41 S.] gr. 8. geh. n. 12 Ngr.

Vergili, P., Maronis opera recensuit Otto Ribbeck. Vol. IV. Et s. t.: **Appendix Vergiliana.** Recensuit et prolegomenis instruxit Otto Ribbeck. [XVI u. 206 S. mit 1 lith. Tafel.] gr. 8. geh. n. 1 Thlr. 20 Ngr.

Weidner, Andr., Gymnasii Merseburgensis conrector, **C. F. Naegelsbachii vita ac disciplina.** Accedit: Livianae emendationis corollarium. gr. 8. geh. 16 Ngr.

Wentzke, J. A., Gymnasial-Oberlehrer, **Compendium der Psychologie und Logik** für die Gymnasien und Realschulen erster Ordnung. gr. 8. geh. 12 Ngr.

Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Anacreontis Teii quae vocantur συμποσιακὰ ἡμιάμβια ex anthologiae Palatinae volumine altero nunc Parisiensi post Henricum Stephanum et Josephum Spalletti tertium edita a Valentino Rose. 8. [XXIV u. 70 S.] geh. 9 Ngr.

Anthologia lyrica continens Theognim, Babrium, Anacreontea cum ceterorum poetarum reliquiis selectis, curavit Theodorus Bergk. Editio altera. [CIII u. 554 S.] 8. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Aristotelis opera. Vol. I. Et s. tit.: Aristotelis de partibus animalium libri quattuor ex recognitione Bernhardi Langkavel. [XVI u. 261 S.] 8. geh. 18 Ngr.

Mit diesem Bande beginnt eine vollständige Ausgabe des Aristoteles, zu deren Bearbeitung sich eine Anzahl der namhaftesten Philologen [darunter **Bonitz, Rassow, Torstrick** u. A.] vereinigen werden.

Fabricius, F., I. V. DR. ad Huschkii iurisprudentiae anteiustinianae reliquias **indices.** [VI u. 212 S.] 8. geh. 18 Ngr.

Diese **indices** passen zu den bis jetzt erschienenen beiden Auflagen von Huschke's weit verbreitetem Buche.

Iustiniani, Imp., institutionum libri quattuor. Cum praefatione et ex recognitione Ph. E. Huschke. 8. [XIX u. 205 S.] geh. 9 Ngr.

Phaedri Augusti Liberti fabulae Aesopiae. Recognovit et praefatus est Lucianus Müller. 8. [XIV u. 66 S.] geh. 2½ Ngr.

Simeonis Sethi syntagma de alimentorum facultatibus edidit Bernhardus Langkavel. 8. geh. 18 Ngr.

Zonarae, Joannis, epitome historiarum. Cum Caroli Ducangii suisque annotationibus edidit Ludovicus Dindorfius. Vol. I. 8. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bibliotheca Graeca, curant. Fr. Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost.

Sophoclis tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunder. Vol. I. Sect. III. continens Oedipum Coloneum. Editio quarta plurimis locis emendata. [XXXIV und 160 S.] gr. 8. geh. 18 Ngr.

Schulausgaben griechischer und lateinischer Classiker

mit deutschen Anmerkungen.

Cicero's zweiter Rede gegen C. Verres fünftes Buch. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. [140 S.] gr. 8. geh. 10 Ngr.

Homer's Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Friedrich Ameis, Professor und Prorector am Gymnasium zu Mühlhausen. Zweiter Band, zweites Heft. Gesang XIX—XXIV. Dritte vielfach berichtigte Auflage. [162 S.] gr. 8. geh. 12 Ngr.

——— ——— **Anhang.** IV. Heft. Erläuterungen zu Gesang XIX—XXIV. Mit zwei Abbildungen und zwei Registern. [115 S.] gr. 8. geh. 9 Ngr.

Homer's Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Fr. Ameis. Erster Band. Erstes Heft. Gesang I—III. gr. 8. [VII u. 128 S.] geh. 9 Ngr.

——— ——— **Anhang.** I. Heft. Erläuterungen zu Gesang I—III. gr. 8. [92 S.] geh. 7½ Ngr.

Horatius Flaccus, Q., Oden und Epoden. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. W. Nauck, Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Königsberg in d. N. Sechste Auflage. [XV u. 256 S.] gr. 8. geh. 18 Ngr.

Lysias ausgewählte Reden. Für den Schulgebrauch erklärt von Hermann Frohberger. Zweites Bändchen. gr. 8. [VI u. 188 S.] geh. 15 Ngr.

Ovidii Nasonis, P., metamorphoses. Auswahl für Schulen. Mit erläuternden Anmerkungen und einem mythologisch-geographischen Register versehen von Dr. Johannes Siebelis, Professor am Gymnasium zu Hildburghausen. Zweites Heft. Buch X—XV. und das mythologisch-geographische Register enthaltend. Fünfte Auflage. gr. 8. [IV u. 214 S.] geh. 15 Ngr.

Platons ausgewählte Schriften. Für den Schulgebrauch erklärt von Christian Cron und Julius Deuschle. Dritter Theil. A. u. d. T.: **Platons Laches.** Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Christian Cron, Professor an dem königl. Gymnasium bei St. Anna in Augsburg. Zweite Auflage. gr. 8. [VIII u. 75 S.] geh. 6 Ngr.

Xenophons griechische Geschichte. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. B. Büchsenschütz. Zweites Heft. Buch V—VII. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. geh. 12 Ngr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.